Der
Ruf des Evangeliums.

Ein vollständiger
Jahrgang von Predigten
über
die sonntäglichen Evangelien
des
katholischen Kirchenjahres.

Von

Dr. Johann Martin Düx,
Regens des bischöflichen Klerikalseminars „zum guten Hirten"
zu Würzburg.

Zweites Bändchen.

Regensburg, 1842.
Verlag von G. Joseph Manz.

Erster Sonntag in der Fastenzeit.

(1839.)

Jesus wurde vom Geiste in die Wüste geführt. Matth. 4, 1.

Jesus wird in die Wüste geführt, um vom Teufel versucht zu werden. So kann also auch die Unschuld versucht werden, und die Versuchung an sich, wenn keine Einwilligung erfolgt, kann keine Sünde seyn, denn sonst hätte sich der Heiland der Versuchung nicht unterzogen. Die Versuchung geschah in der Wüste, in der Einsamkeit, in völliger Abgeschiedenheit von den Menschen. Bei uns geschieht wohl auch sehr häufig die Versuchung in der Einsamkeit, aber noch häufiger in der Gesellschaft, in der Zerstreuung und Eitelkeit der Weltfreuden, im Taumel der Welt. Uns überrascht die Versuchung meistens nicht beim Fasten, sondern beim Ueberfluß und beim Uebermaß des Genusses, und wir wenden das Fasten nicht als Schutzmittel gegen

die Versuchungen an. Wir werden sehr oft nicht von dem heiligen Geiste den Versuchungen entgegengeführt, sondern von unserm eigenen lüsternen Geiste, oder von dem Geiste der Welt, oder von dem bösen Geiste, dem Satan. Das alles, meine Christen! macht einen wesentlichen Unterschied aus zwischen Christi Versuchung und unsern Versuchungen. Dazu kömmt noch der Umstand, daß Christi Versuchung unverschuldet, die unsrigen aber größtentheils verschuldet sind. Wir wollen heute daraus einen Gegenstand der Betrachtung machen, daß wir uns selbst zu Rede stellen, warum 1) unsere Versuchungen der Versuchung Christi so unähnlich sind, und 2) warum auch unser Verhalten dabei so häufig ein ganz anderes ist.

*

Um einen Vergleich zwischen unsern Versuchungen und der Versuchung Christi anzustellen, ist es nützlich, wenn man nach den Ursachen fragt, aus welchen der Herr sich hat wollen versuchen lassen. Er ließ sich nicht in der Absicht versuchen, um seine Tugendkraft und Allmacht vor den Menschen zu zeigen; denn in der Wüste war er keinem Menschen sichtbar, nur die Engel konnten Zeugen seiner Einsamkeit seyn. Auch konnte die Absicht nicht seyn, sich dadurch ein größeres Verdienst zu erwerben; denn bei Jesus war keine Vergrößerung mehr möglich, da er ohne Maß den Geist und die Gnade erhalten hatte. Vielmehr ließ er sich versuchen: 1) um uns durch sein Beispiel die Art und Weise zu lehren, wie wir kämpfen und den Versuchungen widerstehen sollen; 2) um durch seine Versuchung die unsrigen zu überwinden, d. h. um dadurch, daß er unsern Widersacher überwältigte, denselben desto unmächtiger

und kraftloser gegen uns zu machen. 3) Um durch die Versuchung und durch den Sieg über dieselbe die Schuld zu versöhnen, die unser Stammvater dadurch, daß er der Versuchung unterlag, über das ganze Menschengeschlecht gebracht hat. 4) Wollte er versucht werden zu unserem Troste, damit wir in unsern Versuchungen nicht verzweifelten, in der Ueberzeugung, daß wir, wie der Apostel sagt, einen Oberpriester haben, der in Allem versucht ist, der Mitleid haben kann mit unsern Schwachheiten, und darin, worin er selbst gelitten hat und geprüft ist worden, auch denen beizustehen im Stande sey, die nach ihm versucht werden. 5) Endlich ließ er sich versuchen, um uns zur Einsicht zu bringen, daß es auch für Gerechte und Heilige nicht nur nützlich und heilsam, sondern bisweilen sogar nothwendig sey, versucht zu werden, damit sie durch diese Prüfung sich selber besser kennen lernen, und durch Bekämpfung des Feindes Gelegenheit zum Verdienste und zu einer desto herrlicheren Krone sich verschaffen. Die Versuchungen haben ihren Nutzen auch für die Erregung der Schläfrigen und Nachläßigen, daß sie desto eher die Gefahr ihres Heils erkennen, und zu den wirksamsten Schutzwaffen, zum Gebethe, zum Wachen und Fasten greifen.

Daß sich also unser Herr Jesus Christus versuchen ließ, das geschah aus Liebe zu uns, zu unserem Vorbilde, zu unserm Troste. Daß wir aber so häufig versucht werden, geschieht großentheils in Folge unserer Unwachsamkeit oder unserer Sünden, oder es kömmt daher, daß wir uns aus Vermessenheit in die Versuchung begeben. Ich sage damit also: Unsere Versuchungen sind größtentheils selbstverschuldet; sogar wenn sie uns von Außen, von der Welt oder vom Satan kommen, kommen sie selten ganz ohne

unser Verschulden. Ich will dieß deutlicher auszusprechen versuchen.

Die dreifache Versuchung Christi ist nichts anders als eine Versuchung in den drei Hauptlastern des Menschen. Zuerst nämlich suchte der Versucher das sinnliche Begehren nach Genuß rege zu machen und wo möglich in Aufruhr zu bringen; der Genuß soll sich erheben, denn diesem schließt sich Völlerei und Schwelgerei von selbst an, und diese sind der Zunder der Wollust. Die zweite Versuchung ist eine Anreizung der Hoffart, und die dritte eine Lockung der Habsucht. Hier haben wir die drei Laster, die der heilige Johannes Augenlust, Fleischeslust und Hoffart des Lebens nennt.

Wer sollte nicht in irgend einem dieser Punkte Zeit seines Lebens versucht und hart angefochten worden seyn? Heil uns, wenn wir die Versuchung durch unsere Fahrlässigkeit oder durch unsere Sünden nicht selbst herbeigezogen haben! Solche selbstverschuldete Versuchungen sind immer schwerer und gefährlicher, als die unverschuldeten; sie enden nur zu häufig mit dem Falle. Allerdings giebt es auch Versuchungen, zu denen wir nichts beigetragen haben. Aber das sind wohl doch bei weitem die wenigsten. Die meisten quälen uns, weil wir uns freiwillig in dieselben begeben, oder ihnen nicht vorgebeugt haben, da wir es doch leicht gekonnt hätten, und ihnen, nachdem sie uns überfielen, nicht tapfere Gegenwehr entgegensetzten.

1) Lernen wir heute an der dreifachen Versuchung des Herrn, wie wir uns nicht ohne Noth der Versuchung aussetzen sollen. Sieh! der Versucher reizt ihn zur Gaumenlust. „Sprich, daß diese Steine Brod werden!“ Sammelt euch um dieses Schauspiel herum ihr Alle, die

ihr klagt, daß ihr von den Versuchungen der bösen Lust beständig beunruhigt werdet. Das mag seyn; aber habet ihr denn auch schon ein wenig darüber nachgedacht, woher dieser immer stärkere Andrang kommen mag? Da müsset ihr verstummen. Was klagt ihr? Ihr seyd selbst Schuld an eurer Qual. Ihr nähret und pfleget euren Leib auf eine übersorgsame Weise; ihr verweichlichet ihn, und wecket seine Lüste, wie einen schlafenden Löwen; ihr sorget für euren Magen, wie für ein unmündiges Kind in den Windeln; er muß jeden Tag zur bestimmten Zeit seine ausgesuchten Speisen haben und diese im Ueberflusse! Der Trank ist nicht zur Stillung des Durstes, sondern zum Kitzel, und wird genossen bis zum Uebermaße, bis zur Betäubung. Wie kann es da anders seyn? ihr müsset den Stachel des Fleisches empfinden. Andere lassen ihren Sinnen, namentlich den Augen, so viel Freiheit, daß sie dem Leibe unabläſſig fort den unsaubern Stoff der thierischen Lust zuführen und den Sinnen-Menschen damit quälen. Wieder Andere setzen sich durch nahen sündhaften Umgang, durch das Aufsuchen böser Gelegenheiten der Versuchung aus; Andere durch Mangel an Wachsamkeit ꝛc. Wie wollen sich diese noch über die Versuchungen beschweren? Ihr habet sie euch selbst gemacht, wird euch jeder Weise entgegnen; ihr wollt sie ja mit allem Eifer haben, da ihr sie herbeilockt, oder wenigstens nichts thut, um sie abzuhalten. Wisset ihr denn nicht, daß Wohlleben und Lauterkeit nimmermehr vereinbar sind? daß sie vielmehr wie Feuer und Wasser gegeneinander streiten? Die Alten malten die Ueppigkeit unter dem Bilde eines Wagens: der Wagen hat vier Räder, nämlich: eine üppige Tracht, trägen Müssiggang, ausschweifenden Blick, Anfüllung

des Magens. Dieser Wagen wird von zwei Pferden gezogen: vom irdischen Glücke und vom Ueberflusse. Diese haben wieder zwei Fuhrleute: den Luxus und die Entkräftung. Schon ein heidnischer Weltweise sagte: Venus ist die Gefährtin und Dienerin des Vollgenusses und Wohllebens. Solltet ihr also als Christen nicht wissen, daß die Bezähmung des Gaumens und Magens, die man ja eben in der katholischen Kirche im engern Sinne Fasten heißt, und die Keuschheit ebenfalls unzertrennliche Gefährtinnen sind? Christus der Herr sprach einmal von einer gewissen Gattung von Teufeln, welche nur durch Fasten und Gebeth könne ausgetrieben werden. Gewiß gehört der Fleischteufel zu dieser schlimmern Gattung, kann also ohne Fasten, ohne Bezähmung der Eßlust nicht ausgetrieben werden. Dazu macht der heilige Augustinus die schöne Bemerkung: „Sehet also, liebste Brüder! wie groß die Kraft des Fastens seyn muß, da es im Stande seyn soll, etwas zu thun, was die Apostel nicht thun konnten.“

Unsere Versuchungen dieser Art kommen also nicht sowohl von der Einsamkeit, als vielmehr von der Zerstreuungs- und Genußsucht. Eltern beschweren sich über die ihren Kindern hier und dort gestellten Versuchungen, und über die traurigen Fälle der Kinder; — und ach! — sie waren oft selbst ihre ersten Versucher und Verführer; denn nicht frühzeitig genug konnten sie dieselben in die Säle der Welt, in die Ball-, Konzert- und andere Säle führen; und dachten nicht daran, daß der Versucher darin weit heftiger tobt, als in der Wüste, d. i. in der stillen Lebensweise. Jetzt wollet ihr auf einmal, daß eure Kinder noch unbefangen, rein, herzlich und unverdorben seyen?

Ist das nicht ein arger Widerspruch? — So viel über die erste Versuchung.

2) Die zweite Art von Versuchung ist die der Ehrsucht, der Eitelkeit und der Hoffart. Ihr, die ihr in dem Spitale der Hoffart krank liegt, seyd gleichfalls meistentheils selbst Schuld an eurer Krankheit, und ihr beklaget euch mit Unrecht über die harten Versuchungen, die ihr leiden müsset. Ihr habet sie euch selbst aufgeladen — diese lästigen Versuchungen. Mehr als einmal habt ihr mit Augen gesehen, was an der menschlichen Ehre ist, wie sie ihren Sklaven unglücklich macht, wie sie ihn zur Rachesucht, zur Ungerechtigkeit, zur Unterdrückung Anderer ꝛc. treibt, und fast immer mit Schande und Verachtung endet; ihr habt dieß an euch selbst auf eine demüthigende Weise erfahren. Dessenungeachtet riß euch eure Ehrsucht wieder weiter: war sie an einem Orte befriedigt, so erwachte sie mit einem desto brennenderen Durste anderswo. Trotz dem widerstandet ihr keiner Versuchung; daher ist sie jetzt so stark geworden, daß ihr derselben euch kaum mehr wehren könnt. Wäret ihr den ersten ehrsüchtigen Regungen mit Ernst widerstanden, so wäret ihr leicht Meister geworden. Da ihr aber fort und fort nachgabet und euch in die Versuchung leichtfertig begabet, verließ euch immer mehr Gottes Gnade, und so fielet ihr von Sünde zu Sünde, und die Versuchung will nicht mehr von eurer Thüre weichen.

3) So verhält es sich auch bei der dritten Versuchung. Nicht lange haftet das Auge an Geld und Gut, so ist schon die abscheuliche Augenlust geboren, und der Mensch ist der elendste Sklave, ja, wie der Apostel sagt, ein Götzendiener. Es ist wahr, der Mensch hat eine angeborne Lust, zu besitzen; aber diese Neigung, diese Versuchung ist

nicht Sünde, so lange sie gemäßigt ist, und die Schranken des göttlichen Gebotes und des Gewissens nicht überschreitet. Daß aber die Versuchung zur Sünde wird, daß sie Geiz, Ungerechtigkeit, Unbarmherzigkeit, und andere Sünden gebiert, das ist des Menschen eigene Schuld. Wie kömmt er dazu? Dadurch, daß er sein Auge und Herz für fremde Noth verschließt, daß er gegen den Ruf der Gerechtigkeit und christlichen Liebe sich betäubt. Hat er nicht tausend Gelegenheiten, sich von seiner Sünde zu überzeugen? Bald stirbt ein geiziger Reicher, was nimmt er denn mit aus dieser Welt? Wohl nichts, als den Fluch der Leidenden und Erpreßten! Bald mahnt selbst die irdische Gerechtigkeit an das Unrecht, bald die Schande und der Schaden, die dem Habsüchtigen auf dem Fuße folgen, wenn er Eingriffe in fremdes Eigenthum sich erlaubt hat. Allein — nichts will auf ihn wirken; er giebt sich von neuem der Versuchung hin, und rastet nicht, bis er darin umkömmt!

Nicht wahr! so habe ich leider! recht, daß der Mensch sehr häufig sich selbst die Versuchungen bereitet? Wie leicht wäre es, im Anfange der Versuchung zu widerstehen! Die dreifache Versuchung des Fleisches, der Hoffart und des Geizes können wir überwinden, wenn wir die Waffen Christi dagegen zur Hand nehmen: diese sind Fasten und Gebeth. Wachet und bethet, damit ihr nicht in Versuchung fallet. Amen.

Zweiter Sonntag in der Fasten.

Herr! Hier ist gut seyn. Matth. 17, 4.

Ein schwacher Strahl götklicher Macht und Herrlichkeit war es, den der Herr auf dem Verklärungsberge seine Jünger schauen ließ; und doch verbreitete dieser schwache Strahl schon einen so hellleuchtenden Glanz, und goß in die Seele des entzückten Petrus ein so inniges Wonnegefühl, daß er hier bleiben und Wohnungen bauen wollte. Statt aller Jünger nahm Jesus nur die drei vertrautesten mit sich; diese waren die Auserwählten von der auserwählten Schaar; sie sollten dereinst die mächtigsten Säulen im Vorderbaue seiner Kirche werden; deßwegen wollte sie der Herr besonders stark machen. Zu diesem Ende wollte er ihnen auch einen Vorgeschmack des Himmels gewähren, und zwar in einem Maße, wie sie es vertragen konnten. Groß für Menschen mußte es gewesen seyn — dieses Maß, das verbürgt uns die Rede des wonnetrunkenen Petrus, und die Erzählung des Evangeliums: daß Christi Angesicht leuchtete wie die Sonne, und seine Kleider weiß wurden wie Schnee.

Welch ein Anblick muß es gewesen seyn, den Herrn in seiner Menschheit verklärt zu sehen! Diesen Himmelsglanz strömte die ihm inwohnende Gottheit auf seine Menschheit aus, und ging selbst auf seine Kleider über.

Wie ganz anders erscheint er heute auf Thabor, und wie ganz anders bald darauf auf Golgotha! Damit aber Golgotha ihnen nicht zum verderblichen Aergernisse werde, darum leuchtete er vor ihnen im Glorieglanze auf Thabor. Auch die Gesellschaft war berechnet auf seine Beglaubigung als Messias vor seinen Jüngern. Moses und Elias — der Eine das Gesetz, der Andere das Prophetenthum vorstellend — erschienen und unterredeten sich mit dem Stifter des neuen Bundes. Seine Jünger, und durch sie die spätere Kirche, sollten dadurch belehrt werden, daß der nämliche Gott die Offenbarung des alten wie des neuen Bundes den Menschen mitgetheilt habe, daß Christus den alten Bund nicht verwerfe, sondern nur in einen neuen höheren, heiligeren, ewigen Bund umwandeln wollte. Dadurch bezeugt er sich als den Gottesgesandten, der den neuen Bund an den alten anreihen sollte; ja neben Moses und Elias steht er da als Derjenige, auf den das Gesetz und die Propheten als auf ihr letztes Ziel hingewiesen haben. So wirft denn Christus Licht und Klarheit auf Moses und Elias im alten Bunde, während er den neuen Bund in seinen Jüngern bestrahlt und das Licht der Erfüllung aller Verheißungen aufgehen läßt. Ein solch erhabenes Schauspiel, mehr dem Himmel, als der Erde angehörend, mußte in den Jüngern das Verlangen erwecken, diesen Zustand andauernd zu erhalten. Das war ein der Menschennatur ganz angemessenes Verlangen. — Christen! auch in uns äußert sich allemal das Verlangen, da zu bleiben, wo gut seyn ist. Nur ist dabei die Hauptfrage, ob unser Verlangen allemal ein geregeltes, vernünftiges, christliches ist. Dieß führt mich in Betrachtung des heutigen Evangeliums auf die zwei Punkte:

I. In welchem Sinne verstehen wir gewöhnlich den Satz: Hier ist gut seyn?

II. In welchem Sinne sollen wir diesen Satz verstehen?

I.

Es war eine überirdische Erscheinung, welche Petri Gemüth in entzückte Wonne tauchte; es war diese Wonne selbst überirdischer Natur, und doch war die Petrusfreude nicht ganz in Ordnung, nicht ohne Tadel. In dem Evangelium nach dem heiligen Markus ist nämlich hinzugefügt: „Er wußte nicht, was er (Petrus) sagte; weil sie bestürzt waren" (Mark. 9, 5.). Petrus wußte nicht, was er sagte — heißt so viel als: Petri Wunsch war nicht ganz besonnen, nicht verständig, oder sittlicher Weise nicht ausführbar. Das Außerordentliche, das Betäubende des Ereignisses hatte ihm wirklich die ruhige Ueberlegung, und die besonnene Einsicht in die Natur der Sache benommen. Wie hätte er sonst glauben können, Christus sey bereits schon im Zustande seiner letzten Verherrlichung, oder Moses und Elias bedürften der Hütten? Wie hätte er auch Moses und Elias mit Christus in Eine Reihe stellen können? Wie hätte er wünschen können, daß Christus, von dem der Welt das Heil sollte gebracht werden, auf dem Berge bleibe? Ferner, wie hätte sich Petrus der Täuschung hingeben können, in dem Orte des Jammers und der Verweisung, wie doch die Erde muß betrachtet werden, schon die Glückseligkeit zu sehen! Wie hätte er, wofern er bei reiflicher Ueberlegung gewesen, Christus von dem Predigtamte und vom Leiden, sohin von der Erlösung der Welt abhalten können? Endlich wie hätte er mit Jakobus und

Johannes allein diese vorgehaltene Seligkeit sich aneignen können, da diese doch für Alle bestimmt ist, und noch dazu, wie hätte er ihren Genuß vor der Arbeit, wie die Krone vor dem Kampfe, verlangen können?

Christen! diese Umstände sind Grund genug, warum der Evangelist sagen konnte: Er wußte nämlich nicht, was er redete. Die Schriftausleger nehmen daher diese Aeußerung auch in dem Verstande, daß das Verlangen Petri ein ganz unzeitiges gewesen sey. So drückt Johannes Damascenus sich auf folgende Weise aus: „Es ist dir nicht gut, o Petrus, daß Jesus hier bleibe; denn so erhieltest du die Schlüssel des Reiches nicht; auch würde nicht getilgt worden seyn der tyrannische Tod; suche nicht vor der Zeit die Glückseligkeit, wie Adam gesucht hat Gott gleich zu werden.“

Wohl wußte Petrus nicht, was er redete. Das that die übergroße Freude über einen nie gefühlten ganz übernatürlichen Zustand. Wie oft gleichen wir hierin Petrus! Aber nur ist nicht selten der große Unterschied, daß das Uebermaß unserer Freude nicht in übernatürlichen, höheren Dingen stattfindet, oder daraus entspringt. Wie oft bauen doch die Menschen Hütten für sich und für Andere! Aber was sind das für Hütten? Ist das Fundament davon der christliche Glaube an Gott und die Unsterblichkeit unserer Seelen? Nein! vielmehr eine unbeschreibliche Gleichgültigkeit gegen die unsichtbaren Güter, ein Haften an den sichtbaren. Auch heute noch bauen die Christen sich Hütten; aber wo möchten sie dieselben aufgeschlagen haben? Auf Thabor, wie es Petrus wünschte? Nein! im Thale der niederen Begehrungen, wo es der gröberen Genüsse in Ueberfluß giebt. Aufgebaut möchten sie die Hütten haben

im dumpfen Nebel der Erdensorgen, der Reichthümer, in den dunklen Gängen der Ränke und List, der Rachelust und der vornehmen Verachtung Anderer; nicht auf den anmuthigen Bergen des Gottvertrauens, wo man mit reinen Blicken sich der besseren Heimath zusehnt, und mit Liebe alle Brüder Christi umfaßt. Wie viele Hütten werden noch heute gebaut, aber wohin? Bald auf sinnliche Neigung zu einer Person, bald auf die Macht eines Menschen, bald auf großes Vermögen in Geld und Gütern, bald auf Gesundheit und Schönheit des Leibes, bald auf glänzende Geistesgaben. Es sind dieß fast durchgehends Hütten irdischer Glückseligkeit; das sind fürwahr recht gebrechliche Hütten; oft stürzen sie den Inwohnern über dem Haupte zusammen.

In einer Gegend, die von Menschenwohnungen entlegen ist, sucht man gegen des Wetters Ungestüm Schutz in kleinen Hütten, die in gewissen Entfernungen auf dem freien Felde stehen. Diese Hütten sind enge, oft morsch und voll von Rissen, durch die der Regen ohne Hemmung eindringt; sie sind nicht gehörig befestigt im Boden, weil ohne Fundament auf der Oberfläche stehend; werden daher oft von starken Windstößen oder von gewaltigen Wasserfluthen umgestürzt. Sie sind nur wenig schützend, nur ein Nothbehelf gegen die erste Verlegenheit. Dennoch schützen diese Bretterhütten den Körper oft besser vor dem Ungemache des Wetters, als jene Hütten irdischer Glückseligkeit den Menschen vor den Fluthen des Elendes. Diese Hütten sind wahre Elendshütten; sie schützen weder gegen den Frost der Seele, wenn sie liebeleer, und vom Eis der Selbstsucht und des Starrsinnes überzogen ist, noch gegen die Trockenheit, wenn kein Thau und kein Regen das

Innere befeuchtet und erweichet; noch schützen sie gegen die Hitze der Versuchungen und der heißbrennenden Leidenschaft. Glaubt es nur, diese eure selbstgebauten Hütten widerstehen keinem Elemente, und halten kaum den ersten Andrang aus. Dieß ist auch gar nicht zu verwundern. Aus welchem Stoffe sind sie doch gebaut? Aus morschem Gebälke, darüber nur locker ein wenig Lehm geworfen ist. Im Taumel der Lust an geträumter Glückseligkeit glaubt der getäuschte Mensch in seiner Lieblingsneigung ein wohl und fest gefügtes Gebälke, und sieh — da bläst ein ungestümmer Wind, und sein ganzes Glückshäuschen liegt zu Boden. Wie Mancher hat in der Bitterkeit seines Herzens sein Glückshaus, das er sich selbst gebaut, wieder einstürzen sehen, und hat es nimmermehr von neuem aufbauen können! Sehet sie alle an, meine geliebte Christen! sehet sie alle an diejenigen Menschen, die aus ihrer Sünde sich ein Haus gebaut haben, als könnten, als wollten sie ewig darin leben, die die Erde zum Himmel machen, oder einen bloß irdischen Himmel haben wollten. Sie haben über den wahren Himmel auch den irdischen Himmel, d. i. die Zufriedenheit, verloren. Wo hat sie gelassen ihre Geldsucht, wo ihr Stolz, wo der geleerte Becher böser Wollust? O die lichte Wolke des Glückes, in der sie ewig zu erglänzen hofften, hat sich in eine dunkle Wolke innerer Unzufriedenheit und äußerer Noth eingehüllt. Man kennt den Ort nicht mehr, wo sie einst ihre Verklärung feierten. Wie die Blume des Feldes, so verwelkt die Herrlichkeit des Sünders, der auf den Gelüsten seines Herzens ausruhen zu können wähnte.

Wie Mancher spricht da im Taumel seiner Lust: Hier ist gut seyn! Hier will ich mich für immer wohnlich

einrichten. Wie Mancher spricht nach der Weise des reichen Prassers zu sich selbst: Iß und trink und laß dir wohl seyn! Doch da meldet sich auch eine Stimme an, die man freilich nicht hören will, die aber mit nackten Worten eine schwarze Zukunft verkündet: „Du Thor, heute noch wird man deine Seele von dir nehmen!"

Welch ein Mißbrauch wird doch mit dem Besten getrieben! Einen solchen Mißbrauch erfahren auch die Worte: Hier ist gut seyn! Mißbrauch geschieht damit, indem man entweder gar nichts dabei denkt, oder indem man Unrichtiges oder gar Unerlaubtes dabei denkt. Mit unerklärlicher Gleichgültigkeit redet man oft von dem menschlichen Leben, von dem Lebenslaufe und Lebensende eines bekannten Menschen, als ob davon wenig oder nichts abhängig wäre; und doch — welcher unterrichtete Christ weiß dieses nicht? — und doch hängt die ganze Ewigkeit ab von dem Leben und dem Lebensende eines Menschen. Aber wie selten kömmt dieß unter Christen zur Sprache, wie selten wird Einer darnach beurtheilt, wie er lebt, ob er Gutes sammelt; wie er sein Licht leuchten läßt vor den Menschen, wie sein Beispiel aller Nachahmung würdig sey, wie ein solcher Mensch nach vollbrachtem Laufe ruhig und heiter dem Tode in's Angesicht sehen könne. Also das eigentliche Gutseyn bei dem Guten sieht man nicht an; aber auch bei dem unchristlich Lebenden sieht man das Böse nicht an; lieber sieht man darauf: ob es ihm gut geht, d. h. ob er fett und ausgesucht speisen, köstliche Getränke trinken, sich reich und mit viel Abwechslung kleiden, sich viele Vergnügen machen kann. Ist dieß der Fall, dann ist auch der so Begabte, ob er schon in allem Guten ein Bettler wäre, ein glücklicher Mann, ein braver und rechtschaffener Mann

in den Augen der groben Sinnenmenschen, die keine andere Glückseligkeit kennen, als die erwähnte von der gröbsten Natur. Sie verwechseln also durch einen sehr argen Irrthum diese sinnliche Glückseligkeit mit der Tugend oder dem sittlichen Werthe eines Menschen, der allein nur vor Gott und für Gottes Reich gilt. Arge, gefährliche Verwechslung von Wohlseyn und Gutseyn! Dieß edle Wort wird so gar verschieden gebraucht. Der Tugendhafte spricht in Stunden heiliger Freude über Gottes herrliche Werke, Macht und Liebe: Hier ist gut seyn; aber auch der an der Sünde klebende Erdenmensch ruft aus: Hier ist gut seyn! — doch gewiß ruft es dieser nicht in heiliger Liebesfreude, nicht im Vorgefühl der ewigen Güter, um die er augenblicklich alle irdischen hinzugeben bereit wäre, nicht wie Petrus, aus überraschter Liebe zum Herrn, und aus Wonne über dessen maßlose Verherrlichung. Nein! wenn der Sinnenmensch spricht: Hier ist gut seyn — dann spricht er es stets aus mit niederer Selbstsucht, dann will es allezeit so viel heißen: Hier findet meine Lust ihr Genüge, hier kann ich schwelgen und schwimmen im Bade meiner Begierden!

Christen! Es ist nicht christlich, auf solche Weise seine Glückseligkeit sich gründen und sichern wollen. Christen! es ist heidnisch, zu sagen: Hier ist gut seyn, wo doch Christus nicht ist, wo sein Name nicht geheiligt und angebethet wird. Alle, die da ihre Wohnungen bauen möchten, wo Christus und sein heiliges Gesetz nicht ist, richten fremden Göttern Altäre auf, und werden Götzendiener. Seyen wir aufrichtig gegen uns selbst; haben wir selbst allemal das Wort recht verstanden: Hier ist gut seyn? Hat es allemal der Glaube aus uns gesprochen — dieses

Wort, oder aber unser lüsterner Sinnenmensch, der sich von seinem Genusse nicht trennen will? Hat es die Liebe zu Gott gesprochen, oder aber die blinde Liebe zu uns selbst, die, wie ein unverständiges Kind, alles und jedes Begehren gewährt haben will? Prüfen wir wohl unsere Absicht, warum wir schon oft in unserem Herzen gesprochen haben: Hier ist gut seyn. Ich fürchte, Christen! wir werden es schon oft gesprochen haben, als man uns den Weihrauch der Ehre und des Lobes gesprochen, als uns eine lebenslustige Gesellschaft umgab, als uns das Glück in unseren Unternehmungen lächelte, als unser Wohlstand mehr und mehr zu grünen begann; als ruhige und gemächliche Tage uns winkten, als die Gunst einer hohen Person uns eine nahe Erhebung verhieß ꝛc. Ich fürchte, sage ich, unser Herz möge bei derlei Untersuchungsfragen sich nicht frei von Schuld sprechen können. Ja wir müssen das zweideutige Gutseyn oft im unrechten Sinne verstanden haben; woher hätte sonst die Unruhe und die Unzufriedenheit kommen können, die sich alsbald einstellte, als sich die Sonne dieses Scheinglückes unter dunkle Wolken verstecken wollte? Wie sich diese trügerischen Güter und Genüsse zurückzogen, nicht wahr, in demselben Grade zog sich auch unsere gute Laune, unser Wohlbehagen zurück? Ein deutliches Merkmal, daß wir uns nicht an der Verklärung Christi freuten, sondern über die Verherrlichung unseres eigenen Ich's; daß wir uns nicht christlich freuten, weil wir in dem Kreuze Christi so gar keine Freude empfanden. Die christliche Religion führt ihre Bekenner nicht bloß auf den Verklärungsberg, sie führt auch auf den Oelberg und auf Golgotha; der Christ soll auch im Kreuztragen seine Freude finden, wie Petrus sammt den

übrigen Aposteln seine Freude darin fand, um des Namens Jesu willen Verfolgung und Schmach zu leiden. Weil wir denn so großen Widerwillen dagegen haben, mit Christus in den Garten Gethsemane zu gehen, so führt uns Christus oft gegen unsern Willen dahin, um uns von den Hütten der Sünder wegzuziehen, wo wir in der verderblichsten Verblendung meinen, daß es uns gut sey zu verbleiben.

Nicht wahr — bei solchen Betrachtungen zeigt sich das trügerische Gutseyn von einer ganz andern Seite; wir werden gewahr, daß wir im Thun und Lassen dieses Wort oft arg genug mißverstanden haben. Nun fragt es sich, in welchem Sinne wir es fortan verstehen sollen.

II.

Christen! jederzeit müssen wir durch eigenen Schaden klug werden, wenn wir der Stimme der Religion nicht Gehör und Glauben schenken; und wohl uns, wenn der eigene Schaden uns endlich klug und vorsichtig macht. Wie oft läßt Gott uns Steine des Anstoßes auf die Pfade unseres eingebildeten armseligen Erdenglückes werfen, gerade dann, wenn wir am tollsten darauf einhertaumeln. Gott will uns wieder zurecht und zu uns selbst bringen, er will uns aus den Armen einer sehr gefährlichen Selbsttäuschung in das reine Licht der Wahrheit zurückversetzen. Unbesonnenheit und Undank ist's, wenn wir diese Lehre nicht annehmen, und die Hand des lehrenden Führers zurückstoßen wollen. Leider aber — häufig schon haben wir uns nicht entblödet, diesen gegen uns selbst grausamen Undank zu begehen. Mit hartnäckigem Widerstreben fahren wir oft fort, auf dem morschen Grunde unserer Begierden

die Hütten unseres Glückes aufzurichten. Wir verspüren recht unsanft die dadurch entstehende Verwirrung unseres Innern, und doch wollen wir von dem babylonischen Thurmbau nicht ablassen. Wir gewahren oft die hemmende Hand, die den stolzen Tempel unserer Selbstvergötterung nicht aufkommen lassen will: und doch tragen wir immerfort neue Bausteine herbei, den verblendeten Juden gleichend, die nicht ablassen wollten, den abgebrannten Tempel zu Jerusalem neu aufzurichten, obschon ein geheimnißvolles Feuer ihre Werke immerfort zerstörte. Christen! seyen wir doch klug, und widerstreben wir nicht den weisen Fügungen und Fingerzeigen des Allmächtigen, wenn er unsere Glückshütten zu wiederholten Malen zusammenstürzen läßt. Lassen wir vielmehr eine heilsame Furcht in unsern Herzen Platz greifen, wenn uns der Herr solche Mahnzeichen giebt, um uns zum Verständniß zu bringen. Lernen wir diese Furcht von den drei Jüngern, die da über dem außerordentlichen Glorieglanz auf Thabor bestürzt zu Boden lagen. Und doch war das Verlangen des Petrus kein sündhaftes, sondern nur ein unbesonnenes Verlangen. Um so gerechter ist unsere Furcht, wenn wir das schnöde Verlangen hegen, Sündenhütten zu bauen.

Wenn Gott unsere Glückshütten einwirft, wenn er unsere thörichten Plane und Wünsche nicht zur Ausführung kommen läßt, was lernen wir daraus, oder besser, was sollen wir lernen? Wir sollen ganz einfach daraus abnehmen, daß dieselben eben thöricht, sohin auch verderblich für uns seyen. Wir sollen von unserem Eigenwillen abstehen, und unsere Begehrungen und Hoffnungen auf das einzige haltbare Fundament bauen, das da ist der Wille Gottes, unseres Herrn und Vaters. Schnell

und ohne Verzug sollen wir Hütten für den Himmel bauen; diese werden uns zugleich gegen die rauhen Stürme dieser Erde Schutz und Sicherheit gewähren. Auch jene Wünsche und Hoffnungen, die zwar nicht sündhaft an sich sind, die jedoch nur der Erde angehören, sollen wir aufgeben und zwar schnell aufgeben lernen. Jeder Verzug ist bei der Kürze unserer Lebenstage ein bedenklicher Verlust. Der heilige Bernardus drückt dieß in dem Sinnspruche aus: Die Stunden — die wenigen, eilen, kurz ist hier unser Verweilen *). Fürwahr! kurz ist unser Verweilen. Und bei diesem kurzen Verweilen sollten wir nichtswürdiger Kinderspiele wegen uns verhalten? Wir wollen uns einen Wanderer denken, dem eine bestimmte kurze Frist vorgegeben wäre, um an einem gewissen Ziele einzutreffen, widrigenfalls er sein Leben lang einen schauerlichen Kerker zu hüten verurtheilt würde; dieser Wanderer aber stünde da und dort bei jeglichem Possenspiele auf der Straße und verschleuderte so seine knapp gemessene Zeit, von deren Verlust der unvermeidliche Verlust des höchsten Gutes, der Freiheit, abhinge. Was würden wir von diesem Wanderer denken? Gewiß! wir würden alle in unserem Urtheile übereinstimmen, und ihn für einen höchst leichtfertigen, sinnlosen, ja gewissenlosen Menschen halten — und würden uns kaum erwehren können, uns über ihn zu ärgern. Unser Unwille würde sich aber sicherlich bis zur höchsten Entrüstung steigern, wenn man uns noch sagte: Dieser Mensch hatte den eiligen Auftrag von einem menschenfreundlichen Fürsten, einem wegen Majestätsbeleidigung zum Tode Verurtheilten, an dem in kürzester Frist das Urtheil sollte

*) Rara hora, brevis mora.

vollstreckt werden, die Begnadigung zu bringen; durch sein Verweilen auf dem Wege aber kam er zu spät an, und vernichtete so ein Menschenleben, das er hatte retten sollen und retten können. — Christen! sind wir nicht eben so strafbar saumselig, wenn wir unsere kurze Lebenszeit vertändeln, verlachen, verplaudern, verspielen? Wir sollen an unserem Ziele anlangen, sollen ohne Zögern stets demselben näher rücken, dazu jede Minute verwenden; die Zeit vergeht einmal, wie das anderemal, mögen wir dem Ziele nahe kommen, oder ferne bleiben. Ist sie abgelaufen, ohne daß wir am Ziele sind, dann ist durch nichts mehr das Versäumniß einzuholen, durch nichts mehr gut zu machen. Es steht Leben darauf oder Tod, ob wir unsere Lebenszeit und die uns begleitende Gnade Gottes so benützen, daß wir nach deren Ablauf das Ziel errungen haben oder nicht. Halten wir uns also unsere Schritte nicht selbst ein, jeder derselben ist nothwendig, um das Ziel zu erreichen; ein einziger, der fehlt, vereitelt die Erreichung des Ziels; Einer ist aber auch — der letzte; nach ihm folgt in dieser irdischen Welt keiner mehr; die Pforte schließt sich hinter ihm für immer! Gewiß ergreifende Betrachtungen, deren Wahrheit einen bekehrenden und erregenden Eindruck auf uns machen sollte. Warum dieß nicht so oft geschieht, wie zu erwarten wäre, kömmt wohl daher, daß man solchen Betrachtungen viel zu wenig Platz einräumt, vielmehr denselben aus Liebe zur gewohnten Bequemlichkeit aus dem Wege zu gehen sucht.

Auf der Erde ist unseres Bleibens nicht; in Bezug auf die Erde und ihre Güter können wir also auch nicht sagen: Hier ist gut seyn; wohl aber dürfen wir diese Worte in einem andern bessern Sinne sprechen. Recht

oft dürfen und sollen wir wenigstens in Gedanken die Worte wiederholen: Hier ist gut seyn! aber unter welchen Umständen? Welchen Sinn müssen wir damit verbinden? Christen! so oft uns über die himmlischen Dinge, über die Güter und Gaben des h. Geistes ein beseligendes Wonnegefühl durchströmt, dürfen wir demselben auch Platz machen und sagen: da ist gut seyn. Christen! in einem guten Gewissen — ist uns gut seyn. In einem festen Glauben, in der Gerechtigkeit, in der Trübsal um Christi willen — da ist gut seyn. In den Werken der Selbstbesiegung und der Barmherzigkeit — ist gut für uns seyn. In der frohen Hoffnung der baldigen Anschauung Gottes, in dem Bewußtseyn vor Gott Vergebung erlangt zu haben — da ist gut seyn! In der Anbethung Gottes, in seinem heiligen Tempel — vor dem heil. Altarssakramente — da ist gut seyn.

Gewöhnt euch bei Zeiten an den Gedanken, daß in Allem, was die Erde bietet, nicht gut seyn ist, eben weil es nicht unser Eigenthum ist, und weil es uns nicht glücklich macht. Gewöhnet euch bei Zeiten, in guten sowohl als in schlimmen Tagen, an den Gedanken, daß die irdischen Glückshütten, sammt eurer eigenen Leibeshütte, in Kurzem nicht mehr sind; bauet dann desto emsiger an den ewigen Hütten. Verschiebet diesen Bau nicht, damit ihr einst Wohnungen dort oben in Besitz nehmen könnet; dieser Bau muß hier schon aufgeführt werden durch einen unerschütterlichen Glauben an den eingebornen Sohn Gottes und durch die Werke des Glaubens. Hier müssen die Wohnungen vorbereitet werden, dort nehmen wir sie aber erst in Besitz. Denn hier haben wir keine bleibende Stadt, sondern wir suchen eine künftige; möchten wir diese auch sicher finden! Amen.

Dritter Sonntag in der Fasten.

(1837.)

Als er den Teufel ausgetrieben hatte, redete der Stumme. Luk. 11, 14.

Welch ein Reichthum von Lehre und That tritt uns in dem eben verlesenen Evangelium entgegen! Gottes Macht, bekundet durch Austreibung des Teufels, liegt vor unseren Augen da. Nicht bloß die Natur gehorchet dem Allmachtsworte ihres Schöpfers und spricht mit beredter Zunge: Ich muß gehorchen, denn er ist mein Herr! Nicht bloß die Krankheit des Leibes weicht auf Christi Befehl, auch die Krankheit des Geistes, den der böse Feind in sein Netz, unter seine Herrschaft gezogen hat, wirft alsbald ihre schwarzen Fessel ab, im Augenblicke, wo sie denjenigen erblickt, der mächtig genug ist, den Satan selbst zu binden, und seine Herrschaft zu zertrümmern. Der Fürst dieser Welt wird hinausgeworfen von dem Fürsten der Ewigkeit. Die Austreibung der Teufel gehört mit zu den stärksten Beweisen, daß Christus wahrhaft Gott ist. Nur Er konnte die Menschen vom Satan befreien, nur Ihm gehorchte der Satan.

Das Wunder steht an der Spitze; wo ist der Glaube? Sollen nicht einmal Wunder den Menschen zum Glauben

vermögen? Worüber soll man mehr staunen, über Christi Macht und Liebe, die er im Wunder offenbar machte, oder über den Unglauben daran, der uns unglaublich vorkommen müßte, wenn er uns nicht eben so zuverlässig berichtet würde, als das Wunder selbst? Die Zeugen des Wunders begnügen sich nicht mit diesem, sie verlangen noch Zeichen vom Himmel, da sie doch die Macht des Himmels gesehen hatten! Noch mehr! Ein sprechendes Gemälde des Unglaubens, der tiefsten Versunkenheit thut sich darin kund, daß man dem Teufel zuschreibt, daß er seine eigene Macht gebrochen habe! Wahrlich! wir brauchen keinen weitern Beweis, daß eine Menschheit wie diese in den ehernen Banden des Satans gefesselt lag, und einer Erlösung daraus dringendst bedurfte. Der Besessene im Evangelium war nicht der Einzige, der die Macht der Hölle empfand; die ganze pharisäische Menschheit war von ihr im Geiste beherrscht, da sie Gottes Allmachtswerk läugnete!

Darauf folgt die kräftige Zurechtweisung der geistig Blinden von Seite Jesu, eine Zurechtweisung, wie man sie allen Geistesblinden, d. h. allen Verstockten und Ungläubigen wünschen muß. Welche lehrreiche Anwendung ließe sich daran knüpfen, so wie an Alles, was Jesus weiter lehrt! Doch wir sind unfähig, den göttlichen Lehr-Reichthum auf einmal zu überschauen, geschweige würdig zu bewundern und zu beherzigen. Die wenigen Worte meines Textes sind schon so voll des Inhaltes, daß wir heute nicht lange genug dabei verweilen können. Der besessene Stumme ist das Bild des Sünders: soll und will dieser befreit werden, so muß zuerst der Sünden-Geist ausgetrieben werden, und dann muß der Sünder reden. Das Erste geschieht

a) Durch Zerknirschung über die Sünde. Das Zweite
b) Durch Bekenntniß der Sünde.

*

a) Der böse Geist hatte den Menschen, dessen er sich bemächtigt, stumm gemacht, er hatte ihm mit der Sprache die Geselligkeit, die Freude und Freundlichkeit, die Fähigkeit genommen, sich Andern mitzutheilen, und von andern Rath, Belehrung und Trost zu empfangen. Auch die Sünde macht den Menschen stumm, nimmt ihm die Gabe der Rede, der Theilnahme, der Gelehrigkeit, des Gehorsams. Der Sünder ist stumm, verschlossen, in sich gekehrt, er entdeckt seine gefährlichen Wunden nicht, brütet nur Anschlägen nach, wie er weiter seine Wege gehen und seine List oder Bosheit befriedigen wolle; er ist nicht offen gegen sich noch gegen Andere; er ist argwöhnisch, und denkt Schlimmes von Andern. Er redet nicht, wenn er durch Reden Sünde und Unrecht verhüten könnte, und wenn er aus christlicher Pflicht reden sollte. Die Sünde bindet ihm die Zunge; denn er muß fürchten, sich zu verrathen. Er ist stumm, wenn er Reines, Heiliges, Erbauliches reden sollte; denn sein Herz liebt ja das Gegentheil. Er kann das Gute nicht loben, nicht empfehlen; er müßte es denn zum höchsten Grade der Heuchelei gebracht haben. Er kann nicht mitreden, wenn man gute Vorsätze und Anschläge macht; denn er billigt sie nicht im Herzen. Er kann nicht sprechen, wenn ein Laster gezüchtigt oder gerügt werden soll; denn er müßte sich selbst mitzüchtigen und mitrügen. Die Sünde macht den Menschen nicht bloß blind und taub, sondern auch stumm.

Dieser stumme Geist beherrscht den Sünder, wenn er

seine Sünde verdecken will, dagegen quält ihn der geschwätzige Geist, wenn er darauf ausgeht, Anderer Fehler aufzudecken. Eltern sind stumm, wenn sie die üblen Gewohnheiten ihrer Kinder bereden sollten. Der Vater ist stumm, wenn er mit der donnernden Vaterstimme das Ohr und Herz eines ausschweifenden, störrischen Sohnes erschüttern sollte. Die Mutter schweigt, wenn sie den zweideutigen Umgang ihrer Tochter wahrnimmt. Dadurch bestätigt sie ihn. Sie schweigt zu den überspannten Forderungen, die sie in Kleidung und Lebensweise macht; und dadurch verwöhnt sie ihr Kind; sie schweigt zu Unarten, beleidigenden, ehrfurchtverletzenden Ausdrücken, und verzieht so ihre Tochter. Hier wird sie beherrscht von einem stummen Geiste. Aber mit großer Geschäftigkeit thut sich dafür der sonst geschwätzige Geist hervor. Dieselbe Mutter weiß nicht Worte genug zu finden, die Gewandtheit ihres Kindes zu rühmen, weil sich dieß Kind vielleicht eine gewisse Freiheit im Umgange erlaubt; sie weiß ihren Lobeserhebungen kein Maß zu geben, wenn sie von der Anständigkeit, der Schönheit, der Geschicklichkeit, der Beliebtheit des jungen Geschöpfes spricht, oder dessen Untugenden entschuldigt.

Der böse Geist ist ein Geist des Widerspruchs; daher kömmt's, daß in einem und demselben Menschen der stumme und der geschwätzige Geist oft beisammen wohnen, um das Unheil des Menschen mit vereinten Kräften zu vollenden. Sieh nur den Neidigen an und beobachte den, welcher einen Menschen haßt. Mach' einmal die Probe. Rede Gutes, Vortheilhaftes und Empfehlendes von dem Gegenstande ihrer Abneigung; sie werden stumm seyn, wie ein Fisch. Oder willst du umgekehrt die entgegengesetzte Saite zuerst aufspannen, willst du die Schattenseiten, die Fehler

und Mängel derer, die sie anfeinden und beneiden, zuerst berühren: horch nur, kaum hast du den Ton angestimmt, so stimmen sie schon ein, sie singen dir das ganze Lied von Verkleinerungen und Herabwürdigungen vor, nachdem du kaum das erste Wort angegeben hast. Da ist ihre Zunge gewandt, fertig, geläufig, da können sie ihren Vorrath von Nichtswürdigkeiten, die sie von dem Mitmenschen wissen, nicht schnell genug auskramen. Sie sind beredt, und mitten im Reden erfinderisch. Rede mit dem Geizigen vom Almosen, von der Nichtigkeit der Erdengüter, von der Schändlichkeit der Habsucht; er wird so stille seyn, als habe er in seinem Leben diese Ausdrücke nie gehört; halte dagegen eine Strafrede auf diejenigen, die um Geld und Gut unbekümmert sind, und freigebig und wohlthätig damit schalten: horch! da ist das Band seiner Zunge auf einmal gelöst. Beobachte den Wollüstigen in Gesellschaft von reinen Menschen, oder von treuen Eheleuten, wenn sie der Tugend der Enthaltsamkeit und Züchtigkeit das Wort reden; er wird verstummen und einen geheimen Widerwillen dabei in sich verspüren. Belausche ihn dagegen in der Gemeinschaft seines Gleichen; du wirst wahrnehmen, wie es ihm vom Munde strömt, und wie er sich ganz in seinem Elemente befindet. Der Ungerechte, der Wucherer, der Leidenschaftliche wird bei rechtlichen, ehrlichen, ruhigen Leuten sich unbehaglich finden, und den stummen Gesellschafter spielen; bei seines Gleichen wird er heftig und warm werden, und keine Minute schweigen. Hab einmal Acht auf einen verschmitzten Weltmann oder auf einen Schmeichler. Beide gehen darauf aus, die Gunst der Vornehmen und Mächtigen zu erhaschen und sich emporzuheben; sie fürchten die Menschen und ihre Ungnade weit mehr als den Verlust

der Seele und Seligkeit. Gesetzt, du weißt, daß sie einem Höheren im Herzen abgeneigt sind, und ihn selbst schon verachtet und getadelt haben: wie groß wird dein Erstaunen seyn, siehst du, wie sie sich bei seinem Erscheinen verbeugen, wie sie seine Vorzüge bis in den Himmel erheben und ihn gleichsam anbethen, wenn es gilt, sich beizumachen und sich der Gunst des Höheren zu versichern. Sie sind still, wie das Grab, wenn man Nachtheiliges von ihm redet: natürlich nicht aus christlicher Liebe, sondern aus Furcht, verrathen zu werden, und in Mißkredit zu kommen. Der stumme Geist der Selbstsucht hat ihre sonst so geschwätzige Zunge gebannt.

Solcher stummen Geister giebt es so viele, als es Leute giebt, die einer Leidenschaft fröhnen oder kein gutes Gewissen haben. Wie oft verdammen die Menschen mit der schärfsten Bitterkeit und Galle gewisse Dinge an Andern, denen sie selber nicht zugethan sind? Haben aber ihre Kinder, oder gute Freunde, oder andere Menschen, von denen sie etwas hoffen oder fürchten, dieselben Fehler und wohl noch größere an sich, da ist es, als ob sie Gedächtniß und Verstand auf einmal verloren hätten, sie kennen die nämlichen Fehler nicht mehr, sie umgehen Alles, erwähnen es mit keinem Worte, oder sie bieten alle Beredsamkeit auf, um an diesen den Fehler als Tugend zu kleiden. Gleich sind da die Redensarten bei der Hand: Diesem steht es eben gut an, paßt für seine Gestalt, seinen Stand, sein Geschäft; ohne diese „Kunstgriffe und Feinheiten“ könnte er nicht wohl in der Welt durchkommen. So geht dem Einen die fleischliche Lüsternheit als guter Ton, dem Andern der Betrug als Handwerksvortheil, dem Dritten sein verstelltes Wesen als Wohlanstand, dem Vierten seine Rachsucht als

lebhaftes Temperament hin. Das ist der stumme Geist im Menschen! gewiß ein böser Geist, ein Geist des schmählichsten Widerspruchs und der schreiendsten Ungerechtigkeit. Man schweigt, wo man reden, und man redet, wo man schweigen sollte. Kein Wunder! dieser Geist stammt ja von dem Vater der Lüge! —

Aber nicht bloß in Bezug auf Andere, auch in Bezug auf unser eigenes Thun und Lassen beherrscht und verführt uns dieser stumme Geist. Wir reden von den Fehlern Anderer, von den unsrigen reden wir nicht. Die Eigenliebe macht uns stumm gegen uns und gegen Gott. Wir schonen immer unsere schwache Seite, wir hüten uns sorgfältig, sie Andern, ja wir scheuen es, sie uns selbst zu zeigen. So machen wir es oft, wie ein Mensch, der ein körperliches Gebrechen an sich hat. Er verdeckt es sorgfältig nicht nur Andern, sondern auch vor sich selbst, weil es seiner Eitelkeit wehe thut; dagegen kann er seine schöne, anziehende Seite nicht oft genug im Spiegel besehen. Wir wollen uns unsere Sünden-Gewohnheiten selbst nicht gestehen, wir vermeiden es, mit unserem Gewissen davon zu reden, denn wir fürchten, Vorwürfe zu erhalten. Wir versäumen es, uns selbst kennen zu lernen, wir erforschen daher unser Gewissen nicht, wir sind stumm gegen uns selbst, und werden so thöricht genug, zu glauben, wenn wir zu unseren Sünden schwiegen, so seyen sie auch nicht da. Großer Gott! wie langmüthig mußt du doch mit uns langsamen und stummen Wesen seyn! Wir täuschen uns unaufhörlich, und glauben auch dich zu täuschen, wenn wir unsere Vergehungen und unsere Untreue vor dir nicht eingestehen! Es vergehen Tage und Monate, vielleicht sogar Jahre, und wir reden nichts mit

dir über unsere schuldige Rechenschaft, wir reden nichts mit uns selbst, wie Leute, die mit völliger Stummheit gestraft sind! Dadurch wächst die Schuld immer höher an, und wir kommen in Noth, in die größte Verlegenheit, sie nicht abtragen zu können. Es geht uns, wie dem leichtfertigen Schuldenmacher, der an hundert Orten geborgt hat. Es wird ihm bange, die einzelnen Schuldenposten zusammenzurechnen; er unterläßt daher das Rechnen, um nicht vor der Summe zu erschrecken; er macht immer neue Schulden, und weil er sich nicht sagt, wie viele er hat, lebt er in den Tag hinein, denkt nur hie und da an die Hauptposten, und glaubt am Ende wohl, nicht so gar tief in Schulden zu stecken, weil er an die meisten nicht einmal mehr denkt. Wird er aber deßwegen weniger Schulden haben, weil er deren weniger gedenkt? So geht es mit dem leichtsinnigen Sünder, der bei dem gütigen Gott Schulden auf Schulden häuft, und am Ende so gleichgültig dagegen wird, daß er sich überredet, deren wenig zu haben, da er nie recht mit seinem Gewissen geredet und sich selbst immer die Schwere und Menge seiner Uebertretungen verschwiegen hat. Ist der Mensch einmal mit dieser sittlichen Stummheit geschlagen, dann flieht er den Beichtstuhl, weil er jede Selbstanklage fürchtet. Und geht er Gewohnheits- und Anstands halber auch manchmal zum Bußgerichte, so begleitet ihn der stumme Teufel auch in den Beichtstuhl! Er beichtet, aber er klagt sich nicht herzlich an; er nennt mehrere seiner Vergehungen, aber er erkennt sie nicht in ihrer Größe und Abscheulichkeit, und er hat allerhand feine Mäntelchen und Wendungen, sein eigentliches Sündengeschwür zum Theil geheim zu halten; kurz: er zeigt seinen Seelenzustand nicht ganz, wie er ist. Was ist der Grund

davon? Weil er noch nicht zerknirscht, noch nicht erweicht ist. Der stumme Geist wird nicht eher weichen, als bis die Liebe zur Sünde, die Neigung zu seiner Gewohnheit ausgetrieben, bis das Eis des Herzens geschmolzen ist. Ist das Herz noch trocken oder gar gefroren, so giebts noch kein Reue-Wasser; und so lange dieß nicht fließt, fließen auch aus dem Munde noch keine Nathanaels-Worte; der Mensch kennt noch nicht die Herzens-Sprache des verlornen Sohnes; er giebt sich noch nicht so, wie er ist. So lange dieß Eis noch nicht geschmolzen ist und der Mensch noch mit dem Einen Auge der Sünde sich zuwendet, so lange hilft alles Predigen nichts; der Prediger und Beichtvater rufen und seufzen ihm vergebens zu: Der Weg, den du gehst, führt nicht zum Himmel, die Anklage, die du in der Beicht machst, geht noch nicht vom Herzen! Fern ist noch deine Bekehrung! — Der stumme Geist hält noch Stand. Die Liebe zur Sünde muß erst ausgetrieben werden, die böse Leidenschaft, die blinde Neigung zu gewissen Personen muß erst weichen; dann erst löst sich das Band der Zunge; dann erst wird der ganze Mensch frei; offen bekennt er dann seine Schuld und seine Irrwege; die falsche Scham, eine Hauptfreundin des stummen Geistes, findet kein Gehör mehr, und dann redet der Mensch ohne Scheu und Rückhalt die lautere, die ganze Wahrheit. Die falsche Tugend läßt ihr Flittergold fallen, das Laster zeigt sich in seiner nackten Häßlichkeit.

b) Diesen Weg, des stummen Geistes los zu werden, hat uns ja der Herr heute vor Augen gelegt. Hat er etwa zuerst dem unglücklichen Kranken die Freiheit der Sprache gegeben, und ging er dann erst daran, den Teufel auszutreiben? Nein! Erst mußte dieser ausgetrieben werden,

dann erst redete der Stumme. Erst muß die Liebe zur Sünde mit der Wurzel ausgerissen werden, dann redet der Sünder wieder aufrichtig, und sein Herz ist auf der Zunge. Hängt er auch nur noch mit einer Faser an dem Bösen, so kann er noch nicht frei und offen reden. Seine Beicht ist mehr eine gleichgültige Erzählung, als ein Erguß eines umgewandelten Herzens.

Der himmlische Arzt hat sonach in diesem Wunder dem in Sünden gefallenen Menschen den einzig richtigen Weg seiner Rechtfertigung vorgezeichnet. Wer aufrichtige Buße wirken, und ein ächtes Bekenntniß seiner Sünden ablegen will, der erforsche erst sein Gewissen, rede offen mit sich selbst und mit seinem Gott, verabschiede die Sünde aus seinem Herzen durch eine innige Reue, gehe dann, und rede vor dem Stellvertreter Christi so aufrichtig, als er mit sich selbst und mit Gott in der Kammer seines Herzens geredet hat. Geh hin, zeige dich dem Priester! Hast du dich ihm gezeigt; dann hast du die sicherste Hoffnung, von Grund aus geheilt und von dem Sünden-Aussatze befreit zu werden. Du wirst in dir die belebenden Worte des göttlichen Arztes vernehmen: Ich will, daß du rein seyest! Möchten wir Alle dieß göttliche Machtwort an uns bestätigt und verwirklicht finden durch die allmächtige Gnade Christi unsers Herrn! Amen.

Vierter Sonntag in der Fasten.

Woher sollen wir Brod kaufen, daß diese zu essen haben? Joh. 6, 5.

Woher Brod nehmen? das ist die kummervolle Frage manches Armen, der schon auf den nächsten Tag für sich und seine zahlreiche Familie keine Nahrung mehr hat. Woher Brod nehmen? so ruft aus beklommener Brust derjenige, der durch einen unversehenen Unglücksfall, wie durch Diebstahl oder Feuersbrunst seiner Habe sich plötzlich beraubt sieht. Woher Brod nehmen? ruft der Landmann mit weinendem Herzen, wenn der Wetterschlag ihm sein Jahresbrod im Halme vernichtet hat. Es ist begreiflich, warum diese und andere Verunglückte in der Betrübniß ihres Herzens fragen: Woher werden wir Brod nehmen? Aber wenn der allmächtige Herr und Schöpfer der Natur selbst seinem Jünger Philippus beim Anblicke der hungrigen Menge solch eine menschlich verlegene Frage vorlegt? Was sollen wir dabei denken? Ist dieß nicht etwas befremdend? Der Evangelist giebt uns den Schlüssel des Verständnisses in die Hand durch die Bemerkung: Dieß sagte er nur, um ihn (Philippus) zu prüfen; denn er wußte wohl, was er thun wollte. Das mögliche Bedenken hebt der Heiland auch durch die Wunderthat der Brodvermehrung selbst, die alsbald auf jene Frage folgte.

Christen! Eine ähnliche Lage, wie die im heutigen Evangelium geschilderte, tritt noch heutzutage bei einer nicht unbeträchtlichen Anzahl von darbenden Menschen ein, tritt bei ihnen ein in der nackten, ernsten Wirklichkeit, ohne Aussicht auf ein wundervolles Dazwischentreten der göttlichen Allmacht; tritt bald unvermuthet schnell, bald langsamer ein und quält den Nahrungslosen zuvörderst durch die Vorstellung: kein Brodvermehrer und kein Brodspender ist in der Nähe! Es ist von Wichtigkeit, zu sehen, ob und wie viel Wahres dieser Furcht der Mittellosen und Darbenden zu Grunde liege, ob nicht eine ungegründete Furcht und Klage mit unterlaufe, und wie sie könne geheilt werden. Gegenstand einer reiflichen Erwägung ist deßwegen für uns Christen der Zustand des Mangels an der täglichen Nahrung. Damit wir an Gottes allgütiger Vorsehung nicht irre werden, ist es gut, wenn wir folgende Sätze beherzigen:

I. Gott ist noch heute der wunderthätige Brodvermehrer.

II. Dabei dürfen wir nicht zu viel, aber auch nicht zu wenig von Gott erwarten.

I.

Als das Volk die großen Wunderzeichen sah, die Jesus verrichtete, zog es ihm allenthalben nach; insbesondere nennt unser Evangelium die wundervollen Krankenheilungen als jene Thaten, die auf das Volk einen mächtigen Eindruck machten. Dieß ist leicht begreiflich. Auch bei uns würde dieß der Fall gewesen seyn. Welche Erlösung sieht ein unheilbarer, oder auch nur ein schwer liegender Kranker in der Hebung seiner Krankheit! Wie oft gäbe ein

Kranker all seine Habe darum, wenn er von einem Uebel durch ärztliche Kunst befreit werden könnte! Christus befreite Viele von den unheilbarsten Uebeln. Was Wunder, daß sie ihm nachzogen? Weil sie mit Beharrlichkeit bei Jesus ausharrten, und selbst das peinvolle Gefühl des Hungers überwanden: trieb den Herrn das Mitleid gegen sie an, ein neues Wunder an ihnen zu wirken. Während sie das Reich Gottes suchten, ward ihnen auch der leibliche Bedarf, die unentbehrliche Nahrung, zu Theil. Gewiß! darauf würden wir, da alle Tage dieß geschieht, daß wir Nahrung und Kleidung erhalten, wenig Gewicht legen; wenn Solches nicht auf eine so unerwartete und auffallende Weise geschehen wäre. Das Wunder, daß mit wenigen Broden Tausende von Menschen auf einmal sind gesättigt worden, das erregt unsere Aufmerksamkeit und Bewunderung.

Christen! ganz billig und lobenswürdig ist diese unsere Bewunderung. Aber sie schließt zugleich einen Tadel für uns ein. Und wie dieses? Sehet — was Christus heute an fünf Tausenden und an Einem Tage gethan, das bewundern wir, was er aber an Millionen seiner Geschöpfe alle Tage thut, was er an uns alle Tage unseres Lebens gethan hat, das übergehen wir wie eine ganz gemeine Sache, ohne sie einer besonderen Aufmerksamkeit zu würdigen. Wie kurz ist doch des Menschen Sinn, wie widersprechend oft sein Denken in der nämlichen Sache! Seht! täglich ernährt Gott die Millionen von Menschen und Thieren, und wodurch anders als durch eine allmächtige Brodvermehrung und Nahrungsspendung? Ich will euch nicht zumuthen, den ganzen Erdkreis und seine Geschöpfe zu überblicken, denn dieß ist unmöglich; aber es ist auch

nicht nothwendig, um die fortwährende Wunderkraft Gottes zu erkennen. Fassen wir nur einen gewissen Bezirk oder Distrikt in's Auge, der uns bekannt ist. Wie viele tausend Menschen leben in diesem Distrikte? Wie viele tausend Malter Korn, Weizen, Haber, Gerste rc. liefert dieser Bezirk alljährlich? Wie viele tausend Gräser entsprießen einer einzigen Wiese, einem einzigen Ackerfelde? Wie viele tausend Millionen einer einzigen Flurmarkung? Wie viele tausend Hausthiere, groß und klein, die zur Nahrung, zum Nutzen und zum Vergnügen dienen, finden sich auf einer nicht sehr beträchtlichen Strecke dieses Bezirkes, wie viele erst auf dem ganzen Bezirke? Wie viele Menschen nährt die Gemarkung eines einzigen Dorfes, wie viele erst ein ganzer Gau! Und dieß alltäglich, alljährlich, dieß schon seit undenklichen Zeiten! Wir staunten gewiß über die Zahlen, welche herauskämen, wenn die ernährten und die ernährenden Kreaturen gezählt werden könnten.

Sehet ihr nicht, daß das Wunder der Brodvermehrung noch immer auf unseren Saatfeldern vor unsern Augen sich erneuert? Ein einziges Saat-Körnchen giebt vierzig, fünfzig, wohl auch hundert Körner wieder. Ist das nicht Vermehrung? Zwar geschieht das nicht in der auffallenden Weise, es geschieht nicht so plötzlich, wie die Wunder-Mehrung im Evangelium; es geschieht ferner nach den regelmäßigen, bekannten Gesetzen der Natur. Diese Umstände mindern allerdings unsere Aufmerksamkeit, und lassen uns nicht bis zur Verwunderung kommen, das ist wahr: allein — sind die Wirkungen nicht dieselben wundervollen Wirkungen des nämlichen allmächtigen Gottes? Zeugt diese nach unsern Begriffen natürliche Brodmehrung weniger für Gottes allvermögende Schöpferkraft? Sie geschieht

nach bekannten Gesetzen der Natur, das ist richtig; aber wer hat denn diese wunderbar kräftigen Gesetze in die Natur gelegt? Wer lenkt diese Gesetze? Wer macht sie fortbestehen, ohne Wechsel und Verwirrung? Wer hat je den Schleier von den geheimnißvollen Kräften dieser Naturgesetze hinweggezogen, und sie in ihrer innersten Werkstätte belauscht? Und doch nennt man sie bekannte Gesetze, wohl bloß deßhalb, weil ihre äußeren Wirkungen unseren Sinnen sich mittheilen und ihr Daseyn ankündigen. Wer von allen Sterblichen kann eine Viertelstunde sich nach Belieben Regen oder Sonnenschein machen? Wer die Körner der Aehre inner einer bestimmten Frist zeitigen, wer dem Apfel sein Roth oder der Blume ihre bunten Farben beibringen? Großer Gott und Schöpfer! wie klein wir doch vor deiner Macht und Größe sind! O daß wir's doch auch oft genug beherzigten, um uns genug vor dir zu demüthigen! Das Wenigste in der großen Schöpfung erkennen wir, und von dem Wenigsten noch dazu nur die Außenseite der Dinge; die inneren Kräfte und Gesetze bleiben uns stets noch ein Geheimniß, wenn es sich um das Wie ihres Wirkens fragt. Nur das können wir in den meisten Fällen bestimmen, daß irgend eine Wirkung die natürlichen Kräfte überschreitet, daß sie Gott außerhalb des gewöhnlichen Laufes der Natur muß gewirkt haben. Ueber das Wie der Wirkung wissen wir beim Wunder nichts zu sagen; und selbst bei vielen rein natürlichen Erscheinungen wissen wir über das Wie so viel wie nichts. Wie groß, wie anbethungswürdig ist der Schöpfer selbst innerhalb der Schranken der Naturgesetze! Bleiben wir nur bei dem jährlichen Wachsthume der dem Menschen so nothwendigen Brodfrucht stehen: wie wun-

derbar ist da das Walten Gottes in seiner Natur! Ein schwaches unscheinbares Samenkorn wird in die Erde gesäet, da keimt es binnen wenig Tagen als ein zartes Grün empor, muß dann des Winters rauhe Kälte und Stürme überstehen; da steht das kaum sichtbare Keimchen wie eingeknetet in eine festgefrorne Masse so hart wie Stein; an manchen Orten sieht man seine Spur nicht mehr, überall ist Erstorbenheit und Oede. Und da soll es Auferstehung werden — binnen wenigen Wochen soll es da grünen und sprießen; da soll ein Halm aufrangen von der Höhe eines Mannes, aus demselben sollen Aehren hervorschossen! Sagt einmal, ist dieß nicht etwas Außerordentliches, ist es nicht wunderbar, wie aus dem Tode das Leben wird? Nur die arge Macht der Gewohnheit, nur unsere gemeinste Alltags-Laune gehört dazu, um unangeregt und unbegeistert vor dem Werke des allmächtigen Brodspenders zu bleiben, als ständen wir vor dem gewöhnlichsten Dinge von der Welt. Wäre unser Blick nicht getrübt, unser Sinn nicht stumpf; gewiß! auch in dem Wachsthume der Saaten würden wir eine wundervolle Brodvermehrung erkennen, und den Schöpfer als wunderthätigen Brodspender dankentzückt anbethen.

Geliebte! aber noch in mancherlei anderer Weise müssen wir den lieben Gott als unseren Brod-Mehrer und Segner ansehen. Nicht bloß dann ist Christus der Brodsegner, wenn sein Allmachtswort aus einem Laib Brod sieben Laibe macht. Nicht immer, ja nur ausnahmsweise — wirkt der Herr der Natur so auffallend und so handgreiflich. Wo bliebe dann das Verdienst unseres Glaubens und unserer kindlichen Dankbarkeit, wenn wir mit unsern leiblichen Augen den göttlichen Segen jedesmal schauen und mit unseren Händen greifen könnten! Gottes

Segen theilt sich auf eine minder offenliegende Weise mit. Wenn der geringe Vorrath für den Winter, den der Arme mit genauer Noth zusammenbringen konnte, so nachhaltig seine Familie nährt, daß er im Frühjahre selbst nicht begreift, wie dieß zugegangen; wenn er mit dem Wenigen so weit reicht, als Andere mit einem bedeutend größeren Vorrathe; ist das nicht auch göttliche Brodvermehrung? Wenn bei dem schmalen, trockenen Stückchen Brod der Dürftige mit seiner zahlreichen Familie gesund und heiter aussieht, wenn sie dabei sich ihres Lebens freuen, wenn sie kräftig und aufgelegt zur Arbeit sind, wenn die Arbeit ihnen eine Lust ist, wenn sie immer Arbeit und Verdienst haben: ist das nicht auch eine Brodvermehrung, die Christus an den Seinen wirkt? Muß denn gerade der bang erwartete Morgen den am gestrigen Abend rein ausgeleerten Brodkorb — mit neuem Vorrath bis oben an gefüllt zeigen? Ist es nicht schon eine bewundernswerthe Fügung Gottes, wenn jeder Tag durch ganz unerwartete Gelegenheit seinen nöthigen Bedarf spendet? Wer führt den Wohlthäter und die Wohlthat herbei, wer lenkt den Sinn des Arbeitgebers gerade auf das Haus, worin bereits der schreiende Mangel eingekehrt ist? Ist das nicht auch ein Segen, der von oben kömmt, und manchmal recht unerklärbar einkehrt? Nur ein undankbares, an keine Vorsehung glaubendes Gemüth kann hier die segnende Hand Gottes verkennen. Nur der roh sinnliche Mensch, der nur an dem Ueberflusse zu seinen Füßen — dem Thiere ähnlich sich weidet, nur solch ein bedauernswürdiger Mensch — sieht keine Brodsegnung da, wo er nicht nach Dutzenden oder Hunderten die Malter Getreides, nicht die hundert Morgen Saatfelder zählen kann, wo er nicht angepfropfte Scheunen

und Vorrathskammern sieht, wo er nicht an den Fingern zum voraus abzählen kann, wie viel er nach Abzug seines Bedarfes noch verkaufen, und um wie viel er sonach reicher werden wird! Unchristliche, schmähliche Gesinnung, die Gottes freie Gaben einer schmutzigen Habsucht und widernatürlichen Sorgsamkeit für die Zukunft dienstbar machen will! Gemeiner Sinn, der Gott wie einen Schuldner behandelt! Solche Gesinnung, meine Christen! macht nicht bloß unwürdige, sondern auch frevelhafte Empfänger der göttlichen Wohlthaten, und wird bald das Herz entchristlichen. Warum? Weil eine so rohe Gesinnung kein Vertrauen auf Gottes Vaterliebe aufkommen läßt, weil sie das so nothwendige Gefühl der Abhängigkeit von Gott und alle Dankbarkeit ertödtet, weil sie den Menschen heidnisch bekümmert um die Zukunft macht, und ihn mit dem traurigen Wahne erfüllt, nur durch Anhäufung großer Vorräthe könne er sich glücklich und zufrieden machen, und durch sich selbst jeder künftigen Verlegenheit vorbauen! Christen! ihr sehet wohl ein, daß eine solche Gesinnung sehr bald den Menschen ganz von Gott trennen, und ihn zum Abgötterer seiner selbst machen muß. So schändlich diese Gesinnung für einen Christen ist, so häufig findet sie sich vorzüglich unter den Reichen und Begüterten. Wie sehr verrechnen sich aber derlei Christen, die ohne Christus sammeln. Wie unselig sind sie schon während des Aufsammelns, wie unglücklich nach dem Sammeln, besonders durch die bange Besorgniß, das Gesammelte möge ihnen durch Diebe oder durch die Flamme oder durch ein anderes Unglück zu Verlust gehen.

Christen! erkennt in jedem natürlichen Segen, den euch Gott wie immer zutheilt, durch Gesundheit und Stärke,

durch Arbeit und Gewerbsthätigkeit, durch Segnung eurer Fluren — erkennet in dem allem Christus, euren wunderthätigen Brodspender, danket ihm für das Kleinste, wie für das Größte, um seines Segens auch in der Folge euch zu versichern; denn an seinem Segen ist Alles gelegen: thut aber auch, was an euch ist, um dieses Segens würdig zu werden.

II.

Von unserem göttlichen Brodspender dürfen wir nicht zu viel, aber auch nicht zu wenig erwarten. Nicht zu wenig dürfen wir erwarten; dieß wäre gegen das Gott schuldige Vertrauen, würde eine Art von Mißtrauen voraussetzen gegen die Macht, oder gegen die Güte, oder gegen die Weisheit und Allwissenheit Gottes. In jedem Falle machte sich der Christ vor Gott verantwortlich, und liefe Gefahr, den natürlichen sowohl als übernatürlichen Segen zu verscherzen. Es fehlte die rechte Verfassung, die nöthige Empfänglichkeit, die der Christ seinem Glauben gemäß sich anzueignen hat; diese Verfassung finden wir bei Allen in der heiligen Schrift, die darin als irdisch Gesegnete angeführt werden. Um das Beispiel unseres Evangeliums zunächst in Erwägung zu ziehen, so finden wir bei dem Jesu nachziehenden Volke ein sehr starkes Vertrauen auf die Hülfe Dessen, von dem es bereits die geistige Nahrung in Empfang genommen hatte. Die Tausende sorgten nicht selbst für ihre Leibes-Nahrung, deren sie doch so dringend bedurften, sie warfen vielmehr mit unbeschränktem Vertrauen ihre Sorge auf Christus. Indem sie dieß thaten, handelten sie ganz im Sinne seiner Verheißung, kraft deren diejenigen ihres irdischen Unterhaltes wegen nicht bange seyn sollen, die sein Reich vor allen andern Dingen suchen.

Dieses Reich suchten Jene wirklich, daher war ihr Vertrauen auch gegründet. Zu wenig würden sie von Christus erwartet haben, hätten sie sich einer bangen Besorgniß in Betreff ihrer Speisung überlassen.

Christen! diese Tausende sind uns ein schönes Vorbild von muthigem Vertrauen. Weil sie von Jesus Zeichen sahen, die er an den Kranken that, darum zogen sie ihm nach, darum schenkten sie seiner Lehre Vertrauen, und dieses Vertrauen machte sie fortan auch vertrauend auf die körperliche Versorgung mit Speise. Mit vollem Rechte! Sollte derjenige, der kranken Leibern die Gesundheit wieder gab, den gesunden Leibern nicht gleichfalls die nöthige Nahrung spenden können? Sollte derjenige, der ihre Seelen mit der himmlischen Wahrheit genährt hatte, nicht auch ihre Leiber nähren können? Sie trauten den göttlichen Zeichen, sollten wir diesen göttlichen Zeichen mißtrauen? Oder gingen uns derlei Zeichen ab? Nein! in einem weit reicheren Maße sind uns diese Zeichen gegeben. Wir haben nicht bloß die ganze evangelische Geschichte für und vor uns, auch die Geschichte aller christlichen Jahrhunderte trägt uns ihre Bürgschaft an. Tausend Beispiele statt Eines reden und zeugen davon, daß Gott seinen frommen und getreuen Dienern niemals den nöthigen Leibesunterhalt versagt hat. Nichts wiederholt sich in der Geschichte der Heiligen so oft, als die außerordentliche Ernährung und Unterhaltung der Gottesfürchtigen. Der Oelkrug der Wittwe steht im alten Bunde nur einmal, im neuen kommen solche Wundernährungen in Menge vor.

Darum erwartet nicht zu wenig von der Macht und Liebe Gottes, wenn ihr Gott wahrhaft liebet, und sein Reich ernstlich suchet. Gott verläßt die Seinen nicht.

Wie? Gott könnte die Seinen unversorgt lassen mit dem irdischen Brode, da er allen ohne Ausnahme ein himmlisches auf Erden hinterlassen hat! Das Brod unserer Seelen im heiligen Altarssakramente — ist es geringer als das leibliche Brod? Die Spendung des Himmelbrodes — sollte sie eine geringere Liebe und Fürsorge des Spenders erheischen, als die Spendung des Erdenbrodes? Vom heiligen Altare speist Christus alle Tage die Millionen seiner Bekenner, labt und stärket sie mit göttlicher Nahrung, und die natürliche Speise, die er den Vögeln in der Luft reichet, sollte er den Menschen entziehen? An der himmlischen Seelenspeise geht eine so wunderbare Vervielfältigung alle Tage vor: und die leibliche Nahrung sollte er nicht auf ähnliche Weise vervielfältigen können und wollen? Gewiß! der geringste Zweifel daran wäre schon ein schweres Vergehen; und leicht kann es geschehen, daß wir zu wenig von Gott erwarten, und zwar zur Unbild Gottes und zu unserem Unheil, erwarten.

Geliebte! Meidet diese gefährliche Klippe, stoßet aber dabei nicht an die andere Klippe dadurch, daß ihr zu viel von Gott erwartet. Wollet ihr den nöthigen Leibesbedarf finden, so müsset ihr ihn suchen. Das gebietet euch Gottes Offenbarung, das gebietet euch eure Vernunft, das gebietet die ganze Einrichtung der menschlichen Natur. Nicht umsonst hat der Schöpfer eurem Geiste Verstand und Willen, Klugheit und Erfindungsgabe gegeben, nicht umsonst euren Leib mit so herrlichen Fähigkeiten und Fertigkeiten ausgestattet. Hätte auch der Schöpfer euch keine Verhaltungsbefehle gegeben, schon diese Ausstattung allein würde euch sagen: gebrauchen, anwenden, üben, anstrengen sollet ihr diese eure Anlagen, Kräfte und Fähigkeiten. Gott ernährt die Thiere, aber sie

gehen ihrem Futter nach. Der Vogel hat Flügel zum Fluge, der Mensch hat Hände zur Arbeit. Hütet euch, ohne euer Zuthun euren Unterhalt von dem Herrn der Natur zu erwarten. Dieß hieße Gott versuchen, und seiner weisen Weltordnung widerstreben. Nur dann, wenn ihr gethan und gearbeitet habt, was in euren Kräften steht, dann könnet ihr euch vollkommen beruhigen, und auf den wunderthätigen Brodvermehrer mit Sicherheit rechnen. Aber übernatürliche Hülfe erwarten, auf ein Wunder Anspruch machen, und seine Schuldigkeit unterlassen, das ist wider die Lehre des Evangeliums, wider den Sinn Christi. Christus will zuvor unsern guten Willen und unser Vertrauen prüfen, wie dieß aus unserem Evangelium ersichtlich ist. Zuerst weist er auf die natürlichen Mittel hin, indem er zu Philippus spricht: Woher sollen wir Brod kaufen, daß diese zu essen haben? — Wenn ihr manchmal Leute sprechen höret: Es wird schon kommen, der Herr wird uns schon segnen, und diese Leute thun sich nicht um nach ihrem täglichen Brode: so machet es ihnen nicht nach; denn solche Menschen täuschen sich sicher; es ist ein falsches, ein vermessenes Vertrauen, was sie im Munde führen, ihre Sprache ist die Sprache der Trägheit, nicht des wahren Gottvertrauens. Sie gehören in die Reihe jener gemächlichen Leute, die sich einen ebenen, breiten Weg in das Himmelreich träumen, die genug gethan zu haben glauben, wenn sie Herr! Herr! sagen, oder wundersüß von der Liebe Gottes reden, während sie selbst so viel wie möglich lieblos gegen ihre Mitmenschen sind, oder nach Zeit und Umständen einen Stoßseufzer lassen, je nachdem es zum Tone und zur Empfehlung bei gewissen Menschen gereicht. Eine heilige Scham überfließe euch allzeit,

wenn euch die Versuchung anwandeln will, zu solchen Scheinchristen euch zu schlagen, den Weg des Herrn, den rauhen Kreuzweg, euch recht bequem zu machen, und nur immer dem Wunderbaren und Außerordentlichen in der Vorsehung Gottes bei eurer Erhaltung und Ernährung entgegen zu harren oder vielmehr entgegen zu wimmern. Brauchet vielmehr Gott zu Liebe und Gott zu Ehren eure leiblichen und geistigen Kräfte mit Emsigkeit und unerschütterlichem Vertrauen, und der Segen Gottes wird euch nie ausbleiben. Handelt ihr anders, verlasset ihr euch auf das blinde Ungefähr, oder wolltet ihr aus falscher Frömmigkeit alle Last von euch abwälzen, und die Hände im Schooße, nur gegen den Himmel blicken: gewiß! ihr würdet Gott versuchen, und die Kanäle seiner Segnungen euch abgraben; würdet auch nebenbei mißvergnügte, grämliche, ärgerliche Menschen werden, jenen gleich, die euch wegen ihrer Zweideutigkeit und Gleißnerei gewiß zuwider sind, da sie nur die Außenseite der Frömmigkeit an sich tragen, aber deren Früchte nicht hervorbringen. Mit solchen Menschen nimmt es allzeit — merket nur darauf — einen schmutzigen und elenden Ausgang.

Unser Evangelium ist so reich an anderweitigen Winken, wie wir der göttlichen Brodmehrung werth werden und werth bleiben können, daß wir dieselben nur einer flüchtigen Beschauung unterwerfen können. Der Ort, wo Jesus die Tausende sich niederlassen hieß, war ein offener, mit Gras bewachsener Platz. Eine treffliche Anweisung zu christlicher Einfachheit in Einrichtung und Bequemlichkeit. Möchte mehr und mehr jeder übertriebene Luxus verschwinden, den die Welt in kostbaren Gefäßen und verschwenderischen Zurüstungen bei ihren Gastmalen macht,

wobei Pracht und Prunksucht zur Schau getragen werden, während die Gaumenlust ihre unbarmherzigen, herzlosen Triumphe feiert. O der Härte, womit man in ein Paar Stunden den Schweiß der Dürftigen verprasset, und die Mittel, womit man hundert Armen das Jahresbrod spenden könnte, mitleidslos in wenigen Minuten prachtvollen Aufwandes aufgehen läßt! Einfachheit und Frugalität ist die schöne Lehre, die uns das auf das Gras gelagerte Volk entgegenhält, dieses Volk, das sich an dem grünen Tafeltuch der Natur und an einer ganz einfachen Speise, aus Brod und Fischen bestehend, genügen ließ. Was soll man von jenen Menschen sagen, die von einer üppigen Tafel zur andern gehen, die eine edle Kunst daraus machen, ihren Gaumen durch stets neue Mittel zu reizen! Wie schaal, wie sinnlich und irdisch müssen derlei Menschen werden, die im Grunde nur verfeinerte Thiere sind!

Christus sah gen Himmel und sprach ein Dankgebeth. Was sagte er da anders, als daß jede gute Gabe vom himmlischen Vater kömmt, daß wir dieselbe in seiner Allgegenwart genießen, und uns nie anders als mit einem Dankgebethe zu Tische setzen und davon aufstehen sollen. Was liegt uns auch näher, als von der Gabe zum Geber aufzublicken, mit dem Gefühle der Unwürdigkeit, stets neue Beweise seiner Liebe zu empfangen. Lernen wir auch, um vollständig dem Heilande es nachzuthun, lernen wir eine weise Eintheilung und Vertheilung des erhaltenen Segens, und christliche Sparsamkeit, die Alles sammelt und nichts zu Grunde gehen läßt. Geliebte! genießen wir das Irdische auf diese Weise; so gewinnen wir immer mehr Zuversicht auch der ewigen Güter nicht verlustig zu werden. Amen.

Passionssonntag.

(1838.)

Rede ich die Wahrheit, warum glaubet ihr mir nicht? Joh. 8, 46.

Welch' tiefe Blicke läßt uns das heutige Evangelium in das menschliche Herz thun! Wahrlich! es ist eine ganze Welt von Geheimnissen. Tausend Irrgänge und Windungen und Winkel durchkreuzen sich in demselben, wenn es einmal böse geworden, von Gott und der Wahrheit sich abgewendet hat. Wer will dann die Ränke, Verstellungen und listigen Anschläge alle nennen, die darin ausgebrütet werden! Die Wahrheit ist ihm, wenn es sie oft verletzt und mit Füßen getreten, das Verhaßteste von der Welt, und die Lüge ist dann das Element, worin es lebt. In diesem Zustande entfernt sich der Mensch immer mehr von der ewigen Wahrheit, von Gott, und verfolgt sogar diejenigen, die es mit Gott und der Wahrheit halten. Er wird mehr und mehr ein Kind dessen, der ein Lügner war von Anbeginn! Ist dieß nicht das größte Elend, in das ein nach Gottes Ebenbild geschaffenes Wesen gerathen kann? Nicht mehr an die Wahrheit glauben, seinen Sinn verhärten und mit dem Satan einhalten — ach! welch' ein namenloses Elend!

Aber dahin kann der Mensch kommen, so tief kann er fallen! Den Beweis davon liefern uns die Feinde des göttlichen Heilandes. Sinn und Ohren, Gewissen und Gefühl hatten sie so ganz abgestumpft, daß sie gegen seine Lehren fühllos wurden, ja gegen dieselben mit allen Waffen der Bosheit ankämpften. Oeffentlich mußte er ihnen den Vorwurf machen: Rede ich die Wahrheit, warum glaubet ihr mir nicht? Deßwegen glaubt ihr nicht dem Worte Gottes, weil ihr nicht aus Gott seyd. Die Lüge, die eingewurzelte Lüge, hat sie in diesen verzweifelten Zustand gebracht. In einen ganz ähnlichen Zustand bringt sie noch immer alle Jene, die sich ihr hingeben. Es giebt mehrere Gattungen von Lüge; wir wollen heute einige kennen lernen, und zwar die zwei Hauptgattungen, nämlich:

I. Die Lüge des Wortes.

II. Die Lüge der That.

I.

Der Mensch soll im Innern und Aeußern Ein Wesen ausmachen, das Aeußere soll mit dem Innern übereinstimmen. Der Christ soll sich so äußern, wie er denkt, so oft das Reden besser ist als Schweigen, oder von einer höheren Pflicht geboten wird. Der Lügner aber redet anders, als er denkt und weiß; er ist also ein unnatürliches Zwitterwesen, ein Widerspruch in sich selbst. Wie muß es in einer Seele aussehen, die immer im Widerspruch lebt mit der Wahrheit, mit dem besseren Wissen und Gewissen! O da muß eine beständige Unruhe, und ein innerer Krieg, eine fortwährende Verwirrung seyn. Daß ein Krieg entstehen muß im Innern, ist nothwendig, weil der Schöpfer dem Menschen den Sinn für Wahrheit tief

eingeprägt hat, und sein Gewissen ihn richtet, so oft er derselben untreu geworden. Also die erste Wirkung der Lüge ist das große Unglück für den Menschen, daß er entzweit wird mit sich selbst, und den Frieden des Herzens verliert. Und wo dieser Friede fehlt, fehlt ja Alles: alle Ruhe, alle Freude und alles Glück. Keine Tugend kann auf dem Boden der Lüge gedeihen. Oder wo ist irgend eine, die sich mit der Lüge vertragen könnte? Ich weiß keine, und ich glaube auch nicht, daß mir jemand eine Tugend nennen kann, die im Herzen eines Lügners wohnte. Wahrhaftigkeit ist die erste Eigenschaft Gottes, und ist auch die erste bei jedem Kinde Gottes; und Wahrheit und Lüge können so wenig Gemeinschaft mit einander haben, als Feuer und Wasser. Also nichts Gutes will und kann Gemeinschaft machen mit dem lügenhaften Herzen. Ist das nicht schon Unglück genug, auch wenn man von allen weitern Folgen absehen wollte? Daß man in keiner Hinsicht etwas Gutes vom Lügner erwarten kann, ist klar; denn der Lügner hat doch sicherlich immer eine Absicht, weßwegen er lügt; und diese Absicht ist gegen das Gute gerichtet. Denn wäre er für das Gute, meinte er es aufrichtig mit Gott und mit seinen Mitmenschen, so hätte er keine Ursache zu lügen, vielmehr alle Ursache, die Wahrheit zu sagen. Weil er aber dem Guten Feind ist, weil er dem Bösen nachgeht, darum verläugnet er die Wahrheit, weil sie ihm im Wege steht bei allen seinen bösen Absichten. Daraus ist nun ferner klar, daß der Lügner auch ein gefährlicher Mensch ist. Er schadet sich selbst, aber auch seinen Mitmenschen.

In der Regel schadet die Lüge; denn der Lügner sinnt auf Böses oder will Böses verdecken. Er will, daß Andere

nicht auf seine boshaften Absichten kommen, damit er nicht in der Ausführung derselben gestört werde. Er will, daß er unentdeckt Andern einen Schaden zufügen, sich einen vermeintlichen Vortheil verschaffen könne, darum lügt er. Und nehmen wir auch den gewiß seltenen Fall an, daß er mit der Unwahrheit nicht schadet, so begeht er schon dadurch die Sünde, daß er lügt; daß aber die Lüge nicht schade, das kann er gar nicht verhüten, und das hat er auch nicht im Sinne. Die Sünde gegen Gott bleibt stets, auch wenn die Lüge keinen Schaden stiften sollte. Hören wir, was der weise Salomo in den Sprüchwörtern sagt: „Sechs Dinge sind es, die der Herr hasset, und sieben sind ihm ein Greuel: Stolze Augen, falsche Zunge, und Hände, die unschuldiges Blut vergießen. Ein Herz, das böse Ränke schmiedet, Füße, die hastig zum Bösen rennen; der, welcher Lügen bläst als falscher Zeuge, und Zwietracht streuet unter Brüdern" (Sprüchw. 6, 16—19.).

Was ist auch schändlicher und elender, wie der heilige Jakobus sagt, als mit derselben Zunge, womit wir Gott preisen, die Menschen lästern, die nach dem Ebenbilde Gottes geschaffen sind. Kann aus einer und derselben Quelle süßes und bitteres Wasser fließen? Dieselbe Zunge, die in das Lob und in die Ehre Gottes sich ergoß, sollte ihn, so viel an ihr ist, mit Unbild und Schmähung verunehren? Das thut aber der Lügner, wenn er mit seinem Laster die Ebenbilder Gottes, seine Mitmenschen, verunehrt und verachtet. Daher kann er auch keinen Theil am Reiche Gottes haben. Als David einst den Herrn fragte: „Herr! wer wird wohnen in deinem Hause?" ertheilte ihm der heilige Geist die Antwort: „Derjenige, der

die Wahrheit redet in seinem Herzen, der nicht verleumdet mit seiner Zunge."

Wer will dem Schaden einen Namen geben, der in der Welt durch das Lügen schon angerichtet worden ist? Und, was die Hauptsache ist, wie schwer ist diese Krankheit zu heilen! Jeder Schaden, der durch Lügen gegen das Gut, gegen die Ehre und gegen den guten Ruf, gegen die Gesundheit des Nächsten ist verübt worden, muß ersetzt und gut gemacht werden; sonst findet die Sünde selbst keine Verzeihung. Wie schrecklich sieht es aber hier aus! Wie schwer ist dieser Ersatz und wie selten wird er geleistet! Da ist es die falsche Scham, dort der eitle Dünkel auf Ehre, da die Furcht vor den Urtheilen der Menschen, dort der Eigennutz, welcher den Schaden stiftenden Lügner abschreckt, Genugthuung zu leisten. Und wie Wenige denken auch nur daran, daß sie Ersatz schuldig sind! Weit eher geht der Dieb in sich, und erstattet fremdes Gut, so schwer es ihm ankommen mag, als derlei Sünder nur eine herzliche Reue über das verübte Unrecht empfinden; und doch muß auch dieses bis auf die letzte Spur ausgetilgt werden. Statt nach Kräften an Austilgung des Unrechtes zu arbeiten, gehen solche Menschen in einer unbegreiflichen, höchst gefährlichen Ruhe ihre Wege weiter, erscheinen in der Kirche, erfüllen oft äußerlich die Obliegenheiten ihres christlichen Berufes, gehen in den Beichtstuhl und zu Gottes Tisch — gerade, als sey Alles in Ordnung, und als hätten sie nicht im Geringsten zu befürchten, daß alle diese Werke — nur ihre Schuld vergrößern, und ihr Herz, ihr mit vieljährigem, schwerem Unrechte beladenes Herz — nur noch mehr verhärten. So nimmt ihre Schuld zu, und ihre Tage nehmen ab! So verwickeln sie sich in das Netz

der Ungerechtigkeit immer tiefer hinein, und werden so verkehrten Sinnes, daß sie bald ihren eigenen Lügen Glauben beimessen, und das Rechte vom Unrechten nicht mehr unterscheiden. Welch eine Rechenschaft wird ihnen einst eine so gefährliche Sicherheit bereiten! — Darum hüte sich Jeder, um die Verantwortungen des Lügners nicht auf sich zu laden, zu allererst vor dem vielen Reden; denn nach dem Ausspruche der Schrift geht es beim Vielreden nicht ohne Sünde ab. Jeder bedenke es: die Zunge ist eine ganze Welt von Uebeln und Ungerechtigkeiten, und sie ist ärger, wie ein unbändiges Pferd, wenn ihr nicht Zügel angelegt werden.

Giebt es denn auch eine Lüge der That, und was versteht man darunter?

II.

Die Lüge in der Rede hat für Viele noch etwas Abschreckendes, etwas, was wenigstens äußerlich auf das Unziemende, Schändliche und Häßliche dieser Sünde aufmerksam macht. Verabscheuen sie auch das Laster nicht an sich selbst, und aus Gründen der Religion; so rathen ihnen doch gewisse äußere Rücksichten, sich davon zu enthalten, und behutsam zu seyn. Sie erfahren es gar bald an sich und an Andern, daß die Lüge im Reden sich selber straft, daß sie statt des gehofften Vortheils nur Nachtheile bringt. Gute Menschen hassen die Lüge, und verabscheuen den Lügner, mögen nichts mit ihm zu schaffen haben, trauen ihm nicht. Die Lüge bringt in Mißkredit und Verachtung, in Schande und üblen Ruf. Sie kann selten so fein gesponnen werden, daß sie nicht an den Tag käme u. dgl. Dieß sind lauter natürliche Beweggründe, die für den

Christen nie die einzigen oder höchsten seyn dürfen; aber für Viele, die noch Ehr- und Schamgefühl haben, sind sie doch stark genug, um von dem Lügen abzustehen.

Dafür aber giebt es eine andere Gattung von Lüge, die weniger auffällt, die sich leichter verbergen kann, öfter sogar unter einem Anstriche von Frömmigkeit, oder unter dem Mäntelchen der Heuchelei und des gerechten Eifers. Es ist die Lüge, die alle Tage begangen wird selbst von solchen, welche die Zungenlügen von sich weisen. Es ist die Lüge, die noch mehr Unheil im Leben stiftet, größeres Unrecht verübt, als die Lüge in der Rede — es ist die Thatlüge. Großer Gott! willst du einst über diese Sünde ein strenger Richter seyn, wie wird dann das Gericht ausfallen, und wer wird bestehen vor deinem durchdringenden Blicke!

Wo ist denn die Geburtsstätte der Thatlüge? Fragen wir nicht weit um: jede böse Neigung, jede unordentliche Begierde und jede Leidenschaft ist die Mutter der Thatlüge. Denn jede böse Gesinnung und jede böse That mag die Wahrheit nicht neben sich haben. Warum? Weil sie nicht aufkommen kann vor der Wahrheit, weil sie dieselbe fürchtet, und fürchten muß. Worauf richten daher Alle, die Böses im Schilde führen, ihre Gedanken und Anschläge? Darauf, wie sie sich der Wahrheit entledigen, die ihnen beständig im Wege steht, wie sie dieselbe mit List oder Gewalt, heimlich oder öffentlich, bekämpfen und unterdrücken wollen. Darauf geht das Bestreben aller Bösen, und ihre Mühe ist unglaublich. Alle, die unlautere, böse Absichten haben, sind auf dem Wege, Lügner in der That, im Leben und Streben zu werden.

Alle begehen Thatlügen, die der Wahrheit feind

durch ihren Wandel sind, die sie nicht hören wollen, die ihr entgegenarbeiten, die der erkannten Wahrheit widerstreben, oder doch der Wahrheit, die sie erkennen konnten, wenn sie das Licht der Gnade, ihnen von Gott angezündet, nicht ausgelöscht hätten. Recht auffallende Thatlügner sehen wir im heutigen Evangelium vor uns, die Pharisäer und Schriftgelehrten. Konnte der Heiland mehr thun, um sie von der Wahrheit zu überzeugen, und zur Befolgung seiner Lehre anzueifern? Warum glaubten sie ihm dennoch nicht? Warum widerstrebten sie fort und fort der hellen, klaren Wahrheit? Weil der böse Geist der Leidenschaften in ihnen herrschte, weil der Neid, der Stolz, der Eigennutz, die Heuchelei der Wahrheit den Weg und den Eingang versperrten. Darum wurden sie Lügner in der That, darum widerstrebten sie der Wahrheit, darum legten sie Alles schief aus, darum strebten sie, seine herrlichsten Thaten, seine Lehr- und Wunderkraft anzuschwärzen, und aus seinen Tugenden, wo möglich, Verbrechen zu machen.

Darum lästerten sie ihn, und sagten: Mit Recht sagen wir, du seyest ein Samariter und vom Teufel besessen. Sie warfen ihm vor, daß er mehr seyn wolle, als ihr Vater Abraham; und da sie ihn endlich mit ihren Reden nicht besiegen konnten, huben sie Steine auf, um nach ihm zu werfen!

Welch ein trauriges, aber getreues Bild von Allen, welche der Wahrheit in ihrem Wandel widerstreben! Die Wahrheit erzeugt Haß, ist ein altes Sprichwort. Sagt einmal dem Geizigen die Wahrheit, er wird erbost werden über die Wahrheit, und über alle Jene, von denen er sie hören muß. Sagt die Wahrheit dem Unzüchtigen, er wird

über euch ergrimmen, und euch mit Spott und Unbilden überhäufen. Denn ihr habt ihn in seinem wüsten Leben gestört. Sagt dem Ungerechten, Rache- und Ränkesüchtigen die Wahrheit, haltet ihm seine Schandthaten vor, und lasset ihn in den Spiegel blicken: er wird euch von sich stoßen, und mit den Steinen seiner grausamen Leidenschaft nach euch werfen. Sagt dem Stolzen etwas Demüthigendes in's Angesicht, er wird euch anrasen, wie die Wahrheit, die ihr ihm sagt. So geht es durch alle Leidenschaften. Was thut der Neidische? Mag es der beste, ehrenwertheste Mann seyn, hat er ihn einmal zum Gegenstande seiner Leidenschaft gemacht, dann ist keine Gnade mehr, er lügt in Einem fort auf ihn, kein guter Fleck bleibt mehr an ihm; was er thut, und wie er es thut, ist schlecht, alle seine Absichten sind schlecht. Ist dieser gute Mensch noch dazu so freimüthig, daß er dem Neidigen die Wahrheit sagt, dann ist vollends kein Maß mehr des Ingrimmes und der Verläumdung. Christen! das thut die Leidenschaft. Nichts mehr ehrt und schont sie am Menschen, sie kennt keine Wahrheit und Gerechtigkeit. Sie lügt, und wird nicht müde im Lügen, d. i. im Widerstande gegen die Wahrheit. Alle, die Böses im Herzen tragen, werden Thatlügner, sie lügen gegen die Wahrheit und belügen sich selbst, indem sie ihre Uebelthaten hartnäckig rechtfertigen. Der Ungläubige lügt sich vor, es gebe keine Ewigkeit, und keine Höllenstrafe, der an seinen Gütern hängende reiche Prasser belügt sich, sein gegenwärtiges Leben sey schon der Himmel u. s. w.; kurz, was ein Jeder sich wünscht, das lügt er sich auch vor, und was er fürchtet, will er nicht glauben.

Die Lüge widerspricht sich. Dieß sehen wir zu deutlich.

Von Manchem, den man nicht leiden mag, will man auch gar keine Wahrheit annehmen, man glaubt ihm nicht, und wenn er die sonnenklare Wahrheit sagt; wenn aber ein Anderer dasselbe sagt, so glaubt man diesem. — O wie oft glauben Manche den deutlichsten Wahrheiten der Religion nicht, weil sie ihnen dieser oder jener Mensch nicht vorträgt? Noch öfter aber finden sie keinen Glauben, weil sie der bösen Lust und der Neigung widerstreiten! So lügt die Welt, indem sie nicht nach dem Evangelium lebt, und denkt dabei nicht, daß sie sich selbst — zu ihrem eigenen Schaden belügt! O wie oft könnten die Prediger des Evangeliums wie ihr Meister sagen: Wenn ich euch die Wahrheit sage: warum glaubet ihr mir nicht? Jedesmal lügt die Welt, so oft sie nicht nach Christi Gebot handelt. Jedesmal lügen wir, so oft unsere Thaten nicht mit unseren Reden und Gesinnungen übereinstimmen. Wie viele Lügen giebt es da! Die Menschen behandeln die Sprache nur zu häufig so, als hätten sie dieselbe von Gott erhalten, nicht um ihre Gedanken kund zu geben, sondern sie zu verdecken. Sie sagen sich Schönes in's Angesicht und hinter dem Rücken sinnen sie darauf, wie sie einander in die Falle bringen mögen! Lügen der That sind's, wenn man sich nur auf der Zunge liebt und mit verstellter Miene. Darum dürfen wir nie glauben, Freunde der Wahrheit und Kinder Gottes schon dann zu seyn, wenn wir nur mit Worten nicht lügen. Unser gefährlichster Feind ist die Thatlüge, von der uns Gott mehr und mehr reinigen wolle! Amen.

Palmsonntag.

Das Volk rief laut, und schrie: Hosanna! dem Sohne Davids! Matth. 21, 9.

Welche verschiedenartige Empfindungen, gemischt mit einer gewissen schwülen Vorahnung bevorstehender Ereignisse, beschleichen doch die Seele beim Betrachten des heutigen Evangeliums! Einerseits so viel Licht-, Hoffnungs- und Freudevolles, anderseits wieder in einer dunklen Fernsicht so viel Unklares, Unbestimmtes, Schwermüthiges, Unheimliches! Wie viel Stoff zu tiefer gemüthlicher Erwägung und Erbauung, wo Göttliches und Menschliches, wo Tröstliches und Mildes mit bangen Vorgefühlen des Zukünftigen so dicht beisammen stehen! Da ist es uns ähnlich zu Muthe, wie dem Landmanne zu Muthe ist, wenn bei helllichtem Sonnenglanze am fernen Horizonte eine dunkle Gewitterwolke heraufzieht, und eine nahe Entladung ihrer drohenden Last vorherverkündigt. Wie freundlich blickt heute die Sonne des Glücks auf den Heiland herab! Alles kömmt ihm zu seinem Dienste, zu seiner Huldigung entgegen. Die Eselin, die er besteigt, überläßt ihm der Eigenthümer ohne Widerrede und Zaudern, das Tragthier wird mit Kleidern bedeckt, noch mehr: das Volk breitet seine Kleider sogar auf den Weg, und streut Palmzweige darauf unter

fortwährendem Hosanna-Rufe; Alles vereinigt sich, um den Zug durch Jerusalems Straßen zu einem wahren Triumphzuge zu machen. Das nämliche Volk, das heute mit dem lebhaftesten Jubel dem Heilande das Hosanna zujauchzt, das nämliche Volk sollte nach sechs Tagen schon ihn an's Kreuz verwünschen können? Wie! Ist dieß möglich? Christen! daß wir über eine solche Frage ganz hinwegsehen könnten! Wir sind aber in die traurige Nothwendigkeit gesetzt, zu sagen: Ja! dieß ist möglich, weil es wirklich geschehen ist!

Gleich der Anfang des heutigen evangelischen Abschnittes enthält Vorgänge, durch welche das Göttliche in Jesu Person hindurchblickt. Es ist dieß nämlich die Gabe der Vorhersagung dessen, was abwesend und zukünftig war. Den zwei abgesandten Jüngern sagte Jesus: sie würden in dem Flecken eine angebundene Eselin und bei ihr ein Füllen finden. Christen! sehet da ein Zeichen seiner Allwissenheit. Indem er denselben Jüngern sagte: Der Herr hat ihrer nöthig — so deutet dieß auf seine Oberherrlichkeit über alle Geschöpfe hin, und mahnt uns, uns selber mit Allem, was wir unser nennen, Christus unserem Herrn zu unterwerfen, und uns ganz ohne Rückhalt zu seiner Verfügung, zu seinem heiligen Dienste zu stellen.

Das sind die Merkmale der göttlichen Natur, die uns das heutige Evangelium an Jesus aufdeckt, aber auch die menschliche Seite an Jesus offenbart sich durch mehrere Zeichen, so z. B. durch das Besteigen der Eselin, durch die bescheidene Annahme der menschlichen Ehrenbezeigungen. Beiderlei Erscheinungen machen einen freudigen, theilnehmenden Eindruck auf unser Gemüth. Nicht so dagegen das verderbt Menschliche, das Verkehrte im Benehmen des

Volks, das heute frohlockend selig preist, morgen dagegen verdammt! Bei diesem Punkte der menschlichen Unbeständigkeit wollen wir etwas bedachtsamer verweilen und die Regel uns abziehen:

I. Die Unbeständigkeit alles Menschlichen soll uns eine heilsame Lehre;

II. Dagegen unsere eigene Unbeständigkeit uns jederzeit eine ernste Warnung seyn.

I.

Ehe wir die Unbeständigkeit alles Menschlichen in Erwägung ziehen, wollen wir uns dasjenige Belehrungsmittel nicht versagen, das in den Umständen des feierlichen Einzugs Christi in Jerusalem verborgen liegt. Christus beabsichtigte keineswegs einen glänzenden Zug, um auf demselben Pracht und Pomp zu entwickeln. Was vom Volke geschah, that dieses freiwillig und wohl in Folge göttlicher Fügung, auf daß auch in dieser Hinsicht die Schrift an dem Messias erfüllt würde. Das einfache Verhalten Christi, der sich wahrhaftig groß in seiner Sanftmuth und Demuth zeigte, ist eine Mahnung für alle Christen, besonders für die Nachfolger der Apostel im heiligen Kirchendienste, ihre Größe nicht in pomphafte rauschende Aufzüge, nicht in das Prangen mit kostbaren Gewändern aus Seiden- und Goldstoffen zu setzen, sondern vielmehr in das Gold einer bescheidenen Zurückgezogenheit, in das unschätzbare Gold einer brennenden Liebe zur armen, erniedrigten Menschheit. Dieses Gold hat die Kirche in Christus, in den Aposteln, und deren würdigen Nachfolgern wahrhaft groß gemacht und erhaben über alles Erdengold: das irdische Gold aber hat später an unwürdigen Trägern

nur dazu beigetragen, dem himmlischen Golde des heiligen Dienstes seinen Glanz zu schwächen! Christus besteigt eine Eselin, ein Thier, das als Sinnbild eines friedsamen, ruhigen Betragens, und einer andauernden Arbeit kann angesehen werden. „Saget der Tochter Sion: Sieh! dein König kömmt zu dir sanftmüthig.“ Eine Lehre, daß das Reich Christi nur von Demüthigen, Friedfertigen und Sanftmüthigen erfaßt und erobert werde. In der gegenwärtigen Lebenszeit will uns Christus als sanftmüthiges Lamm erscheinen, später nach Ablauf derselben wird er als starker Löwe gegen seine Widersacher auftreten.

Das Volk erkennt in ihm den erwarteten Retter Israels, daher ruft es ihm Hosanna zu; gepriesen sey, der da kömmt im Namen des Herrn! Und sie breiten ihre Kleider auf den Weg. Christen! da steht sie auf einmal vor uns die leidige Veränderlichkeit und Wetterwendigkeit der menschlichen Gesinnung! Heute ehren sie Ihn mit ihren Kleidern, und wenige Tage nachher ziehen sie Ihm seine eigenen Kleider vom Leibe, um Ihn in einem fremden Kleide zu verspotten. Heute ehren sie Ihn mit Blumen und Zweigen, um Ihn gleich darauf mit Dornen und Geißeln zu martern.

O traurige Beschaffenheit des menschlichen Herzens! O niederschlagendes Bild der Dinge auf Erden! Nirgends ein fester Bestand, nirgends Beharrlichkeit, nirgends eine verläßige Stütze, nirgends eine sichere Rechnung! Ueberall Wanken und Wechsel, überall Veränderung, Verrückung des Bestehenden, überall Unsicherheit; überall, mögen wir nun auf die Menschen oder auf menschliche Dinge und Zustände blicken; Alles, Alles veränderlich in und außer dem Menschen! Gewiß eine betrübende Wahr-

nehmung. Denn diese Veränderlichkeit ist die Mutter vieler Schmerzen, vieler Sorgen, unsäglichen Kummers! So kann es nicht im Uranfange gewesen seyn. Zu solcher verwirrenden Unbeständigkeit kann Gott den Menschen nicht geschaffen haben. Denn dieß ist ja ein schmerzvoller und krankhafter Zustand. Holen wir nicht weit her, was so nahe liegt: die Sünde ist die giftige Mutter dieser Unbeständigkeit in und außer dem Menschen.

Was macht noch täglich den Menschen unbeständig und schwankend in seinen Entschlüssen, Vorsätzen, in seinen Gesinnungen und Handlungen? Die Sünde. Die Sünde läßt dem Menschen keine Ruhe, seinen Werken keinen Bestand; begreiflich! sie ist ein Kampf gegen das Gute, das allein in Gott seinen Bestand hat; deßhalb trägt sie den Keim der Auflösung in sich selbst; und Niemand, keine Macht in der Welt kann dieser Auflösung, diesem Zerfallen des Bösen in sich selbst wehren. Es liegt als Nothwendigkeit in seiner Natur. Wo aber Auflösung ist, da ist nothwendig auch Veränderlichkeit und — Elend.

Ihr sehet daraus, warum es so wenig Beständigkeit in der Welt giebt. Wenn es viel Beständigkeit geben sollte, müßte es viele beständige Menschen geben. Deren giebt es aber sehr wenige, ja man darf in einem gewissen Sinne sagen, gar keine. Gar keine, sage ich deßwegen, weil der Mensch, wie alle seine Besitzthümer, vergänglich ist, weil es mit ihm für diesen Erden-Schauplatz wenigstens — einmal ein Ende nimmt. Der Tod tritt ein — die gewisseste und oft doch die unvermuthetste aller Veränderungen. Wer will die Thränen des Kummers und der Wehmuth zählen, welche der Tod den sterblichen Augen erpreßt? Sohin ist schon in diesem Anbetrachte keine

wahre Beständigkeit möglich. Aber auch abgesehen davon — ist während des kurzen Erdenlebens selbst eine solche kaum denkbar, weil kein Mensch wohl ganz frei ist von böser Lust, von sündhafter Neigung und von Leidenschaft. Diese aber macht den Menschen veränderlich, unstet und beweglich wie eine Welle, die sich stets von Neuem selbst erzeugt. Ja! die sündliche Lust macht wankelmüthig und unbeständig. Deßhalb ist nach dem Ausspruche der heiligen Schrift jeder Mensch ein Lügner, der nichts in der Wahrheit und Wirklichkeit will bestehen lassen, und von dem es auch nicht abhängt, etwas bestehen zu lassen. Beispiele aus dem Leben geben zahlreichere Beweise als man sie wünschen möchte. Je mehr die Sünde und die in und aus der Sünde lebende Selbstsucht den Menschen eingenommen und verblendet hat, desto unbeständiger ist er, ein Spielball aller ihrer Launen! Im Gottlosen ist, wie die Schrift sagt, kein Friede, weil kein Bestand in ihm ist. Daher warnt auch die Schrift, auf Menschen zu bauen, da sie heute so, morgen anders denken, heute dieß, morgen Anderes wollen.

Christen! sehet euch um im Leben, oder vielmehr nehmet eure erlebten Erfahrungen zusammen, die ihr an der Wankelmüthigkeit der Menschen gemacht habet: und ihr werdet mir den Beweis derselben gerne ersparen. Und solltet ihr an Andern noch keine merkliche Beweise erfahren haben: o! so blicket in euer eigen Herz; es ist ein wahrer Abgrund der Veränderlichkeit. Wie? könntet ihr es in Abrede stellen, daß ihr vor einem Jahre, vor einem Monate, vor einer Woche anders gedacht und Anderes verlangt habet, als ihr in diesem Augenblicke denket und verlanget? Wie eine Wasserwelle die andere schlägt, so schlägt ein

Wunsch des Menschen den andern. So entsteht ein ewiges An- und Fortdrängen!

Je mehr der Mensch mit Menschen verkehrt, desto mehr muß er sich von der menschlichen Unbeständigkeit überzeugen — überzeugen oft auf eine bittere Weise. Da gilt keine Ausnahme irgend eines Standes, irgend eines Alters oder Geschlechtes. Alle sind unbeständig: der Fürst bis zum Bettler, das Kind bis zum abgelebtesten Greise, der Mann wie das Weib, der Gelehrte und der Ungelehrte. Betrachtet man die Menschheit wie einen Leib, so ist diese Krankheit an diesem Leibe eine der eckeligsten und scheußlichsten. Heute stehst du bei Einem in Gunst, wirst gelobt, geehrt, empfohlen; morgen will derselbe Mann nichts mehr davon wissen, oder er wirft dich sogar mit Koth. Heute hörst du, wie ein achtbarer Mann von einem leidenschaftlichen Zorneiferer heruntergelästert wird, nach einigen Wochen macht dieser in deiner Gegenwart den unbedingtesten Lobredner des Gelästerten und Verkleinerten. Wunderlich kurz muß nun freilich das Gedächtniß des Unbeständigen seyn, daß er in so kurzer Frist so entgegengesetzte Dinge sogar vor den nämlichen Zeugen herausschwatzt! Allerdings muß da ein kurzes Gedächtniß seyn, aber nicht so fast ein kurzer Verstand! Denn der Grund dieser Veränderlichkeit liegt eben in dem berechnenden Verstand. Der Schmäher hat inzwischen die Umstände näher belauscht, wie und ob sie für seine unedlen Absichten passen mögen, hat dabei entdeckt, daß der Geschmähte hohen Orts Ansehen und Einfluß hat, daß er sohin nützen oder schaden könne: das ist ihm Grund genug, flugs den Stiel umzukehren, und die Sache zu seinem Vortheile zu wenden. Wunderlich! so lange dir jener leidenschaftliche Mensch wohl will,

weil du irgend einer seiner Leidenschaften Weihrauch streuest: so lange ist Alles gut und vortrefflich, was du thust, unternimmst, schaffest: über Gebühr lobt er ungebethen deine Absicht sowohl als dein Werk. In zwei Tagen — dessen darfst du gewiß seyn — in zwei Tagen kannst du einen völligen Umsturz der Dinge bemerken, wenn du nicht auf deiner Hut bist, und in etwas gegen seine herrschende Leidenschaft dich versehen solltest. Da bleibt nichts Heiles mehr an dir und an deinen Leistungen; auch deine Absicht wird schwarz gemalt, und es ist an keine Gnade zu denken. Woher dieß! Du bist vielleicht seinen unlauteren Anschlägen und unehrlichen Planen etwas unsanft auf den Fuß getreten, du hast dich ihm nicht als Werkzeug dargeboten, vielleicht gar eine Widerrede gethan; das ist genug zur Anhebung eines Feldzuges gegen dich, der zuerst mit der Zunge, dann auch mit Loslassung aller geheimen und offenen Ränke und Verläumdungen geführt wird. — Heute hörst du etwas als reine Gottesfurcht, als die edelste, aufopferndste Menschenliebe, als ächte Frömmigkeit preisen: morgen ist Alles umgekehrt, und du hörst von Allem das Gegentheil aus demselben Munde! Warum? Es sind unterdessen andere Umstände eingetreten, nicht zwar an der Sache, aber an persönlichen Beziehungen, in welchen vielleicht die Schooßneigung des Lästerers ist verletzt worden. Die Meinung, daß er z. B. nicht genug Ehre, oder Belohnung oder Anerkennung gefunden, ist hinreichend, mehr als hinreichend zur Bewirkung eines so schnellen Wechsels.

O Mensch! sieh, das ist der Mensch! Ein Wesen von unerklärlicher Wandelbarkeit, desto wandelbarer, je befangener und bestrickter von der Sünde! Wie viel Elend bringt nicht solche Unbeständigkeit in's menschliche Leben!

wie viel Verwirrung! Doch ist nicht Alles bös daran, mein Christ! zieh nur die rechte Lehre daraus; so können dir derlei Erfahrungen sehr heilsam werden, und du bist von der göttlichen Vorsehung sogar angewiesen und aufgefordert, dieselben dir heilsam zu machen. Was sollst, was kannst du daraus lernen? Aus der Unbeständigkeit der menschlichen Gesinnungen — lerne weise, in Gott gegründet, lerne beständig werden. Lerne dich loswinden von einem ungebührlichen Trauen und Bauen auf Menschen, lerne daraus sowohl der Menschen Lob als Tadel würdigen, und mit dem Maßstabe der christlichen Liebe, Gerechtigkeit und Billigkeit richtig beurtheilen; laß dich weder von dem Lobe verführen, noch von dem Tadel entmuthigen. Verachte die Buhlschaft um ein so zweideutiges und unkeusches Ding, wie die feile Schmeichelei und Lobrednerei ein solches wirklich ist. Lerne deine Zunge mäßigen im Urtheile, in Lob und Tadel recht zurückhaltend und gewissenhaft seyn. Lerne dich erheben über die veränderlichen Launen und Ansichten übelwollender Menschen; laß dein unveränderliches Ziel nicht aus dem Auge, brauche das veränderungsvolle Zeitliche als Brücke zum Ewigen. Vertraue nicht den Menschen, auch nicht den mächtigsten und dir wohlwollendsten; setze dein ganzes Vertrauen auf Gott; wähle dir stets eine gerechte und gute Sache, und erwarte bei Anfechtungen den Beistand nur von Oben. So wirst du stets zufrieden und muthig dastehen. Lerne daraus das Unglück derjenigen Menschen einsehen, die mit unbesonnener und unchristlicher Zuversicht ihren ganzen Glücksbau auf einem oder mehreren Menschen aufführen. Wie gefährlich solche Menschen bauen! Ein einziger Windstoß, und ihr ganzes Glück stürzt sammt dem morschen

Gerüste zusammen. Lerne auf Gott bauen alle deine Entwürfe und Vorsätze; in Gott, dem starken Träger der Seinen, wirst du allezeit ein solides Fundament finden.

Christ! lerne aus der Unbeständigkeit, auch deiner besten Gönner und Freunde, was am Menschen sey, wenn ihn nicht beständig die Gnade Gottes trägt, wenn vielmehr sein Eigensinn und Eigenwille Besitz genommen haben von seinem Herzen. Lerne daraus, und gewöhne dich, dich in dich selbst zurückzuziehen, dein Gemüth zu einer Wohnung stiller Andacht und eines erd-entrückenden Umganges mit Gott zu machen; lerne daraus mehr und mehr des menschlichen Trostes dich zu entwöhnen und den göttlichen zu suchen. Laß dir derlei Erfahrungen der Antrieb seyn, dein Gemüth immer mehr zu reinigen, zu festigen, und es himmelwärts zu richten.

Nicht minder wirksame Lehren christlicher Lebensweisheit kannst du aus der Unbeständigkeit der irdischen Dinge und Zustände um dich herum gewinnen. Jedes Jahr verlierst du einige von deinen Freunden, Bekannten und Verwandten; bei jeglichem Todesfalle dieser Art fällt dir ein Edelstein aus deiner Lebenskrone, verwelkt dir eine theure Blume in deinem Lebenskranze; du fühlst dich einsamer und ärmer in dem Pilgerthale dieser öden Erde! — Ein Mißgeschick entwindet dir deine Habe, dein väterliches Erbe; mit Wehmuth blickest du auf ein Ackerfeld, auf das Haus, das du noch vor Kurzem dein väterliches nanntest; nun ist es in fremden Händen! Der Neid, die Verfolgung treibt dich von deiner Stelle: einen Andern, vielleicht deinen Widersacher, siehst du dieselbe einnehmen. Mit deiner sonst so rüstigen Gesundheit ist auch eine trübselige Aenderung vorgegangen, du kränkelst, deine Berufsgeschäfte

werden dir zur Last, du kannst deines Lebens nicht mehr froh werden 2c. Was soll dich alles dieses lehren? Christliche Weisheit, Verzichtung auf die Erdengüter, näheres Anschließen an deinen gütigen Gott und Vater. Sie kamen in deiner Heilsordnung gerade recht — diese Veränderungen, sie öffnen deinen Geistesblick nach den weit besseren jenseitigen Gütern, auf welche du fast völlig vergessen, sie erwecken in dir die Sehnsucht nach der Heimath jenseits, sie machen dich frei, sie machen, daß du dich hienieden endlich als Pilger fühlest.

Sieh, mein Christ! wie Großes und Heilvolles du aus dieser Unbeständigkeit des Irdischen lernen kannst. Kein Glück, kein Freund kann dich in eine solche Weisheit einführen; keine Weltfreude, kein ungestörter Genuß führt dich so rasch und sicher deinem eigentlichen Ziel entgegen. So betrachtet — ist demnach die Veränderlichkeit der Menschen und der menschlichen Dinge ein wahrer Gewinn für dich. Nur mußt du dahin streben, deiner eigenen Unbeständigkeit mehr und mehr Meister zu werden; diese allein ist deine wahre Feindin und ein wahres Uebel.

II.

Es darf uns nicht übermäßig betrüben, überall von Veränderlichkeit und Unbeständigkeit umgeben zu seyn; denn es hat auch dieß, wie bereits gesagt, seinen wahren Nutzen für unsere letzte und einzige Angelegenheit. Unsere Ansichten über alles Erdenwesen, über Seyn und Schein der gegenwärtigen Zeit werden geläutert und berichtigt, unsere Bestrebungen werden reiner und auf das Eine nothwendige Ziel gerichtet. Und in anderer Hinsicht haben wir in diesem Wechsel eine Gelegenheit zur Selbstentsagung und

Abtödtung, sohin auch zum Verdienste. Der Gottmensch selbst, unser Vorbild und Wegweiser, hat die Last dieser Unbeständigkeit und Veränderlichkeit getragen, und gerne auf sich genommen, wo er derselben doch hätte ausweichen können, wie dieß heute der Fall gewesen. Wäre es nicht minder bitter gewesen, den Ruf: An's Kreuz mit ihm! zu hören — ohne heute den Hosanna-Jubel vernommen zu haben? Er sah den schnellen Wechsel des rohrartigen Volks-Sinnes wohl voraus; denn er wußte wohl, was im Menschen war: und doch wollte er dieser verstärkten Bitterkeit nicht ausweichen. Der heilige Bernardus, der sich gleichfalls mit diesem Gedanken beschäftigte, giebt für das Verhalten des Heilandes mehrerlei Gründe an, unter andern spricht er sich deutlich dahin aus: Der Heiland habe sich diesen Triumphzug deßwegen gefallen lassen, damit sein Leiden desto bitterer würde; „denn von demselben Volke, an demselben Orte, und fast zur nämlichen Zeit ward Er, der so eben im glorreichen Triumphe empfangen worden, gekreuziget!“ Von diesem Gegensatz tief ergriffen ruft derselbe Vater darauf mit schmerzhafter Theilnahme aus: „O! wie verschieden ist doch jenes: An's Kreuz, an's Kreuz mit ihm! und jenes: Gepriesen sey, der da kömmt im Namen des Herrn! Hosanna, von der Höhe herab! Wie unähnlich sind sich doch jenes: der König Israels, und wieder jenes: wir haben keinen König, als den Cäsar! Wie unähnlich die grünen Zweige und der Kreuzesstamm!“

Was finden wir denn eigentlich böse bei dem ganzen Auftritte? Unstreitig ist die schändliche Veränderlichkeit des Volkes das wahre Uebel. Denn diese ward im Herzen geboren, in einem der Sünde, der Leidenschaft geöffneten und verkauften Herzen. Wir verachten und verab-

scheuen dieß treulose Benehmen, und — denken nicht an das unsrige, denken nicht daran, daß wir oft gleiche Vorwürfe wegen unserer Unbeständigkeit verdienen.

Christen! unbeständig hin- und herwanken zwischen Gut und Bös, zwischen Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit, das ist eine traurige Folge vorausgegangener Schuld, das ist selbst Sünde, und ist die Unterlage vieler folgenden Sünden. Haltet es also nicht für ein Kleines, oder für ein Unbedeutendes, oder für eine leicht zu entschuldigende Schwäche, unbeständig seyn im erkannten Guten, in der erkannten Pflicht, im schuldigen Dienste des Herrn. Der Unbeständige war schon ein Schuldiger, und deßwegen hat Gott als Strafe die Unbeständigkeit über ihn kommen lassen; der Unbeständige ist aber auch jeden Augenblick in Gefahr, ein frevelhafter Uebertreter der göttlichen Gebote zu werden. Wie das von haushohen Sturmeswellen geworfene Schiff jeden Augenblick in Gefahr schwebt, umzuschlagen, so steht der Unbeständige allzeit in Gefahr, in den nahen Abgrund der Sünde geschleudert zu werden. Hier ist aber, wohlverstanden! nicht von jener menschlichen Unbeständigkeit die Rede, die wirklich als menschliche Schwäche muß angesehen werden; sondern von jener Unbeständigkeit, die aus einem der Sünde und Leidenschaft fröhnenden Herzen stammt.

Wie widersprechend finden wir oft denselben Menschen in seinen Ansichten, Neigungen, Grundsätzen, Handlungen in den verschiedenen Lagen und Vorkommnissen des Lebens? So fest, wie einen Schwur, schien mancher seine Aussprüche und Vorsätze zu halten. Sieh! da kömmt sein Interesse, sein liebes Ich in's Spiel; es handelt sich um die Gunst hoher Personen, um Ehrenstellen, Beförderungen, Gnaden, um

Vortheile ꝛc.; wie schnell ist es da mit den heiligsten Betheurungen, mit den so oft Anderen vorgesprochenen Grundsätzen aus! Der Mensch ist unvermuthet ein ganz anderer, versteht sich zu unedlen Künsten und listig gewundenen Wegen, folgt keinem seiner so hoch beschworenen Grundsätze mehr; nur ein Grundsatz ist der Angelpunkt seines ganzen Strebens, der Grundsatz, sich allzeit nach den jedesmaligen Umständen zu richten, oder nach einem Ausdrucke aus dem gemeinen Leben, den Mantel nach dem Winde zu hängen! So nimmt er alle Farben an, und wechselt sie, wenn er es für gut findet, wohl an Einem Tage mehrmal. Bei Menschen, die er noch vor Kurzem gelästert, macht er nun den gehorsamsten Diener, den feigsten Schmeichler; Dinge, die er an Andern verflucht, öffentlich getadelt hatte, erlaubt er sich nun selbst ohne Bedenken; ja er hält sie wohl durch seine Person anjetzt für geheiligt. — Nicht wahr! über eine so schmähliche Unbeständigkeit ärgert ihr euch mächtig, und ihr verabscheut die also Unbeständigen aus dem Grunde eures Herzens, weit entfernt, solche Erscheinungen bloß aus der allgemeinen menschlichen Schwäche und Fehlerhaftigkeit zu erklären, mit welcher man Geduld haben müsse. Nein! ihr fühlet, daß solcher Moder aus der Sünde, aus einer alten Sünde, aus einem verpesteten Sündenpfuhle kommen müsse. Das fühlet ihr, lernet aber auch daraus, wie ihr der stets nahen Gefahr, gleichfalls unbeständig zu werden, entgehen möget. Lästig sind euch allerdings die unbeständigen Wetterfahnen in Gestalt von Menschen, aber nützlich können sie euch werden, vor eigener Unbeständigkeit euch schützen.

Ihr sehet aus dem unchristlichen, oft unmenschlichen Benehmen solcher Wetterhähne ein, wie weit der Mensch

herabsinken kann, wenn er einmal seinen einzig rettenden Haltpunkt, das Halten am Gesetze Gottes, aufgegeben hat. Ihr sehet, was aus dem Menschen wird, wenn er nur seiner Selbstsucht folgt. Ihr sehet, daß er bald aufhört, ein Gottesdiener zu seyn, und nur zu bald anfängt, ein Götzendiener, ein Anbether seiner selbst zu werden. Ihr sehet, daß das Herz des Unbeständigen ein Sünden-Meer ist, das alles Leben um sich her durch seine Giftdünste tödtet. Ein offenes Grab ist es, das Alles verschlingt, ein furchtbarer Tyrann ist es, der alle Mitmenschen sich dienstbar machen und unterjochen möchte. Ein schwankender, unter den Füßen weichender Sumpf ist der Unbeständige, unmöglich kann er gedeihliche Frucht bringen. Auch ansteckend ist der Unbeständige für seine Umgebung, und um so gefährlicher, als er sein Unwesen oft lange decken, ja sogar demselben das Gewand der Tugend, der Gewissenhaftigkeit, der pharisäischen Gerechtigkeit anlegen kann. Wenn der unbeständige, scheintugendhafte Pharisäer seine Farbe wechselt, wenn er, wie der Wind, seine Richtung ändert, wenn er, um in einer Richtung etwas zu verfolgen und zu erreichen, keines Menschen Ehre und Habe schont: so weiß er gewiß die edelsten, gerechtesten, liebevollsten Absichten vorzuwenden, oft auch, wenn es zweckmäßig scheint, recht geheimnißvoll damit zu thun. In dieser Gestalt, die bereits ein vollendetes Pharisäerthum darstellt, zeigt sich freilich die Unbeständigkeit auf ihrer schändlichsten und schrecklichsten Seite, wird sogar eine Verläugnung der Menschheit, nicht bloß des Christenthums; flößt sonach schon von selbst Abscheu gegen sich ein. Aber auch auf einer minderen Stufe richtet sie schon großes Unheil an, und beschleicht in dieser feineren Form den

schwachen Menschen unter den annehmbarsten Vorwänden. Allmählig aber wächst diese Schlange, und wird ein Ungeheuer, vor dem die Menschheit mit Entsetzen zurückweicht.

Darum seyd auf eurer Hut, nehmt es nicht leicht und obenhin, wenn ihr im Dienste Gottes, in euren heiligen Vorsätzen lau und untreu zu werden anfanget. Durch das häufige Wanken wird die Wurzel der Tugend gelockert, und ihr seyd bald an der Gränze gefährlichen Unbestandes. Die Gabe der Beständigkeit verleiht Gott nur denen als Belohnung, die kämpfen und ringen, um sich beständig zu erhalten. Was ist auch der Mensch als ein ewig schwankendes Rohr, was ist er, als eine ewig geschlagene Welle, wenn er in keinem Dinge feststeht? Der Sieg wird nur durch Beharrlichkeit errungen.

Wie niederschlagend ist der Wankelmuth in seinen Folgen. So unschuldig er im Anfange scheinen mag, er macht zum Aergsten fähig. Sehen wir dieß nicht an dem Volke in Jerusalem? Der Wankelmuth macht die Hosanna Rufenden zu rasenden Verbrechern, die blutdürstig die Vergießung des heiligsten Blutes verlangen. Und doch war dieß Volk noch nicht verdorben und versunken in ächt pharisäische Unbeständigkeit. Lernet, lernet von Beispielen, wenn ihr nicht selbst eurem tückischen Feinde zur Beute werden wollet. Verabscheuet an den lasterhaften Unbeständigen das sittliche Gift, aber habet Mitleid und Schonung gegen die angesteckten Personen. Lernet daraus im Geiste auf alles Irdische verzichten, weil Alles vergänglich und unbeständig ist. Trauet daher keiner Erdenlust, keinem Erdenglück, keiner Menschengunst; dieß sind eitel unbeständige Dinge, die auch den Menschen stets unbeständiger machen.

Sorget stets für ein reines Gewissen, steht fest im Glauben, laßt euch nicht verwirren vom Wechsel der menschlichen Dinge, betrachtet euch als Wandersleute, und benützet die zeitlichen Dinge so, daß ihr die ewigen nicht verlieret! Amen.

Ostersonntag.

(1838.)

Er ist auferstanden und nicht hier. Mark. 16, 6.

Er ist nicht hier! Welch eine Botschaft! Er ist nicht hier! Welche Betrübniß! Doch nein, welch ein Jubel! Er ist ja auferstanden? Alleluja! Freudenruf und Jubel erscholl auf Bethlehems Fluren in dem Augenblicke, als das Wort Fleisch geworden. Dortmals ergoß sich der Jubelruf des Gloria aus tausend Engelstimmen! Heute tönt das Alleluja mächtiger noch, als einst das Gloria bei der Wiege. Dießmal tönt's über dem Grabe des Gottmenschen, es schallt wider an den Enden der Erde, und im Himmel; es schallt aus dem Munde der Millionen von Erlösten. Denn es gilt nicht mehr einem Kinde, sondern einem Riesen, der unaufhaltsam — voll Glanz und Majestät, wie die Sonne, seine Bahn dahinschreitet; es gilt dem gewaltigen Obsieger über die schwarzen Mächte und über alle Finsternisse, dem Sieger über Sünde, Tod und Hölle. Tod! wo ist dein Stachel? Hölle! wo ist

dein Sieg? Alleluja! Gesiegt hat über euch der Löwe aus dem Stamme Juda! Zu Schanden gemacht hat er alle seine Feinde. In Tollheit und Wuth „sind sie aufgestanden gegen den Herrn und seinen Gesalbten," um ihn zu morden. „Aber der im Himmel wohnt, lacht über euch, ihr Unsinnigen! und der Herr spottet aller eurer Unternehmungen" (Ps. 2.). Der Gottesheld hat sich mit Macht umgürtet, und hat sein Versprechen gehalten: daß er nach drei Tagen wieder aus dem Grabe hervorgehen werde. Mit schrecklicher Majestät hat er vor euren Augen das Grab gesprengt, und eure Wächter niedergeschmettert. Was sagt ihr nun, die ihr euch wider Gott verschworen? Habt ihr nun die blitzenden Schrecken seiner göttlichen Majestät erblickt, die ihr kurz zuvor gelästert habt? Es ist nicht mehr der Schmerzenmann, der von dem Scheitel des Hauptes bis auf die Fußsohle nur Eine Wunde war. Verlassen und verachtet war er von Menschen, und geschlagen ob unserer Missethaten. Aber nun ist eingetroffen, was Isaias (K. 53.) von ihm geweissagt: Der Herr hat ihm sein Loos gegeben unter Mächtigen, und mit Helden theilt er die Beute. „Viele Völker," sagt derselbe Prophet (Kap. 52.), „werden seiner frohlocken, und vor ihm werden Könige ihren Mund verschließen; denn, was ihnen nie erzählt ward, werden sie sehen, und was sie nimmer hörten, vernehmen." Wohl uns! auch wir haben es gesehen und vernommen, was der Herr an seinem Gesalbten gethan hat an diesem Tage, wo er ihn vom Tode erweckte. Was Gottes herrliche Macht gethan, das wollen wir nun auch dankbar betrachten. Siegesgesänge und Loblieder wollen wir heute dem großen Gott anstimmen dafür, daß er durch seinen Sohn dem Tode seine Gewalt für immer entrissen

hat. Betrachten wir doch die Herrlichkeit und Wichtigkeit dieses Sieges, und zwar

I. An dem Sohne Gottes selbst, der den Sieg errungen; und

II. An uns, denen Er den Sieg erkämpft hat.

I.

Sehr treffend schildert die Kirche in einem ihrer Hymnen den Sieg des Kreuzes, wenn sie singt:

„Es starb an diesem Holz das Leben,
Ein neues Leben uns zu geben;
Sein Tod sollt' uns das Leben seyn."

Der Tod war getödtet in dem Augenblicke, als das Leben am Holze gestorben. Welche Geheimnisse vereinigen sich an dem Kreuze! Der Baum des Todes, des schmählichen Todes, wird der Baum des Lebens und der Auferstehung. Das Marterwerkzeug zum Tode wird für Gottes Allmacht das Mittel, dem Tode selbst auf immer den Todesstoß zu versetzen.

Würden wir unseren hochgebenedeiten Heiland je so verherrlicht gesehen, würden wir je eine so augenfällige Gewißheit erlangt haben, daß er der Herr sey über Leben und Tod, wenn ihn die Welt nicht hätte sterben sehen am Kreuze? Er mußte mit dem Tode ringen, um sich der Welt als den allgewaltigen Besieger des Todes, ja als ihren eigenen Ueberwinder, zu erweisen. Die Auferstehung Christi ist der augenfälligste Beweis, daß er den Tod in W a h r h e i t und v o l l k o m m e n überwältiget hat. Dieser vollkommene Sieg ist die höchste Verherrlichung Christi.

Sobald das Bluturtheil über Christus ausgesprochen

war, fielen die zwei Gewaltigen, der Tod, und dessen Vater, der Teufel, über ihre vermeintliche Beute her und glaubten derselben schon ganz sicher zu seyn. Christus selbst hatte am Oelberge dieß vorgesagt mit den Worten: „Dieß ist eure Stunde, und die Herrschaft der Finsternisse" (Luk. 22, 53.). Aber schmählich wurden zwei Feinde geschlagen, wie es Oseas vorhergesagt hatte: „Dein Tod will ich seyn, o Tod! und dein Biß, o Hölle!" Mit diesen beiden Mächten wurden zugleich besiegt Alle, die den Tod Jesu wollten, die ihn vorbereiteten, und den Todten bewachten. O starker Jesus! sie sind allesammt zu Schanden geworden, die gegen dich kämpften. Verschlungen ist der Tod in deinem glorreichen Siege. — Alles hatte sich zu seinem Untergange verschworen, die Diener des Heiligthums und der Welt, die Höchsten und Niedrigsten, die Hebräer und Römer, Priester und Könige, Schriftgelehrte und Pharisäer, der ganze jüdische Senat, Annas, Kaiphas, Herodes und Pilatus. Die Welt jubelte schon ob ihres gewissen Sieges, und sie täuschte sich und fing sich in ihrem eigenen Netze! Die beiden Hohenpriester, der König Herodes, und der Landpfleger Pilatus, verdammten Christus, jeder aus einem eigenthümlichen Grunde, zum Tode; jene beiden nämlich als einen Gotteslästerer, dieser als einen wahnsinnigen, letzterer als einen Menschen, den die allgemeine Stimme schon verurtheilt habe. Alle vier Theile verurtheilten aus den nichtigsten Gründen den Unschuldigen. Und was vermochten sie gegen Ihn? Christus erstand, wie er es gesagt hat. So sind seine Verurtheiler die ersten gewesen, welche wider ihren Willen seine Herrlichkeit beförderten. Aber auch ihre Diener, die Vollstrecker ihrer Befehle, mußten den Glanz seiner Herrlichkeit verkünden.

„Vor Schrecken erbebten die Wächter und waren wie todt.“ Die Tollen, die Bedauernswerthen! Sie besetzen das Grab, und wollen dadurch der Auferstehung die Thüre verriegeln! Sie wachen, daß der Tod nicht entrinnen möge! Was erfolgt? Engel erscheinen, und machen die Verherrlichung offenbar, welche die Menschen zu verhindern strebten. Ein Engel des Herrn steigt vom Himmel herab, und wälzt den Stein hinweg. In Angst und Schrecken setzt er die Gottlosen, die Guten redet er freundlich an und tröstet sie: „Fürchtet euch nicht,“ ermuntert er sie himmlisch süß, als wollte er ihnen sagen: Jene müssen sich fürchten, nicht ihr; erschrecken dürfen nicht Jene, die ihn suchen, sondern diejenigen, die ihn verfolgen. Erschrecken muß das widerstrebende Judenthum, erschrecken Pilatus, sein Richter, die Schergen, die ihn kreuzigten, die Gottlosen, die ihn verhöhnten, die Grausamen, die Essig und Galle zum Tranke ihm reichten; die Rasenden, die falsches Zeugniß erkauft, die Unmenschen, welche ihren Herrn gemordet haben. Euch aber geziemt es, sich zu freuen, nicht zu erschrecken; denn Er ist auferstanden, den ihr unter den Todten suchet; er lebt, den ihr als Getödteten betrauert habt. „Er ist auferstanden, wie er vorhergesagt.“ Siehst du also, warum der Engel erschien? Der Diener erschien, um durch die That zu bekräftigen, was der Herr mit Worten vorausgesagt hatte; um die Lehre zu ertheilen, daß es der Herr in seiner Gewalt gehabt hat zu sterben und zu leben, Er, der vor seinem Sterben seine Auferstehung verkündet hatte. Deßwegen wollte er der Schmach des Todes nicht ausweichen, weil die Herrlichkeit des Auferstandenen die Schmach des Sterbenden begraben sollte. Herrlichkeit und Ehre haben dem Todesbezwinger Jesus

Christus die Engel bereitet, und selbst seine Todesfeinde, über die er, wie über den Tod selbst, triumphirt. Als seine Freunde wollen wir einstimmen in die Verherrlichung, welche Menschen und Engel ihm bereitet haben!

Die Auferstehung hat ferner Christum auch verherrlicht als den untrüglichen, von Gott gesandten, aus Gott sprechenden Lehrer und Propheten. Durch seine Auferstehung ist jedem seiner Worte und Verheißungen das Siegel der Göttlichkeit aufgedrückt worden. „Reißet diesen Tempel nieder," sagte er einmal auf seinen Leib deutend, „und in drei Tagen will ich ihn wieder aufbauen." Er hat ihn wieder aufgebaut durch seine Auferstehung. Auf seine Auferstehung beruft Er sich vielmal, als auf den letzten und höchsten Beweis, den er der Welt, namentlich allen seinen Feinden, von der Göttlichkeit seiner Person und Lehre geben wolle. Der Apostel Paulus setzt das ganze Christenthum auf dieses Eine Fundament, auf die Wahrheit der Auferstehung. „Ist Christus nicht auferstanden, so ist unsere Predigt eitel, eitel ist alsdann auch euer Glaube," spricht er im 1. Briefe an die Korinther. Auch die Feinde Christi legten alles Gewicht auf seine Auferstehung; sie erinnerten sich sogleich bei seinem Tode an sein Wort von der Auferstehung, trafen daher in ihrer thörichten Menschenweisheit alle Anstalten, um dieselbe zu hintertreiben, und, nachdem ihnen dieß nicht gelungen war, begingen sie die größte aller Thorheiten, sie zu läugnen, nachdem sie erfolgt war. — Durch den Tod Christi geschah die Erlösung, geschah unsere Versöhnung, aber ohne die Auferstehung hätte sie uns keinen Nutzen bringen können, weil die Welt nicht an die versöhnende Kraft des Kreuztodes geglaubt hätte. — Die Auferstehung ist also die

Besieglung der Erlösung, und unseres ganzen Glaubens. Sie ist dasjenige Wunder, das allein, auch wenn der Heiland sonst keines gewirkt hätte, schon hinreichend wäre für unseren Glauben an seine Gottheit und an seine überfließende Genugthuung für die sündige Welt.

Durch seine Auferstehung hat nun Christus alle Zeugnisse bekräftigt, die er von sich selbst abgelegt; aber auch die ganze Schrift des alten Bundes, die von ihm handelt, hat dadurch ihre Erfüllung erhalten, Alles, was die Propheten von ihm verkündet haben, ist Wahrheit geworden, und alle Räthsel sind gelöst. Daß die Schriften des Moses und aller Propheten von ihm handelten, bezeugt der Auferstandene selbst, indem er die Jünger auf dem Wege nach Emmaus ausdrücklich darauf hinwies, und ihnen bedeutete, daß Christus dieß Alles leiden mußte, um in seine Herrlichkeit einzugehen. Wie könnte aber von einer Herrlichkeit die Rede seyn, wenn die Schmach des Kreuzes durch seine Auferstehung nicht wäre getilgt und gleichsam begraben worden?

Die Auferstehung Christi war eben so nothwendig, als seine Erniedrigung und blutige Hinopferung. Jene, wie diese forderte die Gerechtigkeit Gottes. Gott ließ seinen Sohn auf's Tiefste sich erniedrigen, er mußte ihn nun auch auf's Herrlichste erhöhen. Diese Ursache giebt auch der Apostel an, indem er sagt: „Er erniedrigte sich selbst, und ward gehorsam bis zum Tode, ja bis zum Tode des Kreuzes; deßhalb hat Gott ihn auch erhöht, und ihm einen Namen gegeben, der über alle Namen ist" (Phil. 2, 8.). Diese Verherrlichung war auch wegen uns nothwendig, und wegen derjenigen, die seine tiefste Erniedrigung mit Augen wahrnahmen. Wie hätte ihr und unser Glaube aufkommen

können, wenn das Aergerniß des Kreuzes nicht wäre getilgt worden durch die Herrlichkeit der Auferstehung! Wir können um so weniger etwas einwenden, weil der Unglaube der Juden selbst, als ein Unglaube, der nothwendig eine Sünde gegen den heil. Geist war, die Wahrheit der Auferstehung bekräftigte. Die jüdischen Vorsteher mußten seine Auferstehung zugestehen, und glaubten doch nicht an ihn! Solche verhärtete, verzweifelte Geister giebt es noch immer! Aber sie können, was geschehen, nicht läugnen. Die Auferstehung schließt ihnen den lästerischen Mund. Sie haben für ihren Unglauben auch nicht einmal einen Schein, weil Christus unwiderlegbar von den Todten auferstanden ist. — Auch unsere Hoffnung gewinnt durch die Auferstehung des Sohnes Gottes die schönste Krone und die festeste Stütze. Ist Christus auferstanden, so haben wir die sichere Hoffnung, daß auch wir auferstehen, indem die Glieder das Loos ihres Hauptes theilen. So hat Paulus geurtheilt, und so Petrus in seinem ersten Briefe (1, 3. 4.): „Gepriesen sey Gott, der Vater unsers Herrn Jesu Christi, der nach seiner großen Barmherzigkeit, durch die Auferstehung Jesu Christi von den Todten, uns wiedergeboren hat zu einer lebendigen Hoffnung, zu einem unvergänglichen Erbtheil" u. s. w.

Nicht bloß die Gerechtigkeit Gottes also, sondern auch seine Liebe verlangten diese Verherrlichung seines Eingebornen. Das Geheimniß der ewigen Liebe geht mit der ewigen Gerechtigkeit im engsten Bündnisse. Die göttliche Liebe hatte beschlossen, die Erlösung sollte ganz an uns vollbracht, das heißt, es sollten uns die sämmtlichen Gnaden derselben gereicht werden. Der sterbende Christus befreite uns zwar von den Sünden; der auferstandene giebt uns aber auch die Güter zurück, die wir durch die Sünde

verloren hatten. Daher heißt es auch beim Apostel im Briefe an die Römer (4, 25.): „Christus ist unserer Sünden wegen dahingegeben worden, und wegen unseres Gerechtwerdens ist er auferstanden.“

Was machen wir aus dem allem für einen Schluß? O! den gewiß sehr tröstlichen, den die Apostel daraus gezogen, daß Christus nicht bloß für sich, sondern auch für uns auferstanden ist; daß wir sonach an der Herrlichkeit seines Sieges den unmittelbarsten Antheil nehmen. Wie dieß geschehe? Davon der II. Theil.

II.

Er hat gesiegt — der verachtete und an's Kreuz geschlagene Jesus! Was können und dürfen wir unserem Sieger zurufen? „Uns gehört dein Sieg an! unsere Krankheiten hast du getragen, unsere Strafe hast du gebüßt; das Sterben war dir allein, der Ruhm der Auferstehung fällt auch uns zu; ja nicht bloß der Ruhm, sondern auch die Frucht.“ Zerstreut hat der Starke unsere Feinde und sie alle erschlagen, niedergeschmettert mit seiner Gewalt hat Er den höllischen Drachen, der uns in seinen Klauen festhielt. Dieß hat unser göttlicher Führer zum Voraus seinen Kindern zum Troste gegeben. „Der Fürst dieser Welt wird hinausgeworfen werden,“ sagte Er. Nun ist er hinausgeworfen. So lange jener Starke, der Teufel, seinen Hof bewachte, war in Ruhe, was er besaß. Nun aber ist ein Stärkerer als er über ihn gekommen, hat ihn besiegt, alle seine Waffen abgenommen, auf die er trotzte, und seine Beute vertheilt. Nun ist er gebunden der höllische Löwe; brüllen kann er nun, beißen kann er nicht, es sey denn, es träte ihm Jemand zu nahe.

Unseren Tod hat Christus besiegt durch den seinigen, seine Auferstehung verbürgt uns die unsrige. Und das ist eine Verherrlichung von sündhaften Geschöpfen, wie sie vor Christus Niemand zu Theil werden konnte. Christus ist der erste der Auferstandenen. Daher heißt er auch in der Schrift der Erstgeborne der Todten oder aus den Todten (Kol. 1, 18.). Der Apostel Paulus, der so gerne und so freudig von der Auferstehung spricht, giebt uns auch den köstlichsten Unterricht über den Zusammenhang unserer Auferstehung mit der Auferstehung Christi. Hören wir ihn, wie er zu den Korinthern redet: „Christus „ist von den Todten auferstanden als Erstling der Ent„schlafenen. Denn wie durch einen Menschen der Tod „kam, so auch durch einen Menschen die Auferstehung der „Todten. Wie nämlich durch Adam Alle sterben, so wer„den auch durch Christus Alle wieder in's Leben gebracht „werden. Doch Jeder in seiner Ordnung; zuerst Christus, „dann die, welche Christo angehören, und an seine Wieder„kunft glauben" (1. Kor. 15, 20—23.). Wenn Christus der Erste der Auferstandenen genannt wird, so ist dieß von der vollkommenen Auferstehung zu verstehen, durch die wir zum unsterblichen Leben erweckt werden, wobei sohin gar keine Möglichkeit mehr ist, wieder zu sterben. Bei dieser Art von Auferstehung nimmt Christus unstreitig den ersten Platz ein. Denn handelt es sich nur von jener Auferstehung oder besser, von jener Rückkehr in's Leben, mit der die Nothwendigkeit eines abermaligen Sterbens verbunden ist: so sind vor Christus schon viele Andere von den Todten erweckt worden, wie Lazarus, der Jüngling von Naim, die Tochter des Jairus. Auch die Apostel haben Tode erweckt, [illegible] die Propheten im alten Bunde, wie Elias und

Elisäus. Aber alle diese Erweckten standen nur mit der Bedingung auf, daß sie wieder den Tod überstehen mußten. Christus der Herr hingegen erstand so zum Leben, daß der Tod vollkommen unterdrückt und aller Ansprüche beraubt war; daß der Erstandene nicht mehr sterben konnte, was Paulus ganz deutlich bekräftigt mit den Worten: „Wir wissen, daß Christus, da er von den Todten auferstanden ist, nicht wieder stirbt, der Tod über ihn keine Macht mehr hat" (Röm. 6, 9.).

Weil nun das Geheimniß der Auferstehung so innig unsere eigene Auferstehung und dereinstige Verherrlichung betrifft: so ist es billig, daß wir es eben so, wie das Geheimniß des Todes Christi, dankbar anbethen, und mit unserem Glauben so fest daran halten, als hätten wir mit eigenen Augen, wie die Frauen und Apostel, den Auferstandenen gesehen. Voll heiliger Verwunderung über dieß Geheimniß schreibt der heilige Lehrer Augustinus: „Es ist eben nichts absonderlich Großes, zu glauben, daß Christus gestorben: dieß glauben auch die Heiden und Juden und alle Gottlose; alle glauben, daß er gestorben ist. Der Glaube der Christen ist die Auferstehung: das müssen wir hoch anschlagen und darin finden wir unsern Ruhm, daß wir glauben: er ist auferstanden." Daher kam es, daß der Herr am öftesten von seiner Auferstehung geredet; und von seinem Leiden sprach er fast niemals mit seinen Jüngern, ohne von der Auferstehung zu sprechen. Als die Juden einst von ihm zur Bekräftigung seiner Lehre ein Zeichen verlangten, antwortete er ihnen (Luk. 11.): kein anderes Zeichen würde ihnen gegeben werden, als das Zeichen des Propheten Jonas: denn wie Jonas drei Tage und drei Nächte im Bauche des Wallfisches gewesen,

so werde des Menschen Sohn drei Tage und drei Nächte im Schooße der Erde seyn.

Christi Sieg über den Tod hat auch uns mit demselben Siege verherrlicht. Aber, wird man sagen, aber — wie ist denn unser Tod besiegt? „Wir Alle sterben ja, und sind wie Wasser, ausgegossen auf die Erde, das nicht mehr wiederkehrt" (2. Kön. 14, 14.). Wir wollen uns die Sache in Folgendem klar machen.

1) Christus hat den Tod für uns nicht in dem Sinne besiegt, daß wir dem Leibe nach nicht mehr stürben. Das natürliche Recht des Todes an uns, das eine von den zeitlichen Strafen der ersten Sünde ist, hat er nicht weggenommen, aber seine Tyrannei hat er gebrochen, mit der er Leib und Seele zugleich verschlang. Denn vor dem siegreichen Kampfe Christi mit dem Tode konnte kein Verstorbener zur Quelle des Lebens, zu Gott aufsteigen. Keiner konnte sagen: Ich will dem Tode meine Schuld bezahlen, d. h. meinen Leib ihm preisgeben, dann aber lasse er mich geradezu zu meinem Schöpfer heimgehen, und meinen Gott anschauen. Dieß war ein vergebliches Reden. Die tyrannische Herrschaft des Todes drückte alle, die seine Hand erwürgt hatte, in die Unterwelt nieder als solche, die des ewigen Todes schuldig gewesen! Dieß ward ganz anders nach Christus. Wie Christus dem Grabe entstiegen ist, so fliegt der von seinen Beflecknungen geläuterte Geist zu seinem Schöpfer auf, schaut mitten unter den Engeln seinen Gott an. So hat uns Christus durch seinen Sieg über den Tod den Eingang der Ewigkeit wieder erschlossen. Das war vor Christus der Tod der Seele, daß sie getrennt seyn mußte von Gott, durch Christus ist ihr der Himmel wieder geöffnet. Den Tod des Leibes hat Gott als eine von den

vielen zeitlichen Strafen der Erbsünde aus weisen Gründen noch fortbestehen lassen.

2) Die Wunderkraft, Verstorbene in's Leben zu ererwecken, ist durch den Sieg Christi im neuen Bunde weit ausgedehnter als im alten, weit stärker in der Kirche, als in der Synagoge. Vielen Heiligen ist diese Kraft zu Theil geworden. Als einst zu dem älteren Makarius von Aegypten ein ungläubiger Mensch kam, und wider Glaubenssätze ein frevelhaftes Gespräch voll von schlauen Einwendungen, zum Aergernisse und zur Verführung der Gegenwärtigen, anknüpfte, sagte der Diener Gottes: Wozu die Worte? gehen wir auf die Gräber; und wem Gott die Kraft giebt, einen Todten aus dem Grabe zu erwecken, dessen Religion soll die wahre seyn. Es geschah! Makarius bethete zu Gott, und erweckte einen noch nicht lange beerdigten Todten, der sich allen Gegenwärtigen zeigte. Der Feind sah sich besiegt und entfloh. Der heilige Martinus, Bischof von Tours, hat nach dem Zeugnisse der Kirche drei Todte erweckt, der heilige Franziskus Xaverius, der Apostel Indiens, erweckte vier und zwanzig, so vieler Anderer hier nicht zu gedenken.

3) Der Tod ist besiegt — heißt ferner: Die Auferstehung Christi ist uns das Unterpfand der einstigen Auferstehung unserer Leiber. „Wir erwarten," sagt Paulus (Phil. 3, 20.), „den Retter, unsern Herrn Jesum Christum, der unsern hinfälligen Leib umbilden, dem Leibe seiner Herrlichkeit gleich gestalten wird." Es kömmt die Zeit, wo Alle, die in den Gräbern sind, die Stimme des Sohnes Gottes hören werden. Wie trostvoll ist uns die Gewißheit dieses Lebens-Sieges besonders im Unglücke! Diesen Trost empfand schon im alten Bunde Job im Schmerz des

tiefsten menschlichen Elendes. Er ruft aus: „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt, und ich am jüngsten Tage aus der Erde werde auferstehen.“ Diese Hoffnung ermuntert den Christen, daß er den vollsten Becher des Leidens ohne Klagen und Murren auszutrinken Muth und Kraft fasse. Wissen wir ja doch besser, als Job, daß unser Erlöser lebt, und daß wir dermaleinst aus dem Staube zu ihm wieder erstehen werden. Verlieren wir auch im Tode Alles, was der Erde gehört, Ehrenstellen, Vermögen, Gesundheit, Freunde, wir wissen es: wir kommen wieder zum Leben, und durch dasselbe zu allen wahren Gütern. Der Tod ist für uns besiegt, denn wir erstehen wieder zum Leben.

4) Der Tod ist fortan besiegt. Dieß Wort gilt auch, zu unserem wo möglich noch größeren Troste, von unserer sittlichen Auferstehung — aus dem Grabe der Sünde. Auch diese Verherrlichung verdanken wir der Auferstehung Christi. Auch für unsere geistige Auferstehung stellt uns der Apostel den auferstandenen Gottmenschen als Musterbild dar. „Wie Christus durch des Vaters Macht von den Todten auferweckt wurde, so sollen auch wir ein neues Leben führen; denn sind wir in Aehnlichkeit des Todes mit ihm auf das Engste verbunden; so sollen wir es auch in Absicht auf die Auferstehung seyn“ (Röm. 6, 4. 5.). — „So haltet auch euch wie todt für die Sünde, aber lebend für Gott, in Christo Jesu, unserem Herrn“ (Ebend. V. 11.). — So haben wir in der leiblichen Auferstehung Christi die Kraft erhalten und den göttlichen Geist, daß wir fortan in Heiligkeit und Gerechtigkeit leben, und verharren in den Geboten des Herrn; und dieß heißt ja nichts anderes, als das neue Leben der sittlichen Auferstehung leben. Die Merkmale der sittlichen Auferstehung giebt

unser Apostel, der so eindringliche Prediger der Auferstehung, mit den Worten an: „Wenn ihr nun mit Christo „auferstanden seyd, so strebet nach dem, was oben ist, wo „Christus zur Rechten Gottes sitzt!“ Damit wird nun klar angezeigt, daß jene, welche Leben, Ehre, Gemächlichkeit, Reichthümer Christo vorziehen, noch nicht zur sittlichen Auferstehung gelangt sind. Wie können wir an das tröstliche Wort glauben: daß wir durch seine Wunden geheilt sind? wie könnten wir dieses Wort auf uns anwenden, wenn wir noch immer die Wunden und Geschwüre unserer Sündenkrankheiten an uns tragen, und gerne sogar an uns tragen! Wie können wir an der Herrlichkeit seiner Auferstehung Theil nehmen, wenn wir im alten Sündengrabe verbleiben und uns nicht wecken lassen von Dem, der mit dem Tode des Leibes auch den Tod der Seele, welches die Sünde ist, überwunden hat! Geliebteste! so wahr es ist, daß Christus unsere sittliche Auferstehung durch seine Auferstehung bewerkstelligt hat, und sie in uns vollführt; so wahr ist es auch, daß Er sie nicht ohne unsere Mitwirkung vollführen will und kann. Der Grund liegt vor Augen: Soll der Weckende seinen Zweck erreichen, so müssen auch Leute da seyn, die sich aufwecken lassen. Seinen Jüngern, die im Garten Gethsemane sich dem körperlichen Schlafe überließen, setzte er mehrmal mit dringlichem Wecken zu; sie ließen sich nicht wecken. Gewiß mit Recht gab er ihnen den Verweis: Konntet ihr nicht eine Stunde mit mir wachen? Jene Schläfer hörten nicht auf das Wecken des im Leiden begriffenen Meisters. Weit sträflicher wärest du, o Sünder! wenn du dich nicht von deinem auferstandenen Heilande erwecken ließest. Würde Er dir nicht mit Recht den Vorwurf machen: Wie? du willst die kurze

Stunde deines Lebens verschlafen in den Genüssen der Sinne und bei dem berauschenden Becher deiner Lüste, da ich im Garten für dich blutige Angsttropfen vergossen, den vollen Kelch aller Bitterkeit gekostet, und am Kreuze ihn völlig ausgetrunken habe! Wie? du willst das glänzende Kleid der Auferstehung beflecken und abwerfen, das ich dir bei meinem Triumphe über den Tod angethan habe! Ja es steht zu befürchten, daß der Herr dir nach langem, vergeblichem Rufen den letzten Ruf thut, den schrecklichen Ruf: Schlaf nun fort! denn deine Stunde ist gekommen! — Ach! was für eine Stunde? die der Rache, der Unmöglichkeit, je wieder zum Leben zu erwachen! Wohlan! Hand an unsere sittliche Auferstehung! die körperliche Auferstehung wird einst der Posaunenruf und des Richters Hauch bewirken; die geistige muß hier in jeder Stunde unter unserer Mitwirkung zu Stande kommen! Sie ist nicht schwer, wenn wir uns mit ganzer Kraft an dem Ueberwinder des Todes, dem Auferstandenen, anhalten; sie ist nicht mehr schwer, seitdem der starke Fürst aus Davids Stamm den Fürsten dieser Welt hinausgeworfen hat. Christus ist die Auferstehung und das Leben! *)

Soll ich's zusammenfassen, was sich über die Herrlichkeit des Sieges Christi sagen läßt? Nun! so will ich's nicht mit meinen eigenen Worten, sondern mit den Worten des großen Heroldes der Lehre von der Auferstehung. Sein Triumphruf gilt uns ebensowohl, wie den Kolossern, zu welchen er spricht: „Auch euch, die ihr in Sünden todt waret, hat Christus mit ihm neu belebt, indem er alle Vergehungen uns gnädig erließ, und die Handschrift des

---

*) Hier findet die Predigt ihren natürlichen Schluß; die folgenden Stellen sind nur als Anhang beigegeben.

Gesetzes, die gegen uns war und wider uns zeugte, auslöschte, und durch Anheftung an das Kreuz vernichtete, und die Mächte und Gewalten entwaffnete, und öffentlich zur Schau führte, indem er in ihm über sie triumphirte." Der Starke hat triumphirt und gefangen genommen die alte Gefangenschaft, triumphirt hat er über die Feinde aller Jahrhunderte rückwärts und vorwärts.

Ich will den Sieg der Auferstehung kurz noch schildern mit den goldenen Worten des heiligen Petrus Chrysologus. „Die ganze Hoffnung des christlichen Glaubens," sagt er, „beruht auf der Auferstehung der Todten. Unser Ruhm und Stolz sey die Auferstehung. Möchten wir stets reden von der Auferstehung, möchte es unsere Lust seyn, davon zu hören! Denn Sterben will uns nie behagen, Leben dagegen macht uns immer Lust und Wonne. So töne denn in unserem Munde wider: Auferstehung! Auferstehung! lassen wir es tönen vor den Ohren unseres Geistes, damit der Tod, der unsere Sinne rastlos belagert, mit seinem Schrecken, mit seinem Jammer von uns fliehe. Denn also erwartet und besingt sich der Landmann die reichen Früchte und sättigende Male, damit er die gegenwärtige Arbeit des Pfluges und den Schweiß nicht empfinde. So besingt sich der Schiffer die Häfen und den Gewinn, damit er nicht entmuthigt wird von den Tod drohenden Stößen der Wogen und den Gefahren des Meeres. So jubelt der Soldat, um nicht zurückzubeben vor Wunden und Schwertern, von Beute und Sieg. Deßhalb blicke auch der Christ auf die Auferstehung, erwäge und bespreche sie, damit er die Furcht vor dem Tode völlig verachten lerne. Der Tod, Brüder! ist der Herr der Verzweiflung, und der leibliche Vater des Unglaubens. Die Verzweiflung

spricht zum Menschen: Mensch! was verlierst du deine Zeit? Sieh! dein Gebieter, der Tod, kömmt heran, und macht dich zu nichte. . . Gewähre dir alles was dir gehört, widme deine Kindheit den Spielen, deine Jugend den Vergnügungen, deine Mannszeit den Lüsten, dein Alter mir, und denk nicht vergeblich auf Hoffnungen. Dann schickt der Tod den Unglauben, seinen Sohn, der also den Menschen einschüchtern muß: Mensch! bist du nicht ein Thor, daß du glaubst, du könnest dem Tode entgehen; denn gerade so lebst du. Dein Glaube betrügt dich, du trauest demselben, der dir, um dir das Gegenwärtige zu nehmen, Zukünftiges verspricht; der, um das zu rauben, was vor dem Tode dein eigen ist, ich weiß nicht was für unsichtbare Dinge nach dem Tode verheißt. Wer ist jemals von dort hergekommen, und welcher Vernünftige wird an das glauben, was so viele hundert Jahre nicht gegeben worden ist. Iß und trink, denn morgen bist du todt . . ."

Niemand lasse sich irre machen von solchen unsinnigen Lügen. Der Herr ist wahrhaft auferstanden, und wir Alle werden deßhalb auch auferstehen. Denn in Christo werden wir Alle belebt werden. Derselbe heilige Lehrer Chrysologus bemerkt weiter: „Der hätte nicht bloß keinen Grund zum Glauben, sondern auch keinen Grund zum Leben, welcher da glaubte, er sey bloß zu dem Ende geboren worden, um vernichtet zu werden. Mensch! was wird ins Daseyn gerufen, was nicht unterginge, und was von dem Untergegangenen ersteht nicht wieder? Der Tag geht auf am Morgen, und ersteht wieder am Morgen: Abends begräbt er sich in die Nacht; und von Neuem ersteht er am Morgen. Täglich wird er geboren, täglich stirbt er, und täglich wird er wieder geboren. Die Zeiten

gehen unter, da sie vorübergehen; sie leben wieder auf, da sie wiederkehren. Mensch! willst du Gott nicht glauben, von seinem Gesetze nicht Belehrung annehmen; so glaube doch wenigstens deinen Augen, glaube den Elementen. Traue ihnen, die fortwährend dir deine Auferstehung predigen. Gewiß, wenn das, was in deiner Macht steht, viel geringer ist, und dennoch durch deine Hülfe vom Tode erweckt wird: so sollte es dich doch lehren, daß du durch die Kraft Gottes auferweckt werden könnest. Geh hin zum Samen, wie dich der Apostel lehrt; nimm trockenen Weizen, er ist ohne Gefühl, ohne Bewegung; zieh eine Furche, begrabe darein den Weizen; sieh hinein, wie er da abstirbt, durch die Feuchtigkeit anschwillt, durch die Fäulniß verwest! Mag dir zuvor die Verzweiflung, der Unglaube oder die Verwesung tausend Unmöglichkeiten vorgemalt haben — das Weizenkörnlein lebt plötzlich auf im Keime, erstarkt im Kraute, wird jugendlich stark im Stengel, wird reif zur Frucht, und so ersteht es wieder zu derselben Gestalt und Eigenschaft, in welcher du es für verloren gehalten hattest. Mensch! so lehrt dich das Weizenkorn nicht sowohl, wie du es verzehren, sondern wie du zur Einsicht kommen sollst, es lehrt dich nicht sowohl arbeiten, als vielmehr glauben. O Mensch! nimm an den Glauben, weil er dir unentgeltlich gegeben wird; glaube die Auferstehung, weil derjenige, der sie dir verspricht, keinen Preis verlangt. . . Bedauernswerth und sich selbst feindselig sind jene Sterbliche, welchen der Gedanke an den Tod der schmerzlichste aller Gedanken ist; sie begehen den Unsinn, daß sie sich gegen ihre eigene Auferstehung sträuben." Amen.

Erster Sonntag nach Ostern.

Jesus trat mitten unter sie und sprach zu ihnen: Der Friede sey mit euch! Joh. 20, 19.

Zum erstenmale nach seiner Auferstehung erscheint der Heiland seinen versammelten Jüngern. Wer will die Freude eines solchen Wiedersehens beschreiben! Der Herr ist wieder bei den lieben Seinen, der Vater ist wieder unter seinen Kindern, der Meister unter seinen Schülern, der Erlöser ist unter seinen Erlösten. Freilich dauerte die Trennung nur wenige Tage; aber was hat während dieser wenigen Tage sich nicht Alles ereignet? Es waren Tage namenlosen Leidens für Christus, Tage unaussprechlicher Geheimnisse, Tage, in welcher die ganze bisherige Ordnung der Welt umgestürzt worden war. Denn fürwahr! der Tod des Gottmenschen, der in diese Tage fällt, hat eine ganz neue Welt geschaffen, dieser Tod hat die Erde in Freiheit gesetzt, der Menschheit den Himmel geöffnet, ja selbst der Unterwelt hat dieser Tod Gnade und Licht gebracht. Denn aus diesem Tod ward lauteres L e b e n, durch die Auferstehung brach aus dem Grabe ein lauteres L i ch t hervor. Der Heiland ist der Sieger über den Tod seines eigenen Leibes nicht nur, sondern auch über den Tod von Millionen und Millionen. Dem Sieger des Todes geziemte ein v e r k l ä r t e r Leib, nicht mehr der sterbliche, verwesliche.

In diesem verklärten Leibe steht heute Jesus vor seinen furchtsamen Jüngern. Welch' ein Anblick wird dieß für die Kummervollen gewesen seyn! Welch' ein Triumph! Welch eine Tröstung und Zuversicht mag da in ihre geängstigten Gemüther geflossen seyn! Der vor wenigen Tagen blutende und zerrissene und im Tode erblaßte Leib steht nun vor den Jüngern mit den hellleuchtenden Spuren göttlicher Verklärung und Siegesmacht! Christus steht auf einmal bei verschlossenen Thüren mitten unter seinen Geliebten! Gewiß kömmt er nicht vergebens, gewiß kömmt Derjenige, der so eben der erlösten Menschheit ihren versöhnten Gott wiedergegeben hat, nicht ohne eine kostbare Gabe zu seinen geliebten Jüngern. Was mag er ihnen wohl mitgebracht, wie wird er sie — der Erstandene zum erstenmale angeredet haben? Ohne Zweifel das Liebste, Theuerste und Beste, was er hatte, brachte der erstandene Meister seinen theuren Jüngern; — und dieß war der — Friede. Den Frieden brachte er ihnen als die Frucht seines Versöhnungstodes, als das Triumphzeichen seiner herrlichen Auferstehung. Der süßeste Gruß, womit er sie anreden konnte, war daher der Gruß: Der Friede sey mit euch!

Christen! dieß muß die beste Gabe, der segenvollste Gruß gewesen seyn, den Jesus seinen auserwählten Jüngern bringen konnte. Christen! auch uns kann wohl keine Gabe, kein Wunsch unseres göttlichen Heilandes ersprießlicher seyn, als der Friede. Der Friede muß eine edle Frucht aus dem göttlichen Gnadengarten seyn; er muß die Kraft in sich haben, uns zeitlich und ewig zu beglücken. Ohne den Frieden kann es wohl keine wahre Glückseligkeit geben. Forschen wir daher in unserem Gemüthe nach, ob der

Friede darin bereits seine Wohnung genommen habe; und finden wir ihn nicht, dann sey er der erste Gegenstand unseres Suchens. Suchen wir den Frieden bei Jesus, dann suchen wir den wahren Frieden, und werden ihn auch finden. Suchen wir aber den vollständigen Frieden! Der vollständige Friede ist ein doppelter, nämlich:

I. Der Friede mit unseren Mitmenschen;

II. Der Friede mit Gott.

I.

Unser Gott ist ein Gott des Friedens. Sein heiliges Gesetz hat zur Absicht, den Frieden, den inneren und wahren Herzensfrieden, unter seinen vernünftigen Geschöpfen zu erhalten und zu befestigen. So lange der Mensch dem Gebote Gottes getreu bleibt, so lange wird der Friede grünen zwischen ihm und seinen Mitgeschöpfen. Wie die ersten Menschen das Gebot des Herrn übertreten hatten, konnte der Friede nicht mehr unter ihnen seyn. Christus wollte der Menschheit den verlorenen Frieden wiedergeben; darum ging er für sie in den Tod, um es ihr wieder möglich zu machen, die traurige Entzweiung aufzuheben. Der Unfriede war ganz gewiß eine Frucht des Todes. Als Besieger des Todes konnte und wollte Christus seine Auferstehungs-Glorie nicht herrlicher zeigen, als dadurch, daß er sich der Welt als den ersehnten Friedensfürsten darstellte. Welch schöner Einklang ist dadurch zwischen zwei so großen Thatsachen des Christenthums, zwischen der Geburt und der Auferstehung Christi, hergestellt! Bei seiner Geburt haben himmlische Geister der Menschheit den Frieden Gottes verheißen; nach seinem Tode ward dieser Friede von dem Erstandenen verkündigt. Was das Kind

verheißen, das hat uns der erstandene Held wirklich gebracht. Die Auferstehungsfahne ist die Fahne des Friedens. Wie könnte dieß auch anders seyn? Durch seinen Tod wurde der Friede des Menschen mit Gott erst wieder hergestellt; bevor aber dieser hergestellt war, konnten die Menschen unter sich selbst keinen Frieden haben.

Welche Gnade, welche Wohlthat Christus, der auferstandene Friedensfürst, der Menschheit erwiesen, das zeigt er, der göttliche Friedensstifter, selbst dadurch am besten an, daß seine erste Rede und sein erster Gruß nach seiner Auferstehung der Friede ist. Zunächst an seinem göttlichen Herzen muß also dieses Wort gelegen haben, weil es sein glorreicher Mund zuerst aussprach, und weil es dieser göttliche Mund aussprach gegen die Theuersten, die sein Herz auf Erden hatte, weil er es endlich aussprach unmittelbar nach dem vollbrachten Werke der Erlösung.

Hätten wir aber auch diese klare Andeutung von Seite des Herrn nicht: wir würden dennoch die Größe der Wohlthat des von Christus der Welt gebrachten Friedens erkennen müssen, und zwar schon aus dem Zustande der Menschheit vor dem Empfange dieses Friedens. Gehen wir die Geschichte des Heidenthums nur mit oberflächlichen Blicken durch: überall begegnen wir den Anzeichen eines fortlaufenden Kampfes des Menschen gegen den Menschen. Nicht genug, daß die äußere, vernunftlose Natur gegen den Menschen eine unfriedliche, ja feindliche Stellung angenommen hatte! Der Mensch selbst hatte gegen seinen Mitmenschen fast unbewußt eine beharrliche Stellung des Unfriedens angenommen, und war so ein wahrer Störefried geworden. Von den beständigen Kriegen der Völker gegen Völker, um sich aufzureiben, soll hier nicht einmal die Rede

seyn; nicht von dem auffallenden, von keinem Gesetze beschränkten Blutdurste des Menschen gegen seines Gleichen im Großen, wodurch er sich den reißenden Thieren mehr anschloß, als dem Ebenbilde Gottes. Nur die zur andern Natur gewordene Feindseligkeit des Einzelnen gegen Einzelne kömmt hier in Betracht. Unfrieden mit dem Nächsten haben und stiften war dem gewöhnlichen Heiden kein sittliches Vergehen, worüber ihm sein Gewissen Vorwürfe gemacht hätte; vielmehr schien ihm der Unfriede mit seinem Nachbar oft ein unerläßliches Mittel zu seyn, um seine hab- und ehrsüchtigen Absichten gegen ihn durchzusetzen. Die Stimme der besseren Natur, die sich öfter dagegen erheben mochte, ward von ihm nicht gehört oder sie ward betäubt. Jeder Anlaß war hinreichend, um den Frieden mit dem Nächsten aufzuheben, sobald es die Leidenschaft gebot, die sich keinem Gesetze der Vernunft mehr fügen wollte. Wo war da noch an einen Damm, an eine Abhülfe zu denken? Der Mensch war und blieb der Feind seines eigenen Geschlechtes, wenn auch da und dort selbst im Heidenthume sehr rühmliche Beweise vom Gegentheile vorkommen. Aber im Allgemeinen konnte sich der Mensch aus dieser Feindschaft gegen sein eigenes Geschlecht nicht herausarbeiten. Wer sollte ihn von diesem Sündengifte erlösen! Sich selbst konnte er nicht erlösen; auch fühlte er in sich kaum das Bedürfniß, Frieden mit dem Nächsten zu haben; denn die Selbstsucht war ihm das höchste Gesetz, von dessen Befolgung ihn kein anderes Gesetz abhielt. Andere konnten ihn auch nicht davon heilen; denn sie waren selbst von dieser Krankheit angesteckt. Selbst die heidnische Tugend hatte irgend eine Leidenschaft, wie z. B. den Stolz, zur Wurzel.

Christen! Es braucht für euch keiner weitern Aus-

führung; ihr werdet aus dem Wenigen abnehmen, daß vor Christus im eigentlichen Sinne eine Tugend des Friedens, somit auch ein Glück des Friedens der Menschen untereinander — nicht vorhanden seyn konnte. Der Friede kam erst mit dem Heilande in die Welt, als die Engel in den Lüften riefen: Friede auf Erden den Menschen, die eines guten Willens sind! Eines guten Willens zu seyn — das machte den Menschen erst die Gnade Christi möglich. Denn nach dem Ausspruche des heiligen Apostels Johannes war es erst Jesus Christus, der den Menschen das Vorrecht gab, Kinder Gottes zu werden (Joh. 1.). Erst der göttliche Friedensfürst brachte den Menschen die köstliche Gabe, den Frieden unter sich zu haben, und der nämliche Heiland, der den Frieden in die Welt gebracht hat, preist auch diejenigen selig, die den Frieden aufnehmen und halten, er nennt sie Kinder Gottes.

Daß vor Christus kein wahrer Friede auf Erden möglich war, muß Jeglichem einleuchten. Der Friede ist keine Frucht der Sünde; wo Sünde und Abfall von Gott ist, da kann nur Unfriede seyn. Die Welt war aber vor Christus unter der Dienstbarkeit der Sünde.

Soll der Mensch Friede halten mit seinen Mitmenschen, so müssen ihm Mittel zu Gebote stehen, seinen Leidenschaften die Herrschaft abzugewinnen. Dieß ist aber auf bloß natürlichem Wege nicht möglich, der Mensch bedarf dazu der übernatürlichen Gnade Gottes, und diese brachte erst Jesus Christus. Denn daß der Mensch den in ihm vorherrschenden Hang zur Sünde tilge, dazu gehören übernatürliche Beweggründe, übernatürliche Kräfte: denn es handelt sich hier um eine völlige Umänderung des natürlich

verderbten Menschen in einen übernatürlichen, himmlisch verklärten Menschen.

Soll der Mensch wahren Frieden mit Andern halten, so muß er erst Frieden mit Gott selbst haben. Denn wer mit Gott keinen Frieden hat, der kann auch mit dem Ebenbilde Gottes keinen Frieden haben, der ist in beständiger Aufregung gegen Alles, was seinen selbstsüchtigen Zwecken entgegen ist. Denn sein Ich ist ihm das Einzige und Höchste.

Soll der Mensch den Frieden mit Gott haben, so muß er die Liebe zu Gott haben, wie sie Jesus Christus verkündigt, und wie seine Gnade den Menschen sie möglich gemacht hat. Nun konnte aber vor Christus dem Herrn die Menschheit eine solche Liebe zu Gott unmöglich haben; sohin konnte sie auch den wahren Frieden, der ein Kind der Liebe ist, nicht kennen, und nicht besitzen.

Christen! Freuet euch! Christus, unser Herr, hat uns den Frieden mit Gott gebracht, und hat es uns möglich gemacht, den Frieden mit unseren Mitmenschen zu halten. Er hat uns den Frieden verdient durch seine unendliche Liebe zu uns Menschen, durch seine Liebe bis in den Tod; denn seine Liebe hat er mit seinem Blute besiegelt. Seine Liebe hat uns die Gnade gebracht, daß auch wir Gott lieben können, und dadurch wird es uns möglich, mit unsern Mitmenschen den Frieden zu halten.

Dank dir, göttlicher Friedensfürst! für diese große Gnade, die wir Tag und Nacht dankbar erwägen sollten. Verzeih mir, daß ich so spät erst diese Gnade erkannt, und zu benützen angefangen habe. — Wahrlich! wie nach einer zweiten Sündfluth, brachte der Herr seinen Jüngern den Oelzweig des Friedens. Gleichwie einst die Taube

dem in der Arche eingeschlossenen Noe einen Oelzweig als gute Botschaft zugetragen hat; so kam der Heiland freudige Botschaft bringend nach dem Ablauf der Fluth seiner Leiden zu seinen eingeschlossenen Schülern.

Christen! der Oelzweig des Friedens, den Christus heute seinen Jüngern bringt, ist sonach am Baume der Liebe gewachsen. Diese uns vom Kreuzesbaume herabgebrachte Liebe wirkt in uns neben der Versöhnung mit Gott auch die Versöhnung mit unsern Brüdern, und dieß macht die Auferstehung unserer Gemüther, dieß macht unser Leben aus. „Wir wissen, daß wir vom Tode zum Leben gelangt sind, weil wir die Brüder lieben" (I. Joh. 3, 14.). „Wer nicht liebt, bleibt im Tode." —

Geliebte! es lohnt sich gewiß der Mühe, daß wir im Einzelnen uns überzeugen, wie wir nur vermittelst der Liebe friedfertig seyn können, und welche Wege wir einschlagen müssen, um wirklich friedfertig zu seyn. Wir dürfen nur die Kraft und die Wirkungen der Liebe betrachten, so wird uns bald klar werden, wie sie den Frieden zeugt, und den Unfrieden verscheucht.

1) Jede Leidenschaft stört mehr oder weniger den Frieden mit Andern, insbesondere aber der Stolz, jene Leidenschaft, in welcher der Mensch unersättlich ist in äußeren Ehrenbezeigungen, und ein Feind jeder Bescheidenheit und demüthigen Anerkennung seiner Fehler und Mängel. Die Leidenschaft macht nach und nach ihren Sklaven dumm und blind; so besonders der Stolz. Der Stolze sieht überall Widersacher, er fühlt sich nie befriedigt, und glaubt sich immer und überall zurückgesetzt. Daher dann das Anschicken zur Rache, zu List und Ränken, daher die Spannung und der Unfriede mit den Nächsten. Es gehört zur

Strafe des Stolzen, daß er nicht empfinden kann das köstliche Gefühl der Zufriedenheit, das dem Friedfertigen hienieden schon als ein himmlisches Glück beschieden ist. Die Gewohnheit aber — sollte man es glauben! — macht dem Leidenschaftlichen seinen elenden Zustand zur zweiten Natur, er empfindet bald gar nicht mehr die Unnatur seines Zustandes, er erkennt die Sünde gegen seinen Nebenmenschen nicht, nicht die Bitterkeit, die er ihm täglich in seinen Lebenswein mischet. Christen! die Liebe, die uns Christus durch seinen heiligen Geist einflößt, diese Liebe läßt den satanischen Unhold des Stolzes nicht aufkommen in unserem Gemüthe; denn die Liebe bläht sich nicht auf und überhebt sich nicht. O! bittet alle Tage um die wahre Liebe Christi; so wird die Demuth in euer Herz einkehren, und mit ihr werdet ihr den Frieden mit euren Brüdern haben.

2) Ein anderes Hinderniß des Friedens ist der Zorn, die Bitterkeit, und der leichtfertige und freventliche Verdacht. Der Zornmüthige ist ein Tyrann gegen seinen Mitbruder, im Augenblicke seiner Leidenschaft ist er ein Wahnsinniger, er setzt jede Rücksicht bei Seite, verwundet oft auf vielen Punkten zu gleicher Zeit, und legt den Grund zu einem weit um sich greifenden Unfrieden. Freilich legt der Zornmüthige nach verrauchter Leidenschaft wieder eine sanftere Miene an, und empfindet nicht selten Reue über das gestiftete Uebel; aber die Folgen wieder aufzuheben und das schwarze Gewölke des Unfriedens ohne Verzug in den heitern Himmel des Friedens umzuwandeln, das liegt nicht in seiner Macht. Darum laßt euch nicht beherrschen vom Geiste des Zornes und der Bitterkeit. Folget der Mahnung des Apostels, der da spricht: „Alle Bitterkeit und

Heftigkeit, Zürnen, Toben und Schmähen sey ferne von euch sammt aller Bosheit. Seyd vielmehr gütig gegen einander, erbarmend und nachsichtsvoll" (Eph. 4, 31.). — Christen! wo Zorn und hitziges Wesen ist, da kann für die Dauer kein Friede unter den Menschen seyn; wohl kann derselbe eine Zeit lang bestehen, aber dann kömmt auf einmal der Sturmwind, und knickt unbarmherzig das zarte Pflänzchen. Und wer steht dafür, daß aus dem öfter wiederkehrenden Zorne zuletzt nicht noch Haß werde? Christen! Haß ist der Tod der Seele. Laßt euren Unmuth oder euren Zorn nur nicht haften, damit er sich nicht in Haß verwandle. Wer haßt, der kann nicht verzeihen, der kann nicht barmherzig seyn. Und wer dieses nicht thut, der schneidet sich bei Gott alle Hoffnung auf Vergebung und Barmherzigkeit ab. Welch ein Irrthum ist es, sich vor Gott versöhnt und begnadigt glauben, während man mit seinem Bruder unversöhnt und selbst unversöhnlich gegen ihn ist! Und in diesem schrecklichen Irrthum des Willens (nicht des Verstandes allein) — sind häufig, ach! nur zu häufig Menschen, denen es an der Kenntniß der Gebote des Evangeliums nicht fehlen kann, ja selbst solche Menschen, deren Amt es ist, das Gesetz des Friedens ihren Untergebenen zu verkünden. „Führen wir uns nicht selbst in die Irre," spricht der heilige Augustinus, „es ist menschlich, in Zorn gerathen; aber dein plötzlich aufschießender Zorn darf nicht bewässert werden durch Verdacht und Argwohn, und so zu einem Balken wachsen. Denn ein Anderes ist der Zorn, ein Anderes der Haß. Sieh! wie du dir widersprichst! Andern verübelst du den Zorn, und in dir selbst behältst du den Haß! Im Vergleich zum Haß ist der Zorn nur ein Splitter; aber wenn du den Splitter

nährest, so wird ein Balken daraus. Zu nichte wird er aber werden, wofern du ihn ausreißest und wegwirfst!"

Christen! welche Weisheit liegt in diesen Worten! wie gegründet sind sie in der Wirklichkeit! Betrachtet man die Anlässe, aus denen meistens im Leben der Unfrieden entsteht, — die Leidenschaft des Menschen ist es, die aus Nichts etwas macht, oder doch Alles vergrößert. Der Friedensstörer glaubt allzeit eine vielsagende, rechtmäßige Ursache zu haben; und doch hat er oft gar keine, oft eine ganz geringfügige, aus der man nur nichts zu machen braucht, so wird sie auch nichts seyn.

Die Liebe allein treibt den Zorn aus und den Haß, eben so auch die Rachsucht, diese schauerliche Giftschlange, die oft mit einem einzigen Stiche tödtet, und dem Frieden keinen Raum giebt. Wie wahr ist's doch, was der heilige Hieronymus hierüber gedacht hat! „Brüder!" spricht er, „warten wir doch niemals auf die Gelegenheit zur Rache! Denn was heißt sich rächen anders, als an fremdem Unglücke sich weiden? Was hilft es, seinen Leib abmagern durch Abstinenz, wenn wir die Seele vom Hochmuthe anschwellen lassen? Was soll das für eine Tugend seyn, keinen Wein trinken, dafür aber mit Zorn und Haß sich berauschen?" Möchten diesen Spruch täglich diejenigen sich neu einprägen, die aus gewissen äußeren Uebungen der Religion eine Profession machen, die aber ohne Liebe sind, und deßhalb stündlich den Frieden mit dem Nächsten brechen — durch ihre Härte, durch üble Nachreden und Splitterrichterei, durch Unredlichkeit und Herbheit!

3) Die Liebe treibt auch aus den Neid, die Verkleinerungssucht, die Verläumdung und all das Natterngezücht einer selbstsüchtigen Seele. Wie kann der Neidige zum

Frieden stets bereit und fertig seyn. Er kann nichts Gutes am Nächsten sehen, nichts Gutes rühmen hören, er sinnt stets darauf, das Weiße am Nebenmenschen schwarz, und die kleinen schwarzen, aber Andern noch unbekannten Flecken, recht in's helle Licht zu setzen. Und dazu schont er keinerlei Mittel, wenn es nur zum Zwecke führt. Das Schreckliche dabei ist: der Mensch oder — um richtiger zu reden — der Unmensch, der dieß teuflische Geschäft lange Zeit hindurch getrieben hat, sieht darin keine Sünde mehr, vielmehr glaubt er ein besonderes Recht dazu zu haben. Von Haß und Stolz und Neid, die in seiner Seele den Grundton bilden, will er nichts wissen, und solche Furien sieht er nur bei anderen Menschen toben. Und doch, doch ist's zuletzt beleidigter Stolz, oder lange genährter Haß, der den bösen Geist des Unfriedens mit seinen Mitbrüdern dem Neidigen in die Seele getrieben hat. Denn im Grunde ist der Neid ein Kind des Hasses. Beben wir zurück vor den zeitlichen, aber noch mehr vor den ewigen Folgen, die eine solche Gesinnung nothwendig nach sich zieht. Diese Sünde ist besonders deßwegen so schrecklich, weil sie von einer gewissen falschen und stolzen Sicherheit begleitet ist, die keine Sünde mehr wahrnehmen will; sehr bald auch Gewohnheit und ständiger Charakter bei dem Menschen wird. Ganz angemessen ist die Schilderung eines großen Menschenkenners, des heiligen Augustinus; sie ist werth, hier eine Stelle zu finden. „Wer seinen Bruder haßt," sagt dieser große Lehrer, „der wandelt dabei zwar ganz frei seines Weges, er geht aus und geht ein, und geht ohne Ketten einher, kein Gefängniß schließt ihn ein; und — doch ist er gefesselt von seiner innerlichen Schuld. Sein Kerker ist sein Herz!"

Wo die Liebe ist, da legt man die Reden und Thaten des Nächsten sämmtlich auf die gute Seite aus, wenigstens hat die Liebe noch immer etwas zur Entschuldigung der Absicht des Nebenmenschen. So bleibt der Mensch friedlich, und erhält den Frieden.

4) Die Liebe ist auch werkthätig; sie hilft uneigennützig — mit Rath und That. Wie viel trägt diese Dienstfertigkeit bei zum Frieden! Die Liebe weiß sogar oft um des Friedens willen zu verzichten auf ihr Recht. Um des Friedens willen vermeidet sie selbst den billigen Widerspruch gegen Andere, wo dieser nicht von einer Pflicht geboten ist, wo er vielmehr nur dazu dient, das gute Einverständniß zu stören, Uneinigkeit, Zank und Verdruß zu erregen.

Die Liebe thut noch mehr um des Friedens willen: sie erträgt mit verzeihendem Gleichmuth Unbilden und Beleidigungen; denn die Liebe ist geduldig, und erträgt Alles. „Wenn du wahrhaft liebst," sagt der heilige Gregorius, „so mußt du auch dich mit Andern vertragen können; verträgst du aber nichts mehr, so hast du auch eben damit schon aufgehört zu lieben."

5) Die Liebe ist voll der Theilnahme; sie freut sich des Glückes des Nächsten, und bedauert sein Unglück, sie freut sich mit den Freudigen und weint mit den Weinenden. Welch ein schönes Band des gesellschaftlichen Friedens ist dieses aufrichtige Mitgefühl! Was würde ohne solches das armselige Erdenleben seyn!

Die Liebe hat, wo alle andern Mittel nicht zum Ziele führen, noch ein ganz unfehlbares Mittel in Bereitschaft: sie bethet zu Gott für die Feinde und Widersacher, doch — sie bethet nicht allein für sie, sie thut ihnen auch Gutes. Sie befolgt so die himmlisch große Regel, die der heilige

Bonaventura giebt, wenn er sagt: „Ist dir ein Hausgenosse oder ein Nachbar im Herzen zuwider und unerträglich; so gieb dir alle Mühe, ihm desto liebvoller entgegenzukommen mit Dienstgefälligkeit und Gesprächigkeit: auf diese Art wirst du bald die Heilung jener Krankheit in dir verspüren.“ —

Die Liebe also, geliebte Christen! ist die Mutter des Friedens. Gott müssen wir um seiner selbst willen, den Nächsten aber um Gottes willen lieben. Indem ich euch gezeigt habe, was die Liebe thut, und was die Liebe meidet; so habt ihr daran die untrügliche Regel, was ihr des Friedens wegen gegen eure Nebenmenschen thun, und was ihr meiden müsset. Thuet darnach, und ihr werdet den Frieden mit den Menschen haben. Bestrebt euch aber dabei auch allzeit, stets den Frieden mit eurem Gott zu haben.

II.

Wie oft leider! kommen wir in den Fall, daß wir den Frieden mit unserem lieben Gott verlieren! Ach! jede schwere Sünde bringt uns um diesen Frieden, über den es hienieden nichts Höheres und Kostbareres für uns giebt. Haben wir diesen Frieden verloren, dann haben wir unsere ganze Glückseligkeit verloren! Dieß wissen wir Alle recht gut. Desto auffallender ist es, daß wir so leichtfertig um die nichtswürdigsten Dinge in der Welt diesen Gottesfrieden verscherzen; desto unverzeihlicher ist es, wenn wir nach dessen Verlust uns nicht beeilen, ihn wieder zu erringen.

Sehen wir doch einmal in unser wankelmüthiges Herz; ob es uns nicht bei tausend Gelegenheiten und Fällen einen recht sträflichen Friedensbruch gegen Gott vorwirft! Ob unser Gewissen uns nicht besonders darüber bittere

Vorwürfe macht, daß wir den Friedensbruch oft so lange, wie eine klaffende Wunde, haben offen stehen lassen, ohne das so nahe stehende Heilungs-Oel zu gebrauchen! Das Heilöl, das die Wunde des Unfriedens heilt, wer kennt es nicht? Es ist das heilige Sakrament der Buße, das Christus in seiner Kirche allen Sündern als Zuflucht nach dem Falle hinterlassen hat. Wer reuig und aufrichtig von diesem Gnadenborne trinkt, der findet Heilung, Genesung und Vergebungsgnade! Dieser Gnadenquell steht Jeglichem offen und zu jeglicher Zeit, und er bewährt seine heilende Kraft an jeglicher Sünde ohne Ausnahme! Wie reich, wie uneingeschränkt sind die Erbarmungen des Herrn! Wie zugängig ist Gott, wenn sein abtrünniges Geschöpf wieder den Frieden mit ihm hergestellt wünscht! Wo ist ein Herr, nein! wo ist ein Vater so gütig und zuvorkommend!

Um einen Blick auf unser heutiges Evangelium zu werfen: wie fruchtbar ist dasselbe nicht an Beziehungen, die auf den Frieden des Menschen mit Gott hindeuten. Es ist selbst der Apostel Einer, der uns hierin ein Lehrstück giebt. Thomas war nicht zugegen, als der Herr zu den Jüngern kam. Was hätte man nun von ihm erwarten sollen? Gewiß konnte man erwarten, daß er der Erzählung der übrigen Apostel glaubte, und sich bei ihrer Aussage beruhigte. Dem war nicht so. Er wollte Alles mit seinen leiblichen Augen sehen, und mit Händen greifen, und dann erst glauben. Bei ihm war also der Friede noch nicht eingekehrt, den nur der Glaube verschafft und verschaffen kann. So ist Thomas in diesem Punkte nicht zu loben. Und doch hat er noch heute seine Nachahmer an jenen Christen, die Alles in der Religion erst sinnlich

schauen oder auf dem Wege menschlicher Einsicht erst bewiesen haben wollen, ehevor sie glauben, obgleich sie der göttlichen Beglaubigungen so viele und so einleuchtende haben. Sie glauben nur auf dem Wege des sinnlichen Suchens zum Frieden kommen zu können. Die Kurzsichtigen wissen nicht, daß dieß ein sehr gewagter, und ein so ganz unsicherer Weg ist, daß sie auf demselben wohl nie zum Frieden mit Gott gelangen. Mancher wähnt, wenn er diesen oder jenen Punkt in der katholischen Glaubenslehre, besonders in Betreff der Geheimnisse und Wunder, handgreiflich klar durchschaut habe; dann werde er endlich zur Ruhe kommen, dann wolle er sich gleichwohl zum Glauben bequemen! Er täuscht sich nothwendig; auf solche Weise wird der Friede nicht zu ihm, und er nicht zum Frieden kommen. Denn mit seinem Verstande wird er nie vordringen in das Geheimniß, in die übernatürliche, ihm unerreichbare Werkstätte der Gnade und Allmacht Gottes. Ohne den einfachen Glauben an das untrügliche Wort Jesu und seiner heiligen Kirche kömmt er nie zum Ziele seiner Erkenntniß. Nebstdem hat die Religion noch eine andere Seite, die sicherer zum Frieden mit Gott führt. Diese ist, was wohl zu beherzigen ist, das Leben nach der Lehre Jesu. Dieses Leben ist der kürzeste, einfachste und sicherste Weg, mit Gott in selige Verbindung zu treten, und uns die Räthsel der Offenbarungswahrheiten zu lösen. Dieß ist für die allermeisten Menschen auch der einzige Weg. Denn zeigt sich der Herr dem Thomas später in der Weise, wie es dieser hartgläubige Jünger verlangt hatte; so haben deßwegen die übrigen Christen auf eine solche Gnade keine Ansprüche; nicht auf die nämliche Weise wird Jesus unserem Unglauben und Stolze zu

Hülfe kommen. Ja — dem Thomas scheint der Herr nur um unsertwillen diese Gunst erzeigt zu haben, wie dieß auch der heilige Gregorius mit den Worten ausdrückt: „Mehr hat uns des Thomas Unglauben zum Glauben genützt, als der Glaube der übrigen Apostel; denn dadurch, daß jener Apostel durch körperliche Betastung zum Glauben gebracht ward, sollte unserm Geiste jeglicher Anlaß zum Zweifel benommen, und so derselbe im Glauben festgegründet werden." — Christen! der feste Glaube an Jesus Christus ist das Fundament unseres Friedens mit Gott. Seyd also, ob ihr auch nicht mit Augen den Herrn sehet, dennoch nicht ungläubig, sondern gläubig. Nur in dem Glauben können wir wie Thomas rufen: Mein Herr und mein Gott! Dieser unser Glaube hat dann gerade, weil ihm keine sinnliche Wahrnehmung zur Seite steht, desto mehr Verdienst.

Soll uns der Glaube den wahren Frieden mit Gott geben, so muß das Werk denselben bestätigen; denn nach dem Ausspruche des heiligen Gregorius glaubt nur jener wahrhaft, der das, was er glaubt, im Werke ausübt; und ich setze dazu: wer im Werke den Glauben darstellt als einen lebendigen Glauben, nur der kömmt zum Frieden; denn nur der macht seinen Willen gleichförmig dem göttlichen Willen.

So kommen wir von selbst auf diesen zweiten Satz: Zum Frieden mit Gott ist nöthig die Uebereinstimmung mit dem Willen Gottes. Diese Uebereinstimmung ist ganz allgemein und leidet keinerlei Ausnahme. Wollen müssen wir, was und weil es Gott will, sey es nun in angenehmen oder unangenehmen Lagen, im Mangel oder im Ueberflusse, in Ehre oder Unehre, in Gunst oder Verfolgung der Menschen; überall müssen wir es aus unserem Herzen

sprechen das große christliche Wort: Herr! nicht mein, sondern dein Wille geschehe! In guten Tagen dieses Wort sprechen, ist zwar leicht, aber seltener verdienstlich. Ein einziges: Gott sey Dank dafür! in der Stunde der Trübsal gesprochen, ist mehr als deren sechstausend im Wohlergehen gesprochen. Denn es zeugt schon von einer mächtigen und doch geläuterten Liebe zu Gott, ihm auch für die Bitterkeiten dankbar seyn.

Christen! befleißet euch allezeit des Friedens mit Gott; ohne den Frieden mit Gott kann euer Friede mit den Menschen nicht dauerhaft seyn. Haben wir durch Sünden den Frieden verloren; dann säumen wir nicht mit der Anwendung jener Mittel, die Gott uns in seiner Liebe zu unserer Wiederversöhnung bereitet hat. Jeder Aufschub der Buße macht dieselbe schwerer und zweifelhafter. Lassen wir nicht zu, daß es spät wird; es möchte sonst zu spät werden! Um uns mit Gott zu versöhnen, müssen wir uns vorerst gegen die Sünde und die Sündengelegenheit abschließen. Christus kam zu seinen Jüngern bei verschlossenen Thüren, er traf sie also im Zustande vollkommener Sammlung und abgeschlossen von aller weltlichen Zerstreuung. Christus kehrt nicht in unserem Herzen ein, wenn die Thore der Sinne nicht verschlossen sind, d. h. wenn der Geist nicht in Gott gesammelt, und das unlautere Begehren nach den Kreaturen nicht gedämpft ist!

Denn Christus will mitten in unser Herz eingehen. Heute trat er mitten unter seine Jünger, als er ihnen den Frieden brachte. In der Mitte gehörte ihm auch der Platz, da war er Allen sichtbar, da zeigte er Allen seine erhabene Würde als Friedensfürst. Es steht sehr gut, wenn der Vater sich in die Mitte seiner Kinder stellt, und

ihnen Ermahnungen zuspricht, sie aufmuntert und tröstet. Christus will eingehen in die Mitte unseres Herzens, und will demselben, wofern wir durch die Thore der Reue und Buße ihn einlassen, den verlornen Frieden wiedergeben. Er will unser Führer seyn, will uns Muth und Kraft einflößen, eine neue Bahn, die Bahn des Heils zu gehen. Er ist unser Lehrer, er will uns einführen in alle Wahrheit und uns zu Vertheidigern der Wahrheit machen. Lassen wir die Wahrheit siegen über die Täuschungen unseres Herzens, über die Irrnisse unseres Verstandes — und der Friede wird bei uns Wohnung nehmen. Er ist unser Hirt, er will uns weiden auf den Gnadenauen seiner heiligen Kirche, ja mit seinem eigenen Fleische uns speisen. Lassen wir uns rufen von seiner Hirtenstimme, und wir werden den Frieden haben. Er ist unser Beschützer gegen alle unsere Feinde; stellen wir uns unter seinen allmächtigen Schutz, und seinen Frieden kann uns Niemand rauben; denn seinen Frieden giebt er uns, nicht wie die Welt ihn giebt, giebt er uns denselben. — Christen! ohne den Frieden mit Gott ist unser Leben ein Irrsal, eine Wildniß, ein Räthsel, ohne den Frieden kann Gottes heiliger Geist keine seiner beseligenden Wirkungen in uns hervorbringen. Seinen Jüngern brachte der Heiland vorerst den Frieden, und dann hauchte er sie an, und theilte ihnen den heiligen Geist mit. Erkennen wir darin eine Lehre für uns. Den heiligen Geist können wir nur als Kinder des Friedens empfangen. Darum muß uns Alles daran gelegen seyn, den Frieden zu haben; der Friede sey uns stets das höchste Gut, mögen auch die Kinder der Welt andern Gütern nachjagen; wir wollen Kinder des Friedens, und somit Kinder Gottes seyn und bleiben. Amen.

Zweiter Sonntag nach Ostern.

(1837.)

I.

Ich bin der gute Hirt; ich kenne die Meinen und die Meinen kennen mich. Joh. 10, 14.

Christus, der gute Hirt, wir seine Schäflein — o! könnte es ein zarteres Gleichniß geben, unsere Verbindung mit dem Erlöser ausdrücken, wie sie ist, und wie sie seyn soll! Mit Recht nennt der Heiland sich den guten Hirten. Der gute Hirt giebt sein Leben für seine Schafe, unser göttlicher Hirte hat dies gethan! Der gute Hirt entzieht sich Gemächlichkeit und Ruhe, und geht allzeit seinen Schäflein nach, hält sie zusammen, wacht Tag und Nacht über sie, daß kein Unglück ihnen zustoße, kein Raubthier sie überfalle und zerfleische. Auch diese Sorge, diese Lasten, diese Wachsamkeit hat unser Herr und Heiland über sich genommen. Er wachte auf Erden über die Seinen und wacht im Himmel noch heute über seine ganze Heerde von Sonnenaufgang bis zum Untergange; kein Haar wird seinen Schafen gekrümmt ohne seinen Willen. Er steht ihnen bei, wenn die Wölfe hereinbrechen, wenn Versuchung, Kleinmuth, Angst, Zweifel und Trostlosigkeit sie zu ergreifen drohen; er läßt sie nie allein, er giebt ihnen seine unsichtbare

Gnade in's Herz, und sichtbare Führer statt Seiner zur Seite.

Fürwahr! Christus ist der gute Hirt! Er nimmt sich seiner Schafe an, wenn sie krank sind, er selbst ist ihr Arzt und zugleich ihre Arznei; er heilt auch jenes Schaf noch, das jeder andere Arzt aufgeben würde, wenn es nur die angebotene Heilung annimmt. Er ist der gute Hirt; er sucht das verirrte Schaf, und rastet nicht, bis daß er es gefunden; dann trägt er es mit Freuden auf seinen Schultern nach Hause, und läßt ihm seine Verirrung nicht einmal entgelten, ja er liebt es wo möglich mit noch zarterer Liebe als die treugebliebenen Schafe. Er ist der gute Hirt, denn er führt uns, seine Schäflein, auf gute Weide. Diese Weide ist sein Wort, sein Trost, seine freundliche Zusprache, endlich sein eigenes Fleisch und Blut! Doch was bedarf es eines Beweises, daß Christus der gute Hirt ist? — Verdient ein guter Hirt nicht auch gute Schafe? Hartnäckige, widerspenstige Schafe machen dem Hirten Kummer und Sorgen, und rauben ihm die Früchte seiner Mühe und Liebe. Gehören wir zu den guten oder zu den entarteten Schafen? Wir wollen es sehen, und einen Blick werfen

I. Auf die Eigenschaften eines guten, und

II. Auf die Eigenschaften eines bösen Schafes.

I.

Christus kennt die Seinen. Warum sollte er sie nicht kennen? Sie sind mit seinem Blute bezeichnet, in seinem heiligen Geiste wiedergeboren und zum Bekenntnisse des Glaubens an Ihn gestärkt. Die Seinen kennen aber auch ihn. Sie kennen den Schafstall, die Hirtenstimme und den Hirtenstab. Sie kennen den Schafstall. Wahre

Christen halten sich an die wahre Kirche Christi, in ihr sammeln sie sich, wie die Schäflein von der Weide kommend freudig im Schafstalle sich sammeln. Wahre Christen sind liebende, gute Kinder der Kirche. Außer ihr wollen sie nicht leben; denn sie wissen: nur hier ist die Stätte und der Ausfluß der göttlichen Wahrheit, nur hier strömt mittelst der Ergießung des Geistes Christi Leben und Freude, Liebe und Trost und Gnade in alle Glieder Christi über; nur hier ist das zweite Paradies, das die Menschheit aufnimmt, nachdem sie aus dem ersten Paradiese der Unschuld war vertrieben worden. Im Schafstalle der Kirche will der wahre Christ ruhen; denn nur da findet er Frieden gegen seine äußeren und inneren Feinde, da findet er Sicherheit gegen Nachstellungen, welche von Seite der Zweifler, Spötter und Ungläubigen, mit einem Worte, von Seite der räuberischen Wölfe ihm drohen. Da findet er sich in seiner Heimath, wie das Kind im elterlichen Hause; da kann er jeden Augenblick den Hunger und Durst seiner Seele stillen; da genießt er die gesunde Weide, den Leib Christi im heiligen Sakramente des Altars; da empfängt er die christliche Lehre aus der ächten, lauteren Quelle; da genießt er das göttliche Salz, als Verwahrungsmittel gegen die sittliche Fäulniß und Ansteckung; da findet er stets seinen hilfreichen Arzt in Krankheiten der Seele; da endlich findet er Gewißheit in Gegenständen des Glaubens, da die vollste Gewährleistung und Erfüllung aller Verheißungen Christi. Der wahre Christ geht nicht auf jene süße Weide, welche trügliche und abfällige Menschen außer der Kirche ihm anbieten; denn er weiß, daß diese Weide nicht von Christus bereitet, daß sie inwendig vergiftet ist. Um keinen Preis verläßt er den Schafstall, den Christus

ihm gebaut und angewiesen hat. Er fühlt sich glückselig, in der wahren Kirche geboren und erzogen zu seyn, das Austreten aus derselben ist ihm soviel als eintreten in ein bodenloses Land der Ungewißheit, des Zweifels und Irrthums und der Beängstigung. Der wahre Christ ist nirgends mit seinem Geiste, mit seinem Herzen und Willen, als in der wahren Kirche Christi; er haßt und verachtet Jene nicht, die ohne ihre Schuld nicht im wahren Schafstalle sind; aber er hört auch nicht auf den bedauerlichen Spott Jener, die da sagen, es sey ein Kerker, wo er sich aufhalte. Gerne unterwirft sich ein treuer Katholik den Geboten der Kirche, der Ordnung im Hause Gottes, nimmt lebhaften Antheil an allen freudigen und unerfreulichen Ereignissen, welche das Reich Gottes auf Erden treffen. Er liebt seine Mitchristen, hält sich an ihre Gemeinschaft, lebt nicht nur mit und unter ihnen, sondern auch für sie; warnt sie vor Gefahren der Seele, vor Verführung und Versuchung, vor böser Gesellschaft, vor dem Einbruche des blutdürstigen Wolfes. Er erbaut seine Mitchristen durch Folgsamkeit gegen die Anordnungen der Kirche und ihres obersten Hirten, des Statthalters Christi; mit Bedauern und Abscheu sieht er auf das ungeregelte Benehmen jener Mitchristen, die zwar zum Schafstalle gehören, aber mehr mit dem Körper, als mit dem Geiste; die, wenn es auf Beachtung der Kirchengebote ankömmt, gewöhnlich in Verdruß gerathen, manchmal in Murren, ja sogar in Schimpfen ausbrechen. Diesen ist das Joch Christi kein süßes Joch, seine Bürde keine leichte Bürde; ihr Verlangen ist ungebundene Freiheit, d. h. Losgebundenheit von allen Banden der Kirche und Vorschriften der Religion! Kömmt es auf weltliche Gebräuche an, dann fällt derlei Menschen keiner derselben

zu schwer, keinen finden sie abgeschmackt und ungereimt; nur was Christus durch seine Kirche verlangt, will sich mit ihrer Vernunft und ihrem Geschmacke oft nicht reimen und vertragen. Das gute Schäflein weiß, daß der Schafstall seine Wohnung und sicherer Aufenthalt, ganz gut gebaut und eingerichtet ist, und daß außer demselben es nur in Gefahr und Irrgänge gezogen würde.

Gute Schafe hören die Stimme ihres Hirten. Der oberste Seelenhirt ist Jesus Christus. Dieser oberste Hirt führt, lenkt, lockt, weidet seine Schafe durch Unter-Hirten, die er bestellt hat zu Hütern der Herde Gottes. Diese Hüter und Wächter sind die Bischöfe und Priester unter dem gemeinsamen Oberhaupte, dem Statthalter Christi auf Erden. Der ächte Christ hört diese Hirten, er erkennt in ihrer Stimme die Stimme Christi, in ihrer Löse- und Bindegewalt den im Himmel lösenden und bindenden Christus. „Wer euch hört, hört mich; wer euch verachtet, verachtet mich.“ Ein gutes Schaf hört nicht auf die Meinungen des Tags, nicht auf die widerspenstigen Reden jener Weltkinder, welche sich über den gemeinsamen öffentlichen Gottesdienst, über christlichen Unterricht und über die Ehrfurcht hinwegsetzen, welche Christus gegen die Hirten seiner Herde verlangt. Mögen Viele ringsum in respektwidrigen Reden gegen ihre geistlichen Obern ihren Ruhm suchen, das gute Schaf hat kein Gehör dafür. Mögen Andere in selbstgewählten Uebungen der Andacht und Frömmigkeit, in ihrer eigenen Weisheit oder in der Lehre eines berühmten Menschen ihr Heil suchen, und dem Lehramte in der christlichen Kirche ihre Ohren verschließen: der ächte Christ hört ein- wie das anderemal auf die Stimme der von Christus gesetzten Lehrer, erholt in zwei-

felhaften Fällen ihren Rath, bittet um ihren Trost. Mögen Andere mit gleißnerischer Miene davon hin- und herreden, wie ihnen das von den öffentlichen Lehrern der Heilswahrheit verkündete Wort nicht mehr hinreiche, wie es ihnen nicht gefalle, nicht zusage, wie sie sich da und dort besser belehren könnten; — der gute Christ bleibt bei seinem Hirten, hört seine Stimme, hält es für seine erste Pflicht, sich an ihn anzuschließen, um nicht in der Irre herumzutappen und hirtenlos zu werden. Das gute Schaf weiß es, daß nur sein Hirt ein Herz für sein Schicksal hat. Der gute Christ weiß wohl, was er von der Sprache der unzufriedenen, unfolgsamen Schafe zu halten hat. Sie geben vor, jedem andern Hirten gehorchen zu wollen, nur dem ihrigen nicht! Nicht wahr ist es! keinem werden sie folgen, keinen als göttlich verordneten anerkennen und hochachten; ja Christo selbst würden solche Schafe nicht gehorchen, wenn er ihnen in sichtbarer Gestalt als Hirte sich näherte. —

Gute Schafe unterwerfen sich dem Hirtenstabe. Christus hat den Aposteln und ihren Nachfolgern aufgetragen, die untergebenen Gläubigen zu lehren, daß sie halten Alles, was er ihnen befohlen habe. Sie handeln, sie lehren, sie befehlen in Dingen des Heils nicht in ihrem Namen, sondern im Namen Christi. Von Christus ist ihnen der Hirtenstab in die Hand gegeben; er ist das Zeichen ihrer Pflicht und ihres Amtes. Das gute Schaf unterwirft sich ihren Anordnungen nicht aus Zwang und Furcht, sondern aus Liebe und Gehorsam gegen Gott. Denn vergebens, so schließt der ächte Katholik ganz richtig, vergebens hat ihnen Gott nicht die Weide der Schafe aufgetragen; es müssen Schafe da seyn, die sich auf die Weide führen lassen. Das gute Schäflein zürnt nicht, murrt nicht und

wird nicht verdrießlich, wenn es nicht auf jene Weide geführt wird, nach der ihm eben gelüstet. Es schreibt nicht vor, wann, wohin und wie es geführt seyn wolle. Es trägt seine Bitten und Wünsche dem Hirten bescheiden vor, überläßt sich seiner Entscheidung, und hört nicht auf die rohen Schmähungen der unfolgsamen Schafe, denen der Hirte nichts und nirgends recht thun kann. Es weiß, daß der Hirtenstab eine schwere Last ist, an dem viel Schweiß, viel Sorge des Geistes, viel Kummer des Herzens, viel Wachen, viel Verantwortung hängt, daß er eine Last ist, die den Hirten, der noch immer Mensch ist, tausendmal niederdrückte, wenn ihm die göttliche Gnade nicht zu Hülfe käme. Es weiß, daß der gute Hirte sein Leben für seine Schafe giebt; ja nicht bloß sein Leben; auch seine Seele muß er einsetzen wegen der Rechenschaft, die er für die Schäflein geben muß. Es weiß, daß sein Hirte auch ein Mensch, und als solcher Schwächen und Gebrechen unterworfen ist, die aber bei ihm um so mehr auffallen, weil er auf den Leuchter gesetzt ist. Es wird sie nicht vergrößern und ausposaunen, sondern in Liebe ertragen, und aus Dankbarkeit dazu schweigen. —

Das gute Schäflein ist dankbar, vor Allem durch Gehorsam und Liebe. Diese zwei Dinge erleichtern dem Hirten die Bürde ungemein, und von Neuem ergreift er wieder den Stab, den er aus Müdigkeit und Ueberdruß vielleicht schon bei Seiten gelegt hatte. Das gute Schaf erkennt es wohl, daß der Hirt alle seine Zeit, sein Denken und Arbeiten, seine Gesundheit und sein Leben ihm opfert, daß er für die Herde und unter der Herde lebt und webt. Es will nicht hinter dem arglosen Lamme zurückbleiben, das seinem Hirten zum Danke seine Wolle giebt.

Das christliche Schäflein giebt daher auch gerne zum Unterhalte seines Seelenhirten, was ihm gebührt, und es ärgert sich an dem Unsinn jener Unverständigen, denen der Geistliche nie arm genug ist, und doch immer reich seyn soll, um Allen Alles, oder doch recht Vieles mitzutheilen. Der für das Schäflein lebt, soll auch von ihm leben, und nicht bloß auf Luft und Wasser angewiesen seyn.

Das gute Schäflein macht seinem Hirten durch das Vertrauen Freude, womit es ihm in und außer dem Beichtgerichte seine Wunden offenbart, und macht ihm noch Freude und Trost, wenn es erkrankt ist. Ja da macht es ganz besonders seine Liebe und sein Zutrauen kund. Es verlangt vor Allem nach seinem theilnehmenden Seelenarzte, als nach seinem besten Freunde, entdeckt ihm aufrichtig seine geheimsten Wunden, giebt sich ihm ganz hin, und nimmt unter seinen Zusprüchen Abschied von dieser Welt, um in eine bessere überzugehen.

Dieß sind die vornehmsten Eigenschaften eines guten Schafes; mit Freuden verweilten wir, wenn es die Zeit zuließe, länger dabei; ungerne, daher auch nur kurz, betrachten wir die Untugenden eines bösen Schafes.

II.

Von jeher hat es Auswürflinge gegeben, unlenksame Menschen, unerträgliche Kranke, die gegen den Arzt, der sie heilen wollte und konnte, mit Händen und Füßen ausschlugen. Alle, die den himmlischen Arzt und obersten Seelenhirten zurückstoßen, stoßen gewiß um so mehr seine Stellvertreter auf Erden zurück. Der Diener ist nicht größer als sein Herr, der Schüler nicht über den Meister.

Wer wollte ein Verzeichniß aller Unarten aufsetzen,

die sich an einem verdorbenen Schafe vorfinden? Dieß wäre eine vergebliche, und noch obendrein eine recht verdrießliche Mühe. Wir wollen uns daher nur auf die hauptsächlichsten beschränken. Von den guten Schafen sagt Christus: Die Meinen kennen mich. Der unfolgsame Christ kennt ihn nicht, und ist, so lange er in diesem Zustande beharrt, ein verlornes Schaf. Es kennt seinen Hirten nicht, es verkennt seine liebvolle Absicht und Sorge, es hört nicht seine Stimme, es unterwirft sich nicht seinem milden Hirtenstabe. Der böse Christ widerstrebt stets seinem Gott und den Einsprüchen des heiligen Geistes; er will ohne höheren Führer seine eigenen Wege gehen, will sein eigener Führer seyn. Das böse Pfarrkind geht ohne Hüter und Hirten durch's Leben, stößt da und dort an, will keine Belehrung, keinen Unterricht, keine Leitung und Zurechtweisung annehmen, es geräth bald auf ungesunde Weide, — in den Sumpf des Lasters, oder auf verschlungene Pfade, wo es sich nicht mehr zu rathen weiß, oder es beschädigt sich am harten Felsen des Unglaubens, und wird bald unglückselig und nicht selten auch lebensmüde. Der Unfolgsame hört nicht mehr die Stimme Christi, die ihm kläglich ruft, weil er die Stimme der Diener Christi nicht mehr hört. Diese Stimme wird ihm widerlich, er verstopft sein Ohr und wandelt seine Irrbahn weiter fort, wohin er auf derselben immer kommen möge! Dort ruft der Verführer, dort der Unmäßige, dort der Sklave seiner Lüste, diese Stimmen hört, und ihnen folgt der unfolgsame Pfarrgenosse. Christi Stimme hört er nicht in der Stimme seines Seelenhirten; er hört sie nicht mehr von Außen in seinem geoffenbarten Worte, nicht mehr von Innen in seinem Gewissen; er vernimmt nicht mehr die Stimme, die

aus den göttlichen Führungen, aus seinen Lebensschicksalen, aus seinem Unglücke, aus dem Munde seiner Freunde und aus dem Schlunde seines dem Unfrieden überantworteten Herzens ertönt!

Das ungerathene Schaf wird scheu beim Anblicke des Hirten, und der gesammelten Herde. Der verirrte Mensch wird scheu vor Gott, vor der Kirche, vor den heiligen Sakramenten, vor der christlichen Wahrheit, vor den Dienern der Kirche! Das ungerathene Schaf springt über die Hürde, läuft allein und verlassen in die Wildniß, wird selbst wild und menschenscheu. Der abgeirrte Mensch springt über den Zaun göttlicher und menschlicher Gebote, schmäht über seine ihn zurechtweisenden Freunde, besonders über den Hirten seiner Seele. Diesem rechnet er es als Verbrechen an, daß er ihm nachgeht und ihn wieder zu gewinnen sucht. Er schimpft auf ihn, verachtet, verläumdet ihn, und giebt ihm die Schuld, falls er unglücklich werde! Undank ist seine Tugend, Rohheit und Verwilderung ist sein Schicksal, und sein Ende das sichere Verderben!

Laß es dir zur Warnung seyn, mein Christ! ohne Hirten kannst du nicht leben, ohne Hirten mußt du verderben. Trenne dich nicht vom Schafstalle, nicht von der Herde, nicht vom Hirten! Laß dich rufen, laß dich finden, wenn du irregelaufen bist. Christus, der oberste Hirte, ruft dich durch seine Unterhirten, bereite ihnen die Freude (es ist ja deine Freude), daß sie sagen können: Sieh! ich habe mein Schaf, das verloren war, wiedergefunden! Amen.

Zweiter Sonntag nach Ostern.

(1838.)

II.

Ich bin der gute Hirt. Joh. 10, 11.

Auf den Namen kömmt nicht viel an, sagt man sonst gewöhnlich. Dieß ist nicht immer so. Vielmehr liegt oft viel, recht viel an dem Namen, wenn er nämlich ganz auf die Sache paßt, die er bezeichnen soll. Die heilige Schrift zeichnet sich auch dadurch als das Buch der Bücher aus, daß sie Personen und Sachen immer den treffenden Namen giebt. Die Namen, die unserem Herrn und Heilande beigelegt werden, wie sinnreich, wie bezeichnend sind sie alle! Den Namen eines guten Hirten legt Er sich selbst bei. Wie wahr ist dieser Name, wie erquickend für unser Herz! Er ist der Hirt, wir sind die Herde, die Schafe, die er weidet. —

Was ist doch der Hirte nicht Alles für seine Herde! Er ist ihr Führer, ihr Vater und Lehrer, ihr Arzt und ihr Herr. Dieß Alles ist Christus für seine Gläubigen; daher ist er im vollsten Sinne unser Hirt. Als solcher hat er nicht nur eine unbegrenzte Liebe gegen uns, sondern auch eine unumschränkte Gewalt über uns. Aber der gute Hirt gebraucht seine Gewalt nicht als Tyrann, nicht als Quäler

und Blutsauger seiner Schafe, sondern nur zum Besten derselben. Er ist mitfühlend und theilnehmend gegen sie, und kein Leid widerfährt irgend einem Schafe in der Herde, das er nicht selbst empfände. Kommen alle diese Merkmale von Hirten-Sorge und Hirten-Liebe dem göttlichen Seelenhirten zu: so ist es uns gewiß ein besonderer Trost, länger bei diesem süßen Worte: Hirt — zu verweilen. Als Schäflein Christi wollen wir uns heute um den theuersten Hirten sammeln und von ihm selber hören:

I. Was der gute Hirt für seine Schafe thut.

II. Was die Schafe dem guten Hirten schulden.

I.

Christus ist der gute Hirte. Dieß hat er selbst von sich gesagt, aber nicht bloß gesagt, sondern im Werke bewiesen. Der Hirt kennt seine Schafe; Christus kennt uns alle zusammen und jeden insbesondere. „Ich kenne die Meinen,“ spricht Er. Und wie kennt er uns? Er kennt uns, wenn wir willig in der Herde mitgehen und Ihm, dem gemeinsamen Hirten, folgen. Er kennt uns auch dann, wenn wir nur mit Widerwillen dem Hirtenrufe nachgehen. Endlich er kennt uns, wenn wir von der Herde weggelaufen, und dem Hirten den Gehorsam in frevelhafter Auflehnung oder Untreue aufgekündigt haben. Unter tausend Schafen kennt der gute Hirt seine eigenen Schafe heraus. Unter Millionen von Menschen kennt Christus diejenigen heraus, die auf seinen Namen getauft und in seinen Schafstall aufgenommen worden sind. Er kennt ganz genau das Goldgepräge der Gnade, womit Er uns durch die Taufe und die übrigen heiligen Sakramente vor den übrigen Geschöpfen ausgezeichnet hat. Nicht äußere

Merkmale sind seine Kennzeichen, die inneren Schriftzeichen der Erlösung, des Kreuzes und der heiligmachenden Gnade sind seine Unterscheidungszeichen.

Als Hirte ist Christus der Führer seiner Schafe; er führt sie auf eine erquickende, sättigende, gesunde Weide. Es ist die Weide seines göttlichen Wortes, seiner göttlichen Heilsmittel, und seines übernatürlichen Gnadenbeistandes. Dahin führt er; dagegen führt er hinweg von der lockenden, üppigen Giftweide des Feindes, der Sünde, der Trägheit. Dieser gute Hirt war unser Führer von Jugend an. Welche Weide war nun die gute, Gesundheit und Kraft spendende, jene, die Er uns verschaffte, oder jene, die wir uns selbst suchten als abtrünnige Schafe? Wann gingen wir sicher und fröhlichen Herzens unsern Lebensweg dahin, damals, als wir dem Rufe des guten Hirten folgten, oder damals, als wir uns von bösen Hirten, von Miethlingen des Lasters, leiten und verführen ließen? Die Antwort giebt uns unser reuiges Herz ganz im Stillen, aber begleitet von einem reumüthigen Seufzer — über unsere mehrmalige Widerspenstigkeit und Hartḣörigkeit. Der Ruf des guten Hirten ist ein einfacher, ruhiger, väterlich-liebender Ruf. Diesen verachtet das übermüthige Schaf gar mehrfach, und folgt dem Schmeicheltone des tückischen Miethlings. Dieser macht es, wie die Schlange im Paradiese; er lockt, reizt und verspricht uns fettere, bessere und reichlichere Weide; die leichtfertigen Schafe lassen sich von dem Verführer bethören, und essen sich krank, ja oft todt an den üppigen Giftkräutern der Sünde.

Der gute Hirt ist Vater; er ist uneigennützig in seiner Liebe und Sorgfalt. Als Vater entzieht er sich alle

Bequemlichkeit, Ruhe und Wohlbehagen, darbt selbst, damit nur den Schäflein nichts entgehe, damit sie an gar nichts Mangel leiden mögen. Er ist stets auf der Lauer gegen die Ueberfälle des Wolfs, daß keines der Schafe den geringsten Schaden leide. Dieser gute Hirte ist unser Heiland. Er ist stets um uns, wacht über seine Kirche, und über jedes einzelne Glied derselben. Er hat den Nacken des höllischen Wolfs gebrochen; und will dieser sich dennoch mit seiner gelähmten Kraft an uns machen, so weckt uns die Kraft einflößende Hirtenstimme Christi aus dem Schlafe zur Vertheidigung und Abwehr. Er hat uns mit seinem Kreuze bezeichnet, davor der Feind flieht; er hat uns einen Schild angethan, woran alle giftigen Pfeile des Bösen abprallen.

Der gute Hirt ist unser Lehrer. Das unkluge Schäflein ist leicht zu überlisten und in die Grube des Irrthums zu locken. Darum macht er es immerwährend bekannt mit seiner Hirtenstimme, läßt sie bald milder, bald kräftiger, bald leiser, bald lauter an sein Ohr tönen, spricht bald ermunternd, bald tröstend und bestärkend, bald erweckend und ermahnend, dem Schäflein zu. Bald lehrt er es durch sein Evangelium und dessen Verkünder, bald durch widrige Schicksale, bald durch Eltern und Freunde, bald durch Fremde und durch Feinde, bald außen, bald innen durch das Gewissen. Wie? das thut der gute Hirt, so unausgesetzt ruft er, und wir sollten seine Stimme nicht kennen lernen, sie nicht unterscheiden aus tausend andern Stimmen, nicht unterscheiden von der Stimme, die zum Bösen lockt? Das ist nicht denkbar, damit kann das irrende Schaf sich nicht entschuldigen. Sagt ja der göttliche Hirt selbst, daß die Schafe die Stimme ihres Hirten

kennen, und ihm folgen, wohin er sie führt. „Die Meinen kennen mich.“ Der Hirt lehrt aber auch die Schafe, wie und woran sie die Stimme des Verführers, des Miethlings erkennen können; und dieß auf eine ganz einfache Weise. Jede Stimme, die nicht die des rechtmäßigen Hirten ist, soll ihnen als Fremdlings-Stimme gelten, — und die Stimme der Fremden kennen sie nicht, d. h. sie geben einer solchen Stimme kein Gehör.

Der gute Hirt — Jesus — ist auch der Arzt seiner Schafe. Dieß ist nothwendige Wirkung seiner Hirten-Liebe. Sorgt Er so zärtlich, so rastlos für gesunde Weide, für Schutz vor Räuberei, für Lehre und Stärkung: wird seine Liebe dann schwächer seyn, oder sich verläugnen können, wenn ein Schaf krank geworden ist? Nein! da wird sich sein Herz gerade in der heißesten Liebesgluth ergießen. Er geht dem verirrten Schafe nach, läßt die 99 in der Wüste zurück, und ruht nicht, bis daß er es gefunden. Mit derselben Liebe hebt er das krank daliegende Schäflein auf, macht an ihm den barmherzigen Samaritan, gießt Oel in die Wunde, und ruht nicht eher, als bis es geheilt ist, wenn es sich anders heilen lassen will. Wir kennen Alle die Weise dieses göttlichen Arztes; gewiß kennen wir keinen Arzt, der ihm gleich käme, keinen, der so freundlich, so unermüdet, so hülfreich dem Kranken beistünde. Jederzeit steht uns der Zutritt offen zu ihm; wie oft sind wir geheilt von ihm weggegangen durch das große Sakrament der Buße! Wie oft sind wir aus eigener Schuld wieder krank geworden, und er hat uns wieder geheilt! Welche Geduld, welche langmüthige Liebe des göttlichen Arztes, der nur auf das Elend des Kranken, nicht auf die Sträflichkeit desselben sieht! Er kam, um zu

suchen und selig zu machen, was verloren war. Ja selbst sein Leben hat er für die kranken Schafe hingegeben. Wahr ist also sein Wort: „Der gute Hirt läßt sein Leben für seine Schafe.“ Eine größere Liebe kann ein Freund nicht haben, als die, daß er sein Leben läßt für den Freund.

Dieser gute Hirte ist überdieß der Herr, der unumschränkte Herr der Schafe, die er weidet, sie sind sein unbedingtes Eigenthum, womit er schalten kann, wie er immer will. Aber — als ob er sich seiner Herrschaft begäbe — er kennt kein anderes Recht auf sein Schaf, als das Recht, es zu lieben, und Gehorsam von ihm zu fordern, einen Gehorsam, der selbst wieder auf die Liebe des Schäfleins, weil auf dessen Bestes, abzielt, einen Gehorsam, der nur eine kleine Anerkennung seiner Hirten-Liebe ist. Was fordert aber dieser Gehorsam von uns? Er fordert, daß wir seiner Stimme folgen, auch wenn uns eine andere Stimme anderswohin lockt, und auf eine andere, fremde Weide ziehen will. Hievon im II. Theil.

II.

Es sey die Herde noch so klein, sie wird einen Auswürfling haben. Leider! ist dieses Sprichwort auch bei der Herde Christi eine zu sehr bestätigte Wahrheit! Es giebt kranke Schafe, die der Heilung widerstreben, und gegen die Hand des Hirten ausschlagen. Dieß muß den guten Hirten tief im Herzen betrüben. Alle, die der katholischen Kirche angehören, sind aufgenommen in den wahren Schafstall Christi, sind Glieder der ächten Herde Christi, und gehören Ihm an, der da gesagt hat: „Ich bin die Thüre für die Schafe. Wer durch mich hineingeht, der wird selig werden.“ Freuen muß sich jedes Schaf,

zu der Herde des rechtmäßigen Hirten zu gehören! Allein da zeigt sich wieder der alte Versucher, da offenbart sich der alte Haß gegen die wahre, von Christus gestiftete katholische Kirche. Viele, die in derselben sind, gehören ihrem Geiste nach ihr nicht mehr an, sind Auswürflinge, sind innerlich getrennt von der Herde, und verlassen den guten Hirten. Im wehmüthigen Tone des Schmerzes beklagt es der gute Hirt im heutigen Evangelium, daß er noch andere Schafe habe, die nicht aus diesem Schafstalle seyen; doch spricht er auch wieder das tröstende Wort: „Auch diese muß ich herbeiführen, und sie werden meiner Stimme folgen, und es wird Ein Schafstall und Ein Hirt seyn.“ Das ist tröstlich! Aber traurig ist es, daß unter jenen, die bereits in die Herde aufgenommen sind, so viele abfällige, kranke und widerstrebsame Schafe sich zeigen! Blicken wir in die Nähe oder in die Ferne; wie viele Katholiken finden sich, die dieses Namens nicht würdig sind, weil sie die Herde und den Hirten dem Geiste und dem Gemüthe nach verlassen, verachten, ja selbst verrathen! — Christus ist der unsichtbare Hirte seiner Herde, der katholischen Kirche. Er hat ihr aber noch bei seinen Lebzeiten einen sichtbaren Oberhirten in Petrus, und andere Hirten in verschiedenen Rangstufen — in den Aposteln und den Jüngern gegeben, und diese Ordnung sollte in dem Nachfolger Petri, und in den Nachfolgern der Apostel und der Jünger, in den Bischöfen und Priestern fortdauern. Diese sind die von Christo selbst bestellten Hirten an allen Orten, wo seine Kirche Schafe hat. Es sind dieß die Hirten, denen Christus die Sendung gegeben hat durch seinen heiligen Geist; denen er durch diesen Geist immerdar zuruft: Wie mich der Vater gesandt hat, so sende ich euch. Es sind

also die Hirten, die durch die Thüre in den Schafstall eingehen, deren Stimme sohin die Schafe folgen müssen. Kann wohl der gute Hirt Jesus Jene noch zu seiner Herde rechnen, die den rechtmäßigen Hirten nicht folgen? Und wie viele giebt es dieser Widerstrebenden!

Hier sind wir angelangt bei einem sehr beklagenswerthen Uebel, das nur der göttliche Hirt zu heilen vermag. In der Herde selbst sind viele, die den Hirten verhöhnen! Können diejenigen, welche die Stimme der Hirten der Kirche verachten, den unsichtbaren Herrn der Kirche noch hochachten? Unmöglich! Können jene Katholiken ächte Kinder ihrer Kirche seyn, die ihre Gebote verletzen und ihre Mutter nicht hören? Unmöglich! Können jene Freunde des guten Hirten Jesus seyn, welche den von ihm bestellten Hirten Feind sind? Kann Jemand einen Fürsten ehren, der dessen bevollmächtigten Gesandten schimpflich behandelt? Gewiß nicht!

Traurig und schmählich! In unseren Tagen thun ungemein Viele der katholischen Kirche die Schmach an, sich Katholiken zu nennen, die doch offenbar mit ihrem Geiste und Sinne nicht mehr der Kirche angehören, sondern der Welt, die von jeher feindselig gegen alles Göttliche gewesen ist. Christus hat zwar seiner Kirche unumwunden die Verfolgungen und den Haß der Welt vorhergesagt, er hat vorhergesagt: daß Aergernisse kommen werden aus dem Innern der Kirche selbst, daß reißende Wölfe die Herde anfallen werden. Unter seinen zwölf Aposteln selbst ließ er einen Verräther zu. Aergernisse müssen kommen; aber nichts desto weniger Wehe denjenigen, durch welche die Aergernisse kommen!

Die Einheit der Herde unter sich und mit dem Hirten

war den Feinden der Kirche immer ein Dorn in den Augen gewesen; daher war ihr unseliges Streben immer darauf gerichtet, Zwietracht zu säen unter die Herde, und den Hirten von ihr zu trennen. Schlagen wir den Hirten, so wird sich die Herde zerstreuen, war das Losungswort aller Feinde der Kirche — von den heidnischen Kaisern an bis auf die neuesten Zeiten. Es war stets dasselbe Schauspiel, nur mit wechselnden Personen. Aber immer setzten sich die guten Hirten zur Gegenwehr gegen die Wölfe, und ließen sie nicht an die Herde, weßwegen jene Räuber in ihrem Grimme die Hirten selbst anfielen und zerfleischten. Doch der gute Hirt giebt sein Leben für seine Schafe. Christus gab es der Erste hin. Wie viele heilige Hirten, Bischöfe und Priester, ließen, seinem Beispiele folgend, ihr Blut für ihre Herde! Andere bestanden das unblutige Martyrthum, indem sie zwar nicht gemordet, aber doch täglich im Schmelztiegel der bittersten Verfolgungen gemartert wurden. Noch heutzutage — in unserer feinen und aufgeklärt sich nennenden Zeit — haben wir Beispiele, wo Bischöfe ein solches Martyrthum starkmüthig bestehen! Das kann nur der gute Hirt; der Miethling aber will nur das Fleisch und die Wolle der Schafe, und flieht davon, wenn der Wolf kömmt.

Gute Schafe lassen sich nicht irre machen in ihrer Anhänglichkeit an den Hirten. Aus Liebe zu dem obersten Hirten Christus lieben sie auch die von ihm bestellten Hirten und folgen ihrer Stimme, sie hören nicht auf das Lästerungsgeschrei der Feinde und Fremden. Sie murren nicht gegen den guten Hirten, wenn er sie auch dann und wann über steile Berge und auf mageres Erdreich führt, oder wenn er ihrem Eigenwillen entgegentritt.

Christen! Gute Schafe wollen wir seyn und getreu dem sichtbaren wie dem unsichtbaren Hirten, nicht wankelmüthig werden und nicht verzagen, wenn Jesus Christus, der gute Hirte, seine Herde von Feinden anfallen läßt, oder wenn er sie bisweilen rauhe und gefahrvolle Wege führt. Er läßt der Herde bisweilen Wunden schlagen, aber er heilt sie auch wieder. Er weiß, wann uns Freude und wann uns Traurigkeit nützt. Gott war von jeher ein solch weiser Hirte, und führte die Seinigen oft schon durch das Elend zur Freude. Joseph mußte von seinen Brüdern verkauft werden, damit er erhöht, er mußte unschuldig angeklagt werden, damit er zu Ehren käme. — Job mußte Alles verlieren, um das Doppelte von Allem wieder zu empfangen. Saul mußte die verlorenen Eselinnen seines Vaters aufsuchen, um, wie zufällig, auf Samuel zu treffen, der den Auftrag von Gott hatte, ihn zum Könige der Hebräer zu salben, woran er niemals gedacht hatte. Pharao, der Kindermörder, hatte Moses dem Tode bestimmt, und seine eigene Tochter rettet ihm das Leben. — Immer bleibt das gute Schäflein ruhig, und murrt nicht, wenn es vom guten Hirten auch manchmal harte Pfade geführt wird. Es unterwirft sich, denn es weiß, daß Gott auch durch das Böse seine guten Absichten an uns erreicht, daß er die Seinigen kennt und Keinen zu Grunde gehen läßt, daß er vielmehr Alle und für immer retten will. Amen.

Dritter Sonntag nach Ostern.

(1836.)

Ueber ein Kleines werdet ihr mich nicht mehr sehen. Joh. 16, 16.

Es waren den Jüngern unverständliche Worte, daß sie den Herrn über kurze Zeit nicht mehr sehen und abermal über kurze Zeit wieder sehen sollten. Scheint sie nicht wirklich räthselhaft eine solche Rede? Deßhalb fragten auch die Jünger nach dem Verständnisse, indem sie sagten: Wie mag er es doch meinen? Wir, meine Christen, wir sind genau die Jünger an schwacher Einsicht, aber wären wir sie doch auch in Bezug auf die Sehnsucht nach dem Verständnisse der göttlichen Wahrheit!

Auch für uns, wem sollte dieß fremd seyn? auch für uns hat der Herr nur ein Kleines, d. i. einen kurzen Termin gesetzt; unser ganzes Leben ist nur ein Kleines, unsere Bestrebungen und Arbeiten sind ein Kleines, unsere Leiden, so wie unsere Freuden sind ein Kleines, sowohl in Hinsicht auf die Dauer, als auch in Hinsicht auf den Werth. Und doch hängt von diesem Kleinen das Allergrößte ab, das ewige Leben und das ewige Verderben. Was thut man im gemeinen Leben, wenn man ein Gut hat, das zu unserem Lebensbedürfnisse gehört, ohne welches wir nicht

fortkommen könnten, das wir zugleich nur einmal empfangen? Man geht vorsichtig, weise, behutsam damit um, und man verschwendet es nicht. Tragen wir einen köstlichen Schatz in einem zerbrechlichen Gefäße, so nehmen wir uns sehr in Acht, nicht anzustoßen oder zu fallen. Was wollen denn diese Vergleiche sagen? Christen! es sind Bilder unseres schmalen, zerbrechlichen, nur einmal zugemessenen oder dargelehnten Erdenlebens! In mehr als in einer Hinsicht haben wir Ursache, recht ernstlich den Worten nachzudenken: Ueber ein Kleines werdet ihr mich nicht mehr sehen! Diese Worte erweisen sich an uns in ihrer strengen Wirklichkeit, denn

Unser Leben ist ein Kleines;

Freud' und Leid des Lebens sind ein Kleines.

Und dennoch hängt an diesem Kleinen das Größte. Was lernen wir daraus?

*

Auf dieser Welt ist nichts als Wandelbarkeit und eitel Schimmer und Schein beim glänzendsten Glücke. Wir kommen in die Welt, wachsen heran, sinnen und sorgen, kaufen und verkaufen, häufen auf für kommende Zeiten, als sollte es hier nie ein Ende nehmen. Ueber ein Kleines werde ich die Welt, ihre Güter und Freuden nicht mehr sehen — sollte sich ein Jeder mehr als einmal den Tag über selbst vorsprechen. Dadurch vergessen wir aber meistens der bleibenden Wohnung, daß wir uns schon auf der Wanderung einen bleibenden Sitz zu gründen gedenken. Und doch haben wir hier keine bleibende Stätte, sondern suchen eine zukünftige auf. Wie weit käme der Wanderer, der sich auf dem Wege immer niedersetzte? Würde er

rechtzeitig an's Ziel gelangen? Das gegenwärtige Leben ist kein Ruhesitz von Dauer, überhaupt gar kein Sitz, sondern eine stete Bewegung, ähnlich der Bewegung des Stromes, der rastlos dem Weltmeere zueilt. Kaum hat sich Einer gesetzt, so muß er schon wieder aufstehen und gehen, indem er gerufen wird. Kaum hat man auf dieser armen Erde sich umgesehen, wie ein Reisender eine Gegend im Vorübereilen besieht; so schlägt auch schon die Stunde des Abmarsches; und Keiner hat Anspruch auf die Ausnahme, zurückbleiben zu dürfen. Wahrlich! nur ein Kleines ist's auf der Erde!

Eine alte Wahrheit, und doch eine neue! Eine alte Erfahrung, und dennoch von gar Wenigen beherzigt! Ist es doch auch mit andern Wahrheiten unserer heiligen Religion derselbe Fall! Sie stehen längst im Evangelium, aber man läßt sie auch ruhig darin stehen, man schreibt sie nicht in die Herzen ein. Die heilige Schrift ist reich und äußerst treffend in ihrer Sprache, wenn sie die Hinfälligkeit des Erdenlebens und der Erdengüter beschreibt: sie vergleicht diese Güter mit einem Schatten; mit einem Wettläufer; mit einem Schiffe, das mit ungeheurer Schnelligkeit die aufgeregten Wogen durchfurchet; mit einem Vogel, der quer durch die Luft fliegt, den man alsbald aus dem Auge verliert. Der heilige Johannes sagt: „Die Gestalt dieser Welt geht schnell vorüber.“ Alle Herrlichkeit der Welt ist wie die Grasblume, die Morgens noch blüht und Abends schon verwelkt ist. —

Und sagt uns dieselbe Wahrheit nicht jede Veränderung der Dinge, die um uns herum vergehen? Jeder Unglücks- und Sterbefall, ruft er uns nicht überlaut zu: Es ist nur ein Kleines? Der Tod raffte dort den Jüngling

und hier die Jungfrau dahin; kein Mittel, nicht die Schätze der ganzen Welt konnten den kalten und unerbittlichen Tod abkaufen. Es war ein Kleines, es war ein kurzes, junges Leben, sagen wir. Dort trägt man einen achtzigjährigen Greis zum Grabe. Ein Kleines war es auch bei diesem wieder! Ein Kleines an und für sich; ist doch selbst das höchste Alter nicht eine Minute gegen die Ewigkeit! Ein Kleines war es selbst in den Augen dieses gebeugten Alten, wenn er einen Blick auf die zurückgelegte Lebensbahn warf. Wer hat einen Greis am Ende seines Lebenspfades jemals sagen hören: Lange ist mir der Weg geworden! Ist er damit zu Ende, so kömmt seine Bahn ihm nicht länger vor, als dem zwanzigjährigen Jüngling der Weg, der rückwärts liegt. Hunderte und abermal Hunderte haben wir schon den Schauplatz der Erde verlassen sehen, selbst aus unseren Angehörigen, aus unsern theuersten Verwandten und Freunden sind zu unserem größten Leidwesen Viele bereits heimgegangen, und was hat ihr früherer oder späterer Heimgang uns jedesmal gesagt? Es ist nur ein Kleines!

Es ist nur ein Kleines — ein Wort voll des Trostes für den lebenssatten Erdenpilger, für den Gequälten, für den Guten und Gerechten. Das Glück, das irdische, streut dem Bösen, dem Ungerechten, dem Gottes- und Menschen-Feinde nicht selten Rosen auf den Weg, dem Guten und Getreuen aber, dem Gottes- und Menschen-Freunde Dornen und Disteln. Unglück, Mangel, Kummer, Verlassenheit, sind oft das Brod des Unschuldigen, sie essen mit dem Redlichen aus einer Schüssel. Es kostet ihm anfangs ein heißes Ringen, bis er sich bei solchem Loose beruhigt, und Gott bei dem allem als seinen gütigen Vater liebt und anbethet. Es geht ihm Anfangs mit

seinen Gedanken, wie dem unglücklichen Job, er möchte mit dem Allgütigen rechten. Aber — da sieht er endlich einen seiner ungerechten Verfolger von Gottes starker Hand ergriffen, und mit dem Tode ringen wie ein Verzweifelter, einen andern sieht er trost- und hülflos im Alter, und noch dazu mit Schmach bedeckt; einen andern Bösen sieht er sichtbar dahinwelken, in Kummer und Verachtung: sieh, da geht ihm das rechte Licht auf; er fühlt sich nun glückselig, sein besänftigtes Gemüth preißt den starken, allwissenden und allgerechten Vater im Himmel, der Alles zum Besten denen lenkt, die auf ihn vertrauen.

Aber selbst wenn er Gottes strafende Hand an den Uebelthätern nicht gewahrt, verzweifelt der im Leiden geübte und bewährte Diener Gottes nicht. Es dauert nicht immer und ewig, was mich jetzt quält und beängstigt, denkt er. Das Süße und Angenehme nimmt ein Ende, so auch das Harte und Bittere. Gott bleibt auch mit der Strafruthe in der Hand mein liebender Vater; ja er würde mich nicht lieben, wenn er mich nicht züchtigte; daß ich ohne mein Verschulden leide, ist gerade die schönste Gelegenheit zu meinem Verdienste. Einmal lähmt Gott den Arm derer, die mich quälen, die mir übel thun. Er läßt die Last des Lebens nicht schwerer auf mich fallen, als ich Schwacher sie tragen kann 2c. Und dann — welch ein labender Balsam ist ihm nicht die heitere Aussicht auf die Wohnung des ewigen Friedens! Die Leiden der Zeit sind nicht in Vergleich zu setzen mit der ewigen Herrlichkeit. Besser ist's doch immer, unschuldig leiden, als schuldig. Und wie glücklich, wie beneidenswerth ist das Loos des unrechtlich Gekränkten gegen das seines Widersachers, der, wenn ihn auch keine andere Strafe erwartete, schon Strafe genug und einen Strom

von Peinen in seinem von Unruhe und Vorwürfen gepeitschten Gewissen hat.

Es ist nur ein Kleines, nur ein Augenblick — der Qual, der eine unvergängliche Freude zur Verheißung hat. Es ist nur ein Kleines, und ich werde den Neid, den Haß, die Ränke meines Drängers nicht mehr empfinden; denn bald wird Gott entweder mich oder ihn in die andere Welt abrufen. Wohl mir, wenn ich bei meinem Abschiede von der Erde mir das Zeugniß geben kann, Niemand angefeindet, Niemand gekränkt, Niemanden durch Hinterlist und Verläumdung geschadet, Niemanden Böses mit Bösem vergolten zu haben! Wohl mir, wenn ich bei allem Freudigen und Traurigen nie den Gedanken aus meinem Sinne ließ: Es ist nur ein Kleines! — Nur ein Kleines, und der Ungerechte triumphirt nicht mehr über die Tugend; der meine Ehre schmälert, mein Fortkommen hindert, der mit rasender Leidenschaft nur auf mein Verderben sinnet, dem das Laster, die Schmeichelei und derlei schmutzige Künste zu Ehre, Ansehen und Einfluß verholfen, und auf den Gipfel irdischen Glückes ihn gehoben haben, der wird einmal nicht mehr seyn, und kein christlich und redlich gesinntes Gemüth segnet dereinst sein Andenken; und das gerechte Gottesgericht wartet seiner, nur um seine ganze Strenge über ihn auszugießen.

Der Gedanke: Es ist nur ein Kleines — fällt zusammen mit dem Gedanken an den Tod, die Unsterblichkeit und eine gerechte Vergeltung; und dieser Gedanke ist gerade die höchste Süßigkeit des leidenden Guten, während er der verzweiflungsvolle Schrecken des lasterhaften Sinnes ist.

Dort trägt man einen reichen Menschen hinaus, der in seinem Leben das Menschen-Herz seinem Mitmenschen stets verschlossen, stets die Rolle des reichen Prassers gespielt hatte; der arme Lazarus, der mit grausamer Härte so oft von ihm gestoßen worden, geht hinter seiner Leiche her, nicht mit schadenfroher Gesinnung, aber mit dem Troste im Herzen: Gott ist gerecht, und ich bin denn doch im Grunde glücklicher als dieser Unbarmherzige gewesen ist. Es war nur ein Kleines, und selbst seine Scheinglückseligkeit war dahin, keine Thräne fließt um ihn. Der Tod ist ihm härter gefallen, als seine Prassershärte einst im Leben Andern fiel. Der Tod ist gerecht. Er zeigt, daß wir alle Brüder sind; denn er macht uns vollkommen gleich. Die nämliche Erde deckt den Vornehmen und den Niedrigen, den Reichen und den Armen. Dort liegt der Feind neben dem, den er kränkte und verfolgte, und die heftigsten Widersacher lassen dort einander den Frieden, den sie im Leben einander keinen Augenblick gegönnt. Der gutdenkende Christ geht über die Gräber, und spricht bei dem Hügel des einst vom Elend Geplagten: Es war nur ein Kleines! und auch beim Grabe des üppigen Reichen, dem jeder Tag neue Genüsse entgegenbrachte, spricht er es mit voller Wahrheit aus: Es war nur ein Kleines; nur ein flüchtiger Schatten von Glückseligkeit! Und jetzt — wie wird es in jenem Leben mit seiner Glückseligkeit stehen! —

So giebt dieß Wort des Herrn dem Freunde des Heilandes bei jeder Gelegenheit, namentlich im Elende, Kraft, Trost und frohe Aussicht auf Errettung. „Eure Traurigkeit wird in Freude verwandelt werden.“ Ueber ein Kleines werde ich das Elend meines Lebens, meine Sorge und meinen Kummer, nicht mehr sehen, und über ein Kleines

werde ich den Herrn selber sehen! Wie erquicklich ist eine solche Gesinnung und Hoffnung! Wie lindernd für diese Erde und wie freudig für die Ewigkeit! Wie macht eine solche Aussicht den Tod so willkommen! Wie hält sie den Menschen aufrecht, wenn ihm die theuersten Verwandten, Eltern und Geschwister durch den Tod entrissen werden! Nur eine kleine Weile sehen wir sie nicht, und über diese kleine Weile sehen wir sie wieder, vereint in unbeschreiblicher Glückseligkeit mit dem Herrn, der nun ihr überschwenglicher Lohn ist, vereint auch mit uns, die wir ihnen noch vor Kurzem in's Grab nachweinten. —

Der Böse trauert, oder besser die Welt trauert dann, wenn sich die Bekenner Christi freuen können. Diese trauern kurz, und freuen sich dann auf immer, die Welt freut sich nur eine kleine Weile, und zwar mit einer schnöden Freude, die eher eine Qual zu nennen ist, als eine Freude, — und trauert darauf immer und ewig! —

Ueber ein Kleines sieht der Fromme den Herrn wieder, denn er ist zum Vater gegangen; die Welt genießt diese Freude nicht, weil sie keine Freude jenseits hofft, sondern in ihrem Wahne hier schon ihren Himmel sich aufbaut, der ihr oft so plötzlich unter den Füßen bricht.

Ja! dieser Himmel des Bösen fällt zusammen, wie ein von Kindern aufgeführtes Kartenhaus. Nur ein Schaden an seiner Gesundheit, nur ein Todesfall — und der geträumte Himmel ist eine Hölle. Er selbst kann die Besorgniß nicht abwehren: heute oder morgen kannst du selbst abgerufen werden von deinen Genüssen, deiner Glückseligkeit! Welche Angst, welche Leerheit, welche Armuth ist alsdann sein Loos! Welch eine kleine Weile des Freuden-

genusses! Alles ist auf einmal dahin! Nichts bleibt für das eigentliche Leben!

Mitten unter dem Taumel seiner Freuden und sündhaften Lüste, mitten unter dem Baue des Glückseligkeitspalastes, mitten unter den ehrgeizigen Bestrebungen, mitten unter den Gewaltthaten am Nebenmenschen, schleicht sich der grimmige Todesbote in das Gemach des unbarmherzigen Mächtigen. Ohne Widerrede muß er gehen, wohin er nicht will! Der Stolze, vor dem tausend Menschen zitterten, dem Niemand zu widersprechen wagte, der den Wollustbecher bis auf die Hefe austrank, vor dessen Reichthumsgötzen Tausende das Knie beugten, hat ein plötzliches, erbärmliches und trostloses Ende genommen; der Todesengel hat ihn mit eiskalter Hand hinweggeführt, aber — sicherlich nicht in Abrahams Schooß hinübergeleitet, d. h. in den Frieden und die Gemeinschaft Gottes, den er sein Lebenlang gehaßt und verläugnet hat. Dieß wird bekannt; und nun breitet auch vor dem noch lebenden Lüstling und Ungerechten der Tod alle seine Schrecken aus; seine Genüsse machen ihm schon wehe und bange, noch ehe er sich von denselben trennen muß. Bald aber kömmt auch die Trennung. Eine kleine Weile nur ist's, wo er die Weltfreuden gesehen; aber spricht dann der Herr wohl zu seinem Herzen: Ueber eine kleine Weile wirst du mich, deinen Gott, deine Freude, deine Glückseligkeit schauen? —

Es ist hier in diesem Leben nur ein Kleines. Dieß giebt dem Guten Trost im Leiden, weise Mäßigung in seinen erlaubten Freuden und Bestrebungen für das irdische Wohl, und bewahrt ihn vor sklavischer Anhänglichkeit an die Erde.

Es ist eine kleine Weile, und diese kleine Weile, wie

kostbar ist sie doch! Es hängt das Größte davon ab. Ueber ein Kleines werdet ihr mich wieder sehen, sagt unser Herr Jesus Christus. Wollen wir ihn einst mit Freude sehen, so müssen wir jetzt schon auf ihn hinsehen, und nicht auf das, was wir, nachdem wir es wie auf einer Reise im Vorübergehen gesehen haben, nimmermehr sehen werden. Wie verkehrt und verschwenderisch geht man mit dieser kleinen Weile um! Manche füllen ihr ganzes Leben mit Nichtswürdigkeiten, mit lustiger Ehre, mit ungerechtem Kampf und Streit um Hinfälliges, mit Haschen nach Reichthum aus, plagen ihre Mitmenschen, führen Prozesse und schmieden Ränke, oder fragen sich Morgens beim Erwachen nur: Wie will ich mir heute einen lustigen Tag machen? Werden solche Menschen sich die tröstliche Hoffnung machen können, über eine kleine Weile den Herrn wieder zu sehen? Sie wollen für immer genießen, was sie nur im Vorübergehen weise und ehrbar benützen sollten.

Der weise Christ richtet sein Leben nach der Regel ein, die selbst schon ein heidnischer Weise (Seneca) angegeben hat: Gegen die Schnelligkeit der Zeit muß man kämpfen mit der Schnelligkeit, sie zu gebrauchen; man muß daraus schöpfen, wie aus einem reißenden Strome, der nicht immer fließen wird. Ein christlicher Weise, der heilige Paulus, giebt uns über den Gebrauch der Zeit und der irdischen Dinge noch erhabener und herzlicher diese Regel: Wer weinet, soll seyn, wie einer, der nicht weinet; wer sich erfreuet, wie einer, der sich nicht erfreuet; wer von dieser Welt Gebrauch macht, als machte er keinen Gebrauch davon; denn die Gestalt dieser Welt geht schnell vorüber! Befolgen wir diese Regel, und wir werden über ein Kleines den Heiland sehen. Alle irdischen Dinge sagen

uns bald mit lauterer bald mit leiserer Sprache: Ueber ein Kleines werdet ihr uns nicht mehr sehen! Wohl uns, wenn wir dafür die ewigen Güter zu schauen und zu genießen erhalten! Amen.

Vierter Sonntag nach Ostern.

(1838.)

Wenn der Beistand kömmt, wird er die Welt von der Sünde überweisen. Joh. 16, 8.

Wie ein Vater, der vor seinem Hinscheiden seine Kinder um sich versammelt, und Abschied von ihnen nimmt, so erscheint uns heute der Heiland. Die den Vater über Alles liebenden Kinder seufzen und schluchzen schon bei seinem Anblicke, ehe er nur seinen Mund zum Reden aufthut! Das Herz der Liebenden ist beklommen und nur von Einem Gefühle bestürmt, ja ganz überfluthet, von dem der Trauer über den auf immer sich verabschiedenden Vater! Man hört da nur Wehklagen, sieht nur nasse Wangen; vor Schmerz kann kein Kind reden, keines will den Vater fragen über Dinge, die der Vergangenheit angehören, oder wie er es in Zukunft mit ihnen wolle gehalten haben. Niemand fragt den Vater: wo gehest du hin? Sondern weil der Vater vom Scheiden redet, darum wird ihr Herz voll Betrübniß. Alle wollen, daß er bleibe. So stand es mit den Jüngern, als ihr Meister ihnen seinen Heimgang

ankündigte. Insofern sind sie über ihr Schweigen zu entschuldigen, wie die Kinder am Todbette ihres Vaters. Der Schmerz hat sie ganz und gar eingenommen. Dieser Schmerz steigert sich, wenn der greise Vater seine letzten Kräfte zusammenrafft, um die letzten Worte an die Seinigen zu richten. Da einigt er, vor den Pforten der Ewigkeit stehend, den Ernst des Vaters mit der Milde und Zärtlichkeit einer Mutter. Seine halblauten Worte sind Tröstungen und zugleich Mahnungen und Beschwörungen für die Kinder. So zeigt sich der Heiland vor den Jüngern; er tröstet sie über seine Trennung, über ihren Verlust dadurch, daß er ihnen den heiligen Geist als Beistand verheißt, der nur nach seinem Hingange bei ihnen einkehren werde. Andererseits verweist er ihnen mit der Liebe des innigsten Freundes ihre Kurzsichtigkeit, und sagt ihnen, dieser Tröster werde die Welt überführen von der Sünde. Bei Letzterem wollen wir heute stehen bleiben und unsere Betrachtung darauf beschränken:

Wie der Geist Gottes die Welt und jeden einzelnen Menschen von der Sünde überweist.

*

Der Geist Gottes, oder der heilige Geist ist es, dem in der heiligen Schrift alle inneren Veränderungen des Menschen, alle Bekehrungen zugeschrieben werden. Aber nicht bloß im Guten und zum Guten ist er der Führer, Lenker und Beistand; er ist auch der Richter und die strafende Stimme im Herzen eines Jeglichen, der Böses gethan. Der heilige Geist wirkt im Menschengeiste Einsicht, Erleuchtung, Erwärmung, Belehrung und Bekehrung,

Mahnung und Warnung, Rüge und Strafe. Das Alles thut ein und derselbe Geist.

Von jeher hat der heilige Geist sich den Geist der Menschen zu seinem Wirkungskreise, gleichsam zu seiner Werkstätte auserkoren. In jedem Menschen will er das Ebenbild Gottes erhalten; daß der menschliche Wille Eins bleibe mit dem göttlichen Willen. Kann er dieses mit seiner Gnadenstärke bei dem widerstrebenden Menschenwillen nicht durchsetzen, so leistet er dem Widerstrebenden wenigstens noch den zweiten Dienst, daß er ihn von seiner Sünde überweist. Dazu wählt der göttliche Geist, der mit seinem geheimnißvollen Wehen Alles erreicht und durchdringt, gar mannigfaltige Mittel und Wege. Bald naht er sich uns mit sanftem Säuseln, um uns seine Anwesenheit zu melden und seinen Beistand wider die Versuchungen anzubieten; bald klopft er rasch an unsere Herzensthüre, und weckt uns, zieht uns unsichtbar hinweg aus dem Kreise der nahen Nachstellungen; bald bestürmt er das Gewissen des Sünders anhaltend fort, läßt ihm keine Ruhe, hält ihm fort und fort die Schreckengestalt seiner Uebelthaten vor, um ihn davon zu heilen. Ihm entgeht Niemand, der Unrecht gethan; er kehrt früher oder später mit seiner strengen Richtermiene im Herzen ein, und überweist uns von unseren Sünden, theils durch seine inneren Einsprechungen und Erweckungen, theils durch das Wort Gottes, theils durch Warnungen gottesfürchtiger Menschen, theils durch die Schicksale des Lebens.

Vom Anfang an hat der Geist Gottes die Welt von der Sünde überwiesen. Gleich unsere ersten Eltern hat er auf's Kräftigste von ihrer Sünde überführt. Daß sie wirklich überführt waren, legten sie selbst an den Tag, da

sie in Furcht geriethen vor Gott, und sich nackt und schuldig fühlten. Der Geist Gottes, dem sie durch die Sünde widerstrebt hatten, regte sich in ihnen und strafte sie. Der nämliche Geist Gottes hat den Kain von seiner Sünde überführt dadurch, daß der Brudermörder keine Ruhe mehr hatte und unstät und in Angst vor sich selber floh. Der nämliche Geist hat die abfällige Menschheit zur Zeit Noe's gemahnt und überwiesen von der Sünde durch die gerechte Strafe ihres Untergangs. Der nämliche Geist überwies den Hohenpriester Heli, die Könige Saul, David und Nabuchodonosor ihrer Sünden, und zwar innerlich und äußerlich; vor der That durch die Warnungen, nach der That durch die Vorwürfe und Strafen. Derselbe Geist überwies Ananias und Saphira von ihrer durch Habsucht veranlaßten schändlichen Lüge. Die Israeliten murren wider Moses, und kommen durch die feurigen Schlangen um. Sie fallen wiederholt von Gott ab, und der Geist Gottes, der sie vor der Uebertretung innerlich gewarnt hatte, überweist sie nun äußerlich von ihrer Sünde durch die allgemeine Strafe.

Dieser Geist hat nicht nur die Welt vor Christus von der Sünde überführt, er that dieses auch zu Christi Zeiten, und thut es noch heute und bis an der Welt Ende. Ich will gar nichts weiter davon reden, wie dieser Geist nach dem Zeugnisse der Schrift auf mancherlei Weise die Welt, namentlich die Juden, von dem Unglauben überführt, wie er selbst einen Saulus von der Sünde seiner Verfolgungswuth überwies: ich will nur sagen, daß er auch die christliche Welt durch alle Jahrhunderte und annoch heute von ihrer Sünde überweist. Er macht keinen Unterschied zwischen Hohen und Niedrigen, zwischen Mächtigen und Geringen;

hat Einer Böses gethan, so überweist ihn der Geist Gottes von seiner Uebelthat, er läßt sich mit seinen Vorwürfen nicht aus dem Herzen weisen, läßt sich nicht abkaufen oder bestechen; die Seele, die gesündigt hat, läßt er den Stachel der Sünde fühlen. Merkwürdige Beispiele liefert uns die heilige Geschichte und die Geschichte der Welt, sowie die Geschichte unseres eigenen Herzens. Bevor das unglückliche Jerusalem von den Römern der Erde gleich gemacht wurde, ließ sich, nach dem Zeugnisse des jüdischen Geschichtschreibers Josephus, ein Komet in Gestalt eines Schwertes fortwährend ein ganzes Jahr hindurch sehen, und zwar so, daß er seine Spitze auf das Haupt der unglückseligen Stadt herabneigte. Eben so erzählt er, daß das östliche Thor des Tempels, das ganz aus massivem Erz gegossen war, sich geöffnet habe, ohne daß Jemand eine Hand daran legte, da sonst zu seiner Oeffnung zwanzig Menschen nöthig waren. Die Juden erkannten diese und andere Fingerzeige Gottes, und die Drohungen seiner strafenden Gerechtigkeit noch nicht. Daher ließ sich die Stimme des Geistes Gottes noch lauter vernehmen. Zahlreiche Schlachtreihen zeigten sich in der Luft, und stritten heftig gegeneinander und in verschiedenen Ecken des Tempels ließ sich eine fürchterliche Stimme hören, die da rief: „Laßt uns von dannen ziehen! laßt uns von dannen ziehen!" So rief der Geist Gottes durch die Schutzgeister des Tempels, und Niemand wußte, woher diese Stimme kam! — Ein solches unglückliches Jerusalem ist das Herz jeglichen Sünders. Jerusalems verstockte Einwohner ließ der Geist Gottes lange mahnen durch den Ruf ihres Gewissens, durch den Mund und die Wunder Christi, durch den Ruf der Apostel. Auch den Sünder — läßt er lange mahnen durch die Stimme

seines Gewissens, durch die Stimme Gottes, durch gottgetreue Menschen, und selbst durch äußere Zeichen. Alles versucht Gott, um den Sünder von der Sünde zu überführen, ehe er von derselben in's ewige Verderben hinabgezogen wird. Hört der Mensch auf diese Stimmen nicht: so rufen noch einmal in seinem Herzen die himmlischen Schutzgeister: Laßt uns von dannen ziehen! Nun ist es die höchste Zeit; die guten Geister stehen im Begriffe, vom Menschen auszuwandern, und die bösen Geister stehen vor der Thüre, um das Haus des Herzens von Grund aus zu zerstören! Die Gerichte Gottes stehen schlagfertig da, wie ein Kriegsheer, das sich nicht mehr will zurückhalten lassen. Je langsamer aber die göttliche Gerechtigkeit einschritt, desto schrecklicher wird ihre Rache seyn. Die Verzögerung des Schwertes wird Schärfung desselben seyn. Würde ein Strom nur ein paar Stunden in seinem Laufe aufgehalten und gedämmt, wie reißend und wüthend würde seine Gewalt werden! Darum, o Sünder! verachte nicht die Reichthümer der Langmuth und Güte Gottes, damit nicht der angeschwollene Strom seines Zornes über dein Haupt zusammenschlage und auf immer dich verschlinge. Laß dich durch den heiligen Geist von der Sünde überführen, wo er dir noch langmüthig zusieht; thust du dieß nicht, überführen wird er dich dann doch, aber nicht mehr durch seine milde Liebe, sondern durch die gerechte Strafe. Erkannt muß einmal der Herr werden; wird er in seiner Güte nicht erkannt, dann wird er erkannt in seinem Zorne. „Erkannt wird der Herr," sagt der Psalmist, „wenn er Gericht hält; in dem Werke seiner Hände verstrickt sich der Böse." (Ps. 9.) Wenn also der Sünder sich selber lieb hat, so läßt er sich in Gnaden überführen. Er wäre ja unbarm-

herzig gegen sich selbst, wenn er nicht so thäte. Der heilige Augustinus bemerkt: Nichts sey unglücklicher, als ein Armseliger, der sich seiner selbst nicht erbarmt. Ein solcher Armseliger aber ist der beharrliche Sünder.

Laß dich, Sünder! noch vor der Vollführung des Bösen von Gottes heiligem Geiste von deiner Frevelthat überweisen. Lerne Weisheit aus einem Gleichnisse. Es steht ein Mensch im Begriffe, aus einem kostbaren Goldstoffe einem Mächtigen ein prächtiges Amtskleid zuzurichten. Wie vorsichtig geht er da zu Werke, wie nachdenkend und bemessend steht er da, wie oft legt er das Ellenmaß an den kostbaren Stoff, um ihn abzuzeichnen, ehe er einmal anfängt zu schneiden! Denn ist er einmal verschnitten, so kann der Fehler nicht so leicht wieder gut gemacht werden, und vergeblich ist die Mühe, den geschnittenen Stoff wieder zu Einem Stücke zu verbinden. Hast du durch eine schnelle Einwilligung in die Sünde deine Seele von Gott getrennt, so kannst du deinen Fehler nicht mehr ungeschehen machen, und das ist zu bedauern; aber frevelhaft wäre es, wenn du dich zur Sünde durch die Hoffnung hinreißen ließest: „Ich kann mir nachher die Freundschaft Gottes leicht wieder verschaffen; dießmal also will ich sündigen, und dann wieder beichten!" Wie vermessen! Ist es denn so leicht, mit Gott sich wieder zu vereinigen, wenn man nicht bloß freiwillig sondern auch überlegtböswillig sich von ihm getrennt hat? Gesetzt auch, du erlangest diese Vereinigung wieder durch das heilige Sakrament der Buße; solltest du denn nicht wissen, welche schädliche Folgen dennoch die Sünde in der Seele zurückläßt? wie sie wenigstens die böse Neigung immer stärker, den Widerstand schwächer, den Kampf heftiger und gefähr-

licher macht? Sieh doch nur auf den ersten Sünder, auf Adam, wie er bis zum Tode Buße gethan, und wie sehr Christus für ihn gebüßt hat; und doch hat jene einzige Sünde selbst nach der Sühne so viele Uebel auf Erden für alle Adamskinder zurückgelassen. An dem neuen Menschen, den du in der Taufe angezogen, bleibt noch immer etwas von dem alten Menschen kleben, oder von der alten Sünde, wie der heilige Thomas von Aquin bemerkt. Willst du nun die alten Ueberbleibsel der Sünde absichtlich noch mit neuen mehren, und dir selbst noch ein schwereres Gewicht um den Hals hängen?

Wie thöricht ist nun vollends jener Sünder, der zuvor sündigen und erst nach der Sünde, wenn er die Strafen derselben bitter genug empfindet, von der Sünde sich will überweisen lassen. Heißt das nicht, Gottes heiligen Geist betrüben, und ihn schmählich beleidigen? Trifft ein solches Herz nicht die Klage des Propheten Jeremias (17, 9.): „Trugvoll ist das Herz, und verderbt; wer kann es ergründen?“ Ja wer vermag zu ergründen den unbegreiflichen Leichtsinn und die Gefühllosigkeit so Vieler in unsern Tagen! Sie wollen vorerst der Sünde volles Maß anfüllen, sie wollen die gräßlichsten und auffallendsten Folgen ihrer Laster an sich und Andern erst mit Augen sehen, bis sie sich — und dieß wäre dann eine große Gnade — bis sie sich durch den Geist Gottes von der Sünde überweisen lassen wollen. Sie wollen erst denen gleich werden, deren Sünde uns die heilige Schrift mit Abscheu nennt und auf's Schärfste tadelt — zum ewig warnenden Beispiele. O! wie Mancher will erst recht weit fortschreiten in dem Unglauben und in der Religions-Gleichgültigkeit, in der Ausschweifung und Verführung der Unschuld. Er will

erst die Folgen sehen, welche die Lauheit und die Verschmähung der Andacht, des Gottesdienstes und der heiligen Sakramente nach sich ziehen und dann erst ein eifriger Christ werden! Er will erst die Früchte des Baumes sehen, von dem ihm doch das Evangelium und sein Gewissen schon lange sagen, daß seine Wurzel giftig ist! — Ein Anderer will erst die Folgen der Unzucht in ihrer schrecklichen Nacktheit, in ihrer schreiendsten Ansteckung für Leib und Seele, für sich und Andere, für Hab und Gut, für Zufriedenheit und Glück — sehen, und dann erst, wenn die Gnade Gottes groß ist, an seine Sünde glauben! Heißt das nicht frevventlich Gott versuchen? Der Ungerechte will erst durch seine unmenschlichen Schandthaten Gott und die Menschen zum lauten Rache- und Verzweiflungsrufe aufregen: bis er sich von seiner Sünde überweisen läßt! Ein Anderer will erst durch viele Sünden zugleich den Zorn des Himmels herabziehen, da doch die Schrift sagt: „Wer in Einem Punkte sündigt, der wird viele Güter verlieren!" (Ekkles. 9, 18.)

Ach! wie viele Eltern wollen es erst dem Heli in der Nachläßigkeit der Kinderzucht zuvorthun, wollen erst den Erfolg einer gewissenlosen Nachläßigkeit sehen, und dann erst an ihre Sünde glauben. Wie Viele wollen erst dem Saul gleich werden in dem Ungehorsam, dem Nabuchodonosor im Stolze, dem gefallenen Salomo in der Ueppigkeit ꝛc., und dann erst sich von ihrer Sünde überführen lassen! Diese wissen nicht, was sie wollen, sie werden von ihrer Sünde verschlungen werden.

Noch ein Mittel hat uns Gott gegeben, uns selbst von der Sünde zu überführen, das sind die Sünden Anderer. Wir sehen so oft die Laster Anderer, und beklagen sie, und

beurtheilen sie oft recht hart, und — begehen doch dieselben Laster! Wir klagen über Unbarmherzigkeit Anderer, über ihren Geiz, ihre Selbstsucht, ihre verläumderische Zunge, und wir lernen daraus nicht, diese Fehler an uns selbst zu verurtheilen. Man sieht es sehr wohl, wie Andere oft nicht auf Gottes Ehre und Gerechtigkeit, auf Billigkeit und Milde sehen, sondern nur auf Fleisch und Blut, wie man nur Verwandten und Freunden, und solchen aufhilft, zu denen man sich mehr aus sinnlicher Neigung, denn aus reiner Liebe hingezogen fühlt, wie man dabei den würdigeren Nächsten verkürzt, und Ansehen der Person nimmt. Dessen ärgert man sich höchlich, wenn es Andere thun; aber — man thut es selbst, und will es dann nicht wahr haben, oder man findet doch nichts Arges daran, bloß darum, weil man es selbst thut! Man will sich nicht überweisen lassen, daß das, was Andern Sünde ist, auch bei uns keine Tugend seyn könne. Ein Vorgesetzter begegnet uns hart und rücksichtslos; wir legen es ihm schwer aus, und thun vielleicht in derselben Stunde deßgleichen gegen unsere Untergebene. O Mensch! welche Widersprüche bestreiten sich in dir! Du bist eine Welt voll Entzweiung! Aus deinem eigenen Munde wirst du gerichtet werden! —

Wie vermessen kämpfen wir täglich an — gegen den heiligen Geist! wie schwer machen wir ihm durch die Verkehrtheit unseres Willens sein heiliges Amt, uns von unserer Sündhaftigkeit zu überweisen! Er versucht es bei uns — auf tausend Wegen — durch seine inneren Eingebungen, durch das geoffenbarte Gesetz, durch das Gesetz des Gewissens, durch die Strafen der göttlichen Gerechtigkeit, die uns erreicht, durch die Belehrung aus fremden

Fehlern u. s. w. Und dieß alles ist oft fruchtlos! Wir widerstreben seinen mächtigen Einflüssen. Nicht einmal die harten Folgen der Sünden, die doch schon bei Vielen das einzige Mittel war zur Einsicht zu gelangen, haben bei uns allezeit einen heilsamen Erfolg gehabt. Wie bei Adam die ganze Natur sich für seine Sünde rächte; so verschwören sich oft auch gegen uns die Außendinge; Gott erweckt uns Feinde, die uns scharf zusetzen, sendet Trübsale; aber — Alles umsonst. An jenen Menschen, die gegen alle und jegliche Mittel der Bekehrung fühllos bleiben, bestätigt sich recht auffallend das Wort Christi: daß die Sünde wider den heiligen Geist nicht werde erlassen werden! Der Grund liegt nicht darin, als ob Gott dieselbe nicht vergeben könne oder wolle, sondern darin, weil der Sünder gegen den heiligen Geist — sich selbst jegliches Mittel zur Bekehrung abschneidet, und so die Vergebung bei Gott unmöglich macht.

Der Anfang des Heils ist die Erkenntniß der Sünde. Diese Erkenntniß aber ist bei oben bezeichneten Sündern äußerst schwierig, wenn nicht unmöglich. Denn ihr Gewissen ist gegen die Einflüsse des Geistes Gottes wie verriegelt und verrammelt. Die Ueberführung wirkt dann nicht mehr — Bekehrung, sondern wo möglich noch größere Verkehrung und größere Verwerfung. Der heilige Geist läßt zwar nicht nach, sie von der Sünde zu überführen, aber das reine, das christliche, gottentstammte Gewissen ist wie ausgetilgt, und wo dieses nicht mehr ist, da nimmt allemal ein pharisäisches Gewissen die Stelle desselben ein. Und ach! dieses letztere ist wie ein Gefäß, das durchlöchert ist, und sonach das Gnadenwasser des heiligen

Geistes nicht mehr aufnimmt, so oft dasselbe sich auch mittheilen mag. —

Die letzte Ausflucht, die solche Sünder gegen Gott selbst ergreifen, ist genau betrachtet eine Gotteslästerung. Sie sprechen: Was kann ich zu dem, was man Sünde nennt? Gott hat mich so geschaffen, daß ich der Sünde nicht entrinnen kann! So ist einmal die Beschaffenheit meiner Natur, die mir Gott gegeben hat. Die Lästerer! Das Gewissen ist eine Uhr, die Gottes Meisterhand gut ausgestattet und richtig gestellt hat. Geht diese Uhr später nicht mehr, oder geht sie zu langsam, schlägt sie ein um das andere Mal nicht, oder zeigt sie die rechte Stunde nicht: dann wollt ihr die Schuld dem Meister zuschieben, und untersteht euch zu sagen, sie sey schlecht gemacht worden! Sagt vielmehr: wir haben die Uhr verdorben; sie muß reparirt und deßwegen in die Hände des Meisters zurückgegeben werden, aus denen sie anfänglich so gut hervorgegangen war.

Geliebteste! Wer gestrauchelt hat, der ziehe den Fuß schnelle zurück, ehe er untersinkt im Sünden-Wasser. Fühlt er sich dazu auch unvermögend, er rufe nur zum Herrn, und reiche ihm mitwirkend seinen Arm, sprechend: Rette mich, o Herr! denn ich stecke fest im Schlamme der Tiefe (Ps. 68.). Sonst wird seine Befleckung unerträglich und verwerflich vor Gottes Langmuth sowohl, als vor seiner Allmacht, nach den Worten des Propheten: „Deine Unreinigkeit ist verdammlich, denn ich habe dich reinigen wollen, und du ließest dich nicht reinigen“ (Ezech. 24.).

Christen! Was thut der Gärtner dem Baume, der keine Frucht tragen will? Er gräbt ihn um und düngt

ihn, oder er beschneidet ihn. Wird er weder auf die eine noch auf die andere Weise fruchtbar, so ist er nicht mehr zu heilen, und auf seinem Boden ruht der Fluch, so lange der unfruchtbare Baum denselben einnimmt. So die Seele, die sich weder durch die göttlichen Wohlthaten noch durch Trübsale bestimmen läßt, Früchte der Besserung zu tragen. Sie ist dann ein Erdreich, auf welchem der Fluch Gottes ruht: daß ewig an ihm keine Frucht wachsen soll! Daß uns doch vor solchem Fluche der barmherzige Gott durch seine allvermögende Gnade behüten und bewahren wolle! Amen.

Fünfter Sonntag nach Ostern.

(1837.)

Petite et accipietis.
Bittet und ihr werdet erhalten. Joh. 16, 24.

Die Jünger Jesu sollten noch nicht in seinem Namen gebethet haben? Nicht wahr, liebe Christen! dieß muß uns im heutigen Evangelium befremden, daß der Herr zu seinen Jüngern sagt: Bisher habet ihr noch um nichts in meinem Namen gebeten? Sie waren doch um Ihn, redeten mit ihm, hörten ihn, baten ihn: Herr! lehre uns bethen! und sie sollten noch nicht in seinem Namen gebethet haben? Doch es ist wirklich so; denn ihr Lehrer und Meister, der sie gewiß bis in das Innerste kannte, versichert uns dessen, und sagt es ihnen selbst in's Angesicht.

Was schließen wir daraus? Daß das Bethen eine mehr als rein menschliche, daß es eine himmlische Kunst sey, die einen gewissen Grad von Liebe und von vertrautem Umgange mit Gott schon voraussetzt. Nicht jeder bethet wahrhaft, der Gott um Wohlthaten anfleht, oder der gewisse Worte des Flehens und Verlangens hervorbringt. Zum Bethen gehört also mehr als Bitten und Verlangen mit dem Munde, auch mehr als das Gefühl seines Bedürfnisses und der Ohnmacht, sich selber zu helfen, selbst mehr noch als der Glaube, daß Alles von Gott kömmt. Daß die Jünger fühlten, daß ihnen nur von Gott allein könne geholfen werden, daß sie wußten, daß jede gute Gabe von Oben komme, und daß sie auch ihren Mund zum Bitten öffneten: dieß können und müssen wir voraussetzen. Christus sagt ihnen auch nicht: Ihr habt noch um nichts gebethen; sondern er sagt: Ihr habt bisher noch um nichts gebethen in meinem Namen. Auf diesen letzten Worten liegt der ganze Nachdruck, und vom Gebethe in Christi Namen soll nun auch die Rede seyn.

Das Gebeth ist nothwendig, und es muß in Christi Namen geschehen.

Diesen Satz wollen wir uns zur heutigen Betrachtung wählen.

*

Wer zu Gott bethet, der legt das Bekenntniß ab, daß er an Gott glaubt, daß er ihn verehrt und ihm als seinem Schöpfer und Erhalter huldigt. Bethen zu Gott und Gott anbethen, stehen sonach in dem engsten Zusammenhange. Denn was thut der Bethende? Er erhebt seinen Geist zu

Gott, indem er ihn preist als das allervollkommenste Wesen, oder er huldigt ihm als dem Urheber seines Daseyns und Wesens, und opfert ihm seinen Willen mit seinen sämmtlichen Kräften; oder er wünscht von Gott jene Hülfe für Leib und Seele, die er sich selbst nicht geben kann, die auch andere Menschen ihm nicht gewähren können; oder er dankt für erhaltene Wohlthaten, die er einzig der göttlichen Güte und Allmacht zuschreibt. Bethen zu Gott setzt also den Glauben an Gott und an seine Eigenschaften voraus; Bethen setzt aber auch ein gewisses Maß der Liebe zu Gott voraus; denn das Gebeth ist ja eine Annäherung zu Gott, und diese Annäherung kann nicht stattfinden, wo gar keine Liebe ist. Das Gebeth ist also Folge und Ausdruck des Glaubens und der Liebe; und ist es dieses, wer könnte noch an seiner Nothwendigkeit zweifeln? Wer nicht bethet, beweist, daß er keinen Glauben, keine Hoffnung und keine Liebe hat. Und könnte sich ein solcher Mensch noch Christ nennen? Dieß kann er so wenig, als der Dornstrauch sich Weinstock nennen kann. Wer also sagen würde, daß er nicht bethe, weil das Gebeth unnütz sey, der hätte dadurch mit eigenem Munde das Urtheil seiner Unseligkeit und Heillosigkeit über sich selbst ausgesprochen; und wir brauchten sonst keines weitern Anzeichens, um zu wissen, daß wir einen Ungläubigen und Gottlosen vor uns haben. Mag immerhin der beharrliche Sünder uns sagen, er glaube lebhaft an Gott, wenn er schon nicht zu ihm bethe: wir glauben es ihm nicht; er hat wenigstens keinen lebendigen Glauben, also keinen solchen, der ihn mit Gott verbindet, keinen solchen, der ihn heiligt und bekehrt, sondern beiläufig gesagt — einen solchen, wie ihn auch die bösen Geister haben, das heißt, einen Glauben,

der ihnen nicht zum Heile, sondern zur Verzweiflung gereicht. Durch's Gebeth naht sich der Mensch Gott, und Gott hinwieder dem Menschen; das ist ja das Band, welches das Geschöpf an den Schöpfer, den Geist an den Geister-Quell knüpft; das ist der unaussprechliche Vorzug des Menschen vor den Thieren, daß der Mensch zu seinem Schöpfer bethen kann. Indem der Mensch bethet, was sagt er, was beweist er damit? Er sagt damit: Ich kenne meinen Gott, der mein Schöpfer ist; noch mehr, ich kenne und liebe meinen Gott, der mein Vater ist, der auf alle meine Schritte sieht, und die Haare meines Hauptes zählt; der mich erhält, der mich unsichtbar lenkt und leitet; ich hoffe auf diesen meinen Gott und Vater, weil er mein einziger verlässiger Helfer ist, der helfen will und helfen kann; von dem ich mit allem, was ich bin und habe, abhänge, dem ich mich daher auch in Allem weihe, opfere und anheimstelle, für den ich lebe und sterbe; den ich preise und anbethe. Und kann einer leben ohne diese Gesinnungen und doch ein Christ seyn? Nimmermehr! Kann er dieses nicht; so kann er auch nicht leben ohne Gebeth. Und lebt Einer ganz thierartig dahin ohne Gebeth, was bemerken wir an ihm? Kann er läugnen, daß er schwach und unvermögend sey, sich selber zu helfen? Kann er behaupten, daß er Alles nach seinem Sinne einrichten und ausführen könne? Will er behaupten, daß andere Menschen ihm allzeit helfen können? Ein Kind könnte ihn widerlegen, wofern er solches behauptete. Nicht einmal das Böse kann er immer so ausführen, wie, wann, und wo er will, vielweniger das Gute. Wer nicht zu Gott bethet, der muß zu Götzen bethen. Wer auf Gott sein Vertrauen nicht setzt, der setzt es auf schwache, betrügliche,

hülflose Menschen, die ihre Hülfe nicht auf eine Viertelstunde zusichern können; der setzt es auf hinfällige Güter, auf Gesundheit und Leben, die heute blühen und morgen wie eine Blume verwelken; der setzt es auf Vermögen, Ehre und Ansehen, die eben so veränderlich und gebrechlich sind, als die Menschen, von denen und an denen sie sind, wie ein Kleid, das sich stündlich mehr abnützt. Wer nicht zu Gott bethet, der bethet zum blinden Zufalle, zu einem leeren Nichts, zu einer Einbildung, die ihn zuerst quält und martert, und dann der Verzweiflung übergiebt. Kurz, wer nicht zu Gott bethet, der bethet allemal zu einem Götzen, der keine Hände hat zum Helfen, keine Füße zum Beispringen, keine Güte zum Wollen, keinen Sinn zum Wahrnehmen, keine Augen und keine Ohren, überhaupt keine Kraft und keinen Lebensodem. O wie unglücklich sind Alle, die nicht zu Gott bethen, der ihr Vater und allmächtiger Helfer ist! Zu dem alleinigen Helfer wollen sie nicht bethen, und glauben überhaupt nicht bethen zu müssen; ihre schreckliche Strafe ist, daß sie unwillkürlich ihre Zuflucht nehmen zu einem sinn- und herzlosen Götzen!

Großer Gott! wie viele deiner ungerathenen Geschöpfe leben heutzutage in diesem scheußlichen obwohl feinen Götzenthume! Alle jene Weltmenschen leben darin, die in der Welt keinen andern Gott haben, als eben die Welt und das, was die Welt hat. Sie pochen übermüthig darauf, daß sie keine Hülfe von Gott bedürfen, daß sie also auch zu ihm nicht zu bethen brauchen. Sie leben denn auch ohne Gebeth, nicht einmal wie die Heiden, sondern wie die unvernünftigen Thiere dahin. Doch auch von diesen werden sie gewissermassen noch übertroffen. Denn durch ihre unruhige Bewegung, durch einen Schrei

oder durch Liebkosungen geben wenigstens die zahmen Thiere dem Menschen ihr Verlangen nach Nahrung zu erkennen, und bitten ihn dadurch gewissermaßen darum; sind sie gesättigt, so geben viele nach ihrer Art auch ihre Dankbarkeit zu verstehen, und bieten dem Menschen ihre Dienste an. Auch der Vogel singt seinem Schöpfer des Morgens und Abends ein Danklied. Und Menschen, vernünftige, ja mit Gottes Offenbarung begnadigte Menschen wollen die Nothdurft des Leibes und der Seele nicht von Gott erbitten, von dem sie jede Minute dieselbe empfangen! Der Ochs erkennt den Herrn, der ihm das Futter bringt, und der Mensch will die Hand seines göttlichen Ernährers, Pflegers und Erhalters nicht erkennen? Er schämt sich, von Gott sich abhängig zu erklären, und darum will er nicht zu ihm bethen. Unbegreiflicher Unsinn! Hört der Undankbare deßwegen auf, abhängig zu seyn, wenn er es zu seyn sich das Ansehen giebt? Wollten wir uns einen recht augenscheinlichen Begriff von Gottes Güte machen, so dürfen wir nur auf diese gebethscheuen Menschen sehen. Sie bethen nicht zu Gott und sagen damit: Wir bedürfen seiner nicht, wir wollen nichts von ihm haben! Und doch zieht Gott seine Hand nicht ab von ihnen, ja nicht selten giebt er ihnen Ueberfluß. Aber unglückselig bleiben sie bei allem Ueberflusse; denn sie sind nicht im Frieden mit ihrem Gott; sie leiden Noth an den Gütern der Seele, an der Gnade und Liebe Gottes, die allein glückselig und zufrieden machen auch beim Abgang der irdischen Mittel. Sie irren durch das Leben, und gehören nicht einmal sich selber an; von jedem Ereignisse werden sie abhängig, der Zufall ist ihr Vater und das Verhängniß ihre Mutter. Und der Blick in die Ewigkeit!

Ach! ist denen, die nicht zu ihrem Gott kindlich bethen, die Erde schon eine Wüste; welch eine Aussicht wird ihnen erst die Ewigkeit seyn!

Die gar nicht bethen, sind wohl doch die wenigsten; aber wie viele giebt es, die zwar bethen, aber nicht um das Rechte, nicht auf die rechte Weise, nicht in der rechten Verfassung, oder wie der heilige Augustin sich ausdrückt: Als Böse, um Böses, auf böse Weise bitten wir; — darum können wir das Erbetene nicht erhalten. Die erste Eigenschaft eines wirksamen Gebethes ist: Es muß geschehen in Christi Namen: „Wahrlich, wahrlich, ich sage euch, was ihr den Vater in meinem Namen bitten werdet, das wird er euch geben!" Brauchen wir mehr als diese Versicherung? Gesetzt, der mächtigste und beste Mensch der Erde machte uns die Versicherung: Was ihr von mir begehrt, das sollt ihr empfangen; — könnten wir darauf bauen? O es wäre nicht viel besser, als wenn die elendeste Kreatur uns dieses Versprechen gäbe. Aber dem göttlichen Versprechen nicht trauen, wäre thöricht und unverzeihlich.

Ja, hätte Christus uns auch nicht so ausdrücklich zum Gebethe in seinem Namen aufgefordert: würden wir nicht von selbst uns getrieben fühlen, auf seinen Namen alles Vertrauen zu setzen, auf jenen Namen, der uns erlöst hat, mit dem wir in der heiligen Taufe bezeichnet sind, vor welchem Aller Kniee sich beugen auf Erden, im Himmel und unter der Erden? Kein anderer Name ist uns gegeben, in dem wir selig werden könnten; kein anderer, in welchem auch alle Mittel zur Seligkeit eingeschlossen sind. Er hat uns alle Gnaden erworben, daher sagt er zu seinen Jüngern, daß in seinem Namen sie bethen sollten, und

er bemerkt dazu: Bisher habt ihr noch nicht in meinem Namen gebethet. Wohl betheten sie, wie die übrigen Juden zu Gott, aber nicht im Namen Christi. Darin liegt das Neue und Trostvolle, daß sie von nun an in seinem Namen bitten dürfen und sollen, in einem Namen, der Erhörung bringen kann und bringen will.

Im Namen Christi bethen, heißt bethen im Vertrauen auf Christi Verdienste, heißt bethen nach Christi heiligem Willen. Wohlan! sehen wir auf diese Punkte hin: zu wie Vielen kann Christus noch immer sagen: Bisher habt ihr nicht in meinem Namen gebethet! Werden wir bei unserem Gebethe bestimmt von selbstsüchtigen Gedanken, von Eitelkeit oder Scheinheiligkeit, so bethen wir nicht im Namen Christi, sondern im eigenen Namen. Seine Unwürdigkeit aufrichtig bekennen, den Vater nur durch den Sohn angehen, durch des Sohnes Verdienst Alles vom Vater erwarten, Verzeihung der Sünden und Gewährung aller Himmelsgnaden — das heißt im Namen Christi bethen. Gnaden und Wohlthaten von dem Vater sich erbitten, und dabei auf sein eigenes Verdienst, auf eigene Würdigkeit und Tüchtigkeit hinsehen — heißt nicht im Namen Christi bitten. Dem Vater seinen bis zum Tode für uns erniedrigten Sohn, sein Kreuz und seine Wunden bei dem Gebethe vorstellen, und einzig darin den Grund der Gewährung erblicken, das heißt im Namen Christi bethen.

Wer im Namen Christi bittet, der bittet auch nach Christi Willen. Wer zuerst um die Güter der Seele, um Weisheit, Erkenntniß, und Liebe Gottes, mit einem Worte, wer vor Allem um das Reich Gottes bittet und um seine Gerechtigkeit, der bethet im Namen Christi, und

zugleich nach dem Willen Christi. Bitten wir aber zuerst um zeitlichen Besitz, um Ehre und Ruhm vor den Menschen, so bitten wir nicht nach dem heiligen Willen Christi; sondern in einer Absicht, ähnlich der Absicht, in welcher die Mutter der Söhne des Zebedäus ihn bat, ihre Söhne, den einen zur Rechten, den andern zur Linken in seiner Herrlichkeit zu stellen. — Wer wahrhaft im Namen Christi bethet, der kann um nichts bethen, was dem Willen Christi, der ein heiliger und gerechter Wille ist, zuwiderläuft. Der Wille Christi ist vor allem, daß Gottes Name geheiligt, und Gottes Reich vor allen andern Dingen gesucht und errungen werde.

Werden denn wohl Alle, die ihre Gebethe im Namen Christi anheben und enden, auch wahrhaft im Namen Christi bethen? Gar Viele, besorge ich, führen zwar seinen Namen im Munde, aber nicht seinen Willen im Herzen. Sie bethen gar oft das Gebeth, das er selbst gelehrt, wörtlich nach; ob aber in seinem Geiste? Gleich beim Eingange in diesen anmuthigen Gebeths-Garten bemerkt mancher Bether die Thüre und den Schlüssel nicht: dieser ist das süße Wort: **Vater!** Vater unser, der du bist in den Himmeln! Ach! daß wir doch nicht gleich Eingangs Unwahrheit redeten! Wir nennen Gott Vater, und haben doch so oft kein kindliches Gemüth, keine kindliche, wohl aber eine fremde, unherzliche Stimme! Kann sich das wohl zusammen vertragen? Unsere Lippen reden vom Vater im **Himmel**, und unser Herz, o! es ist noch hart und eng mit der **Erde** verwachsen; eine bittere Wahl würde es ihm werden, sollte es sein Erdenparadies gegen das himmlische Paradies vertauschen. Wir bethen: Geheiliget werde dein Name! und verunehren doch selbst durch Unwahrheit

und Unaufrichtigkeit den Namen des allein und ewig Wahren; wir mißbrauchen ihn, als sey er der Name des geringsten Geschöpfes, zu leichtsinnigen Betheuerungen und sogar zum Ausdrucke des Scherzes oder des Unmuthes! Wir machen durch unsern Wandel diesem Namen wenig Ehre, benützen ihn nicht zu unserer Heiligung, und arbeiten nicht dahin, daß er auch von Andern geheiligt werde. „Zukomme uns dein Reich" spricht unser Mund — und traurig genug — oft im Widerspruche mit unserem Herzen, das ein ganz anderes Reich sich ersehnt, ähnlich demjenigen, welches die sinnlichen Juden vom Messias erwarteten, ein Reich nämlich, in dem man nach seinem eigenen Willen und Gelüsten lebt, in dem man selbst herrscht, in dem man Ehren austheilt und Ehren empfängt, — ein sinnlich angenehmes, genußvolles, launenhaftes Leben! —

„Dein Wille geschehe, wie im Himmel also auch auf Erden." Ist's wirklich ernst gemeint mit dieser Bitte, wird sie wirklich im Geiste Christi gesprochen? Leider! denkt Mancher nicht, was er dabei sagt; er bethet, Gottes Wille soll geschehen, und murrt in bitterem Verdrusse seiner Seele, wenn sein eigener Wille nicht geschieht, wenn eine Hoffnung fehlschlägt, wenn er das nicht erreicht, worauf er hinarbeitete, wenn ein Unglücks- oder Todesfall eintritt! Hundertmal spricht man diese große Bitte und hundertmal übertritt man den göttlichen Willen, und setzt ihm seinen Eigenwillen entgegen! Im Widerspruche mit Christi Gebeth spricht man im Herzen: Vater, nicht dein, sondern mein Wille geschehe! Gewiß heißt dieß nicht im Namen Christi bethen!

„Unser tägliches Brod gieb uns heute." Man bethet es oft, und mißversteht auch eben so oft, was schon in dem

Wörtchen unser liegt; man denkt nicht daran, Andere als Brüder zu betrachten, sie miteinzuschließen in die Bitte, auch für ihr Brod zum gemeinsamen Vater zu flehen, und ihnen nach Kräften dazu behülflich zu seyn. Man will allein, wie ein neidischer Bruder, der Sohn des reichen Vaters seyn, und nur für sich sorgen. Man denkt nicht daran, daß das tägliche Brod, das täglich wiederkehrende Bedürfniß der Leibes= und Seelen=Nahrung auch zu einem täglichen kindlichen Flehen uns auffordert. Man bedenkt eben so wenig das „heute;" man will Vorrath auf lange hinaus zum Ueberflusse, zur Bequemlichkeit oder gar zur Ueppigkeit. Man will in Trägheit die Gaben Gottes genießen, und streckt die Kräfte nicht daran, man bietet die Sorgfalt nicht auf, um zu erwerben, was Körper und Seele bedürfen. Die so bethen, gewiß — diese bethen nicht im Sinne und also auch nicht im Namen Christi.

„Vergieb uns unsere Schulden, also auch wir vergeben unsern Schuldigern." Bald gesprochen, aber langsam, oft gar nicht gethan! — Wissen wir denn nicht, daß wir Gott damit ein heiliges Versprechen machen, daß wir damit deutlich genug sagen: Verzeihen wir nicht, so wissen wir wohl, daß auch du uns nicht verzeihen willst, nicht verzeihen kannst? Gott ist treu in seinen Versprechungen, er kann nicht lügen und trügen; er will aber auch von uns nicht belogen und nicht betrogen werden! Lug und Trug ist es aber, wenn wir ihm schmählich brechen, was wir ihm verheißen haben, wenn wir Verzeihung und Versöhnung im Munde führen, und im Werke Haß und Feindschaft forthegen; wenn wir in der Kirche bethend — in Gegenwart unseres Beleidigers — diesem Verzeihung versprechen — und

zu Hause, auf der Straße oder sonstwo — auf Verderbung seiner Person, seines Namens oder seines Gutes sinnen! Gewiß — dieß hieße nicht im Namen Christi bethen, vielmehr hieße es, selbst das Gebeth zum Gespötte, zur schändlichsten Lüge und zur Sünde machen! Aus diesem Beispiele können wir sehen, daß ein tiefer und wahrer Sinn in dem Ausdrucke liegt, den man manchmal über einen Menschen aussprechen hört: „Selbst was er bethet, ist Lüge, ist Sünde! —

„Führe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns vom Uebel!" Verlange, wenn du diese Bitte Gott vorträgst, verlange ja nicht Alles von Gott, während du von dir nichts verlangest; und mache dir aus dieser Bitte keinen Polster für deine Gemächlichkeit und Verkehrtheit. Mitwirken, mitkämpfen mußt du, vorkehren, ausweichen, behutsam und thätig und wachsam seyn mußt du; dann wird dich Gott der Versuchung nicht unterliegen lassen; sondern ein erfreuliches Ende ihr geben, dir den Sieg gewähren, der Versuchung den tödtlichen Stachel und das Gift nehmen. — Das größte Uebel, das dir aber Niemand gegen deinen Willen anthun kann, das furchtbarste Uebel und die Mutter aller übrigen Uebel — die Sünde — mußt du dir nicht selbst zuziehen, dann sprichst du mit Wahrheit aus die Bitte: Erlöse mich vom Uebel! dann werden sich alle übrigen Uebel leicht heben, ja sie werden im Grunde nicht einmal mehr Uebel, sondern Mittel zu deinem Heile seyn. Wer z. B. um Abwendung von Krankheiten bittet, und doch durch Unordnungen, Unmäßigkeit, ungestümme Leidenschaften, muthwillig und vorsätzlich den Todesstoß sich versetzte: wie könnte ein solcher in Wahrheit diese Bitte aussprechen?

Im Namen Christi bethen heißt auch: im Geiste und in der Wahrheit bethen. Wir müssen innerlich wohl überlegen, und wohl verstehen, was wir verlangen. Wir müssen die Güter, die wir verlangen, nach ihrem wahren Werthe erkennen, und die ewigen von den zeitlichen wohl unterscheiden; wir müssen nicht aus Gewohnheit, oder aus sinnlichen Absichten und Trieben sie begehren: dann bethen wir im Geiste. Wer um eine Tugend, z. B. um Sanftmuth, Geduld, Reinigkeit bittet, dem muß es auch damit Ernst seyn, und das Gegentheil muß er verabscheuen; dann bethet er in der Wahrheit. Wer um eine Tugend bittet, und das entgegengesetzte Laster noch lieb hat; der bethet sicher nicht in der Wahrheit; und sein Gebeth ist Verstellung, Heuchelei, — somit Sünde.

Wer im Namen Christi bethet, bethet stets ernstlich, demüthig und beharrlich; ja er bethet ohne Unterlaß, indem er alle Ereignisse seines Lebens, alle seine Pflichten und die Fügungen Gottes in seinem Lebenslaufe — zum Gebethe macht. Ein solcher bethet nicht gedankenlos, auch wenn er seine langgewohnte Andachtsform beibehält. Es kömmt ja überhaupt nicht auf die Worte, sondern auf den Sinn des Bethenden an. Eine neue Weise sich jedesmal zum Bethen zu erdenken, ist eine übertriebene Forderung, wenn man die Schwachheit des Menschen betrachtet. Irdische Sorgen und Zerstreuungen hindern so oft den Aufschwung des Geistes, und binden gar oft die Flügel der Seele; dadurch ist der Christ manchmal nicht gehörig gestimmt zum Gebethe überhaupt; wie kann man verlangen, daß er stets in veränderter Weise und in neuer Form bethe?

Das Gebeth im Namen Christi hat Alles in Einem eingeschlossen: — dieß ist die Gewährung. „Alles, was

ihr den Vater in meinem Namen bitten werdet, werdet ihr empfangen.“ Das ächte Gebeth stärkt uns in der Versuchung, ist ein Balsam auf die Wunde des Elenden, es erheitert und erleichtert den Gedrückten. „Ist jemand traurig,“ sagt der Apostel Jakobus, „so bethe er; wer aber gutes Muthes ist, der singe.“ Das Gebeth bewahrt im Glücke vor Uebermuth, im Unglücke vor Kleinmuth; es ist die Mutter, die Pflegerin und Schirmerin jeder Tugend. Das Wunder der Weisheit, Salomo, sagt von der Tugend der Keuschheit: Ich wußte, daß ich nicht enthaltsam seyn könne, wenn es mir Gott nicht gäbe; ich wandte mich zum Herrn, und flehte ihn darum an (B. d. Weish. 8.).

Der geistesreine Apostel Paulus ward gequält vom Stachel des Fleisches, wie er selbst gesteht. Wie nahm er diesem brennenden Stachel seine Schärfe? Durch Gebeth. „Dreimal bat ich den Herrn, daß er (der Satansengel) von mir wiche“ (2. Kor. 12.). — Das Gebeth in Christi Namen macht alle unsere Arbeiten leicht, angenehm und fruchtbar; es bewahrt eben so sehr vor Zügellosigkeit als vor Traurigkeit; es ist das stärkste Bollwerk gegen die Feinde unseres Heils, und das zarteste Band zwischen Gott und den Menschen. Es ist unser beständiger Freund und Erheiterer, es paßt in jede Lage des Lebens. Was der Apostel von der Frömmigkeit sagt, das gilt auch vom Gebethe: Es ist zu Allem nütze. Verlangt jemand einen Beweis? Ich führe ihm den wärmsten Bether vor, der zwar noch nicht im Namen Christi bethen konnte, aber doch gewiß in der Hoffnung auf Ihn bethete, und bethend Ihn weissagte; — David stimmt unablässig die Saiten seines gottvertrauenden Gemüthes zum Gebethe. Er singe zu der Harfe, er juble, er jauchze auf zu Gott nach

Rettung aus Gefahren, er klage dem Herrn seine Noth, er flehe um Erlösung aus den Händen seiner Widersacher und Verfolger, er benetze sein Lager mit Reuethränen: — er bethet — Tag und Nacht, früh und spat, und nie fehlt die Erhörung. — Und wir, meine Christen, können im Namen Dessen bethen, den David nur ahnete; um wie viel zuversichtlicher und wirksamer kann unser Bethen seyn! — Wer recht zu bethen weiß, weiß auch recht zu leben — ist ein ewig wahrer Spruch. Wir bethen aber dann recht, wenn wir bethen im Namen Christi, unsers Herrn und Heilandes. Ihm sey Lob und Preis in alle Ewigkeit! Amen.

Sechster Sonntag nach Ostern.

(1838.)

Dieß habe ich euch gesagt, damit ihr keinen Anstoß nehmet. Joh. 16, 1.

Anders redet Christus, anders die Welt, die Ihn nicht kennen will! Gott ist nicht ein Mensch, daß er lüge. Christus macht kein Hehl daraus, daß seinen Jüngern in der Zukunft, auf ihrer apostolischen Laufbahn Hartes, ja das Härteste bevorstehe. Er sagt es ihnen frei heraus, wessen sie sich zu den Menschen zu versehen hätten, daß sie sich keineswegs Hoffnung machen könnten auf Anerkennung, auf das Lob, auf den Dank oder die Unterstützung der Welt; nein! auf das Schlimmste von ihrer Seite sollten sie sich in allem Ernst gefaßt halten. —

Geliebte Christen! es ist der höchste Grad von Aufrichtigkeit, wenn man einem Freunde auch das Unangenehme nicht verhehlt, sobald man nämlich weiß, daß ihm die Offenbarung desselben von Nutzen ist. Freilich hat der göttliche Menschenfreund vorhergesehen, daß seine Jünger die Welt und alle ihre Verfolgungen überwinden werden, daß ihnen der Geist der Stärke zur Seite stehen, und dem Toben und Rasen aller ihrer Feinde sie nicht werde unterliegen lassen. Das wußte der Heiland wohl, da er so eben daran war, ihnen den heiligen Geist zu senden. Doch war es gut, daß er sie mit ihrem künftigen Schicksale bekannt machte; dieß sollte, wenn die Fluth der Trübsal in der Folge wirklich über sie hereinbrach, ihnen einen ganz besondern Trost, und eine unwiderstehliche Geduld einflößen. Dieß ziemte ganz dem Lehrer der Wahrheit, daß er auch hierin die Wahrheit nicht vorenthielt. Dieß zeichnet Ihn wieder vor den Menschen aus, deren Grundsätze auch hierin ganz andere sind, Grundsätze, die nur von der gemeinen Weisheit des Fleisches zeugen. Was thun die Menschen, wenn sie einen Andern für sich gewinnen, wenn sie ihn in ihr Interesse ziehen, und ihm eine Last auflegen wollen? Sie verhehlen ihm das Beschwerliche und Gefährliche, sie überstreichen das Bittere mit Süßigkeit, täuschen so den Mitmenschen auf das Bitterste und stürzen ihn in Trostlosigkeit.

Nicht so Christus. Wie seinen Aposteln, so sagt er auch jedem seiner treuen Anhänger Kämpfe und Verfolgungen voraus, und hat dabei zur Absicht, uns gegen alle bevorstehende Uebel mit Geduld zu waffnen. Es muß eine außerordentlich starke Waffe um die Geduld seyn, weil Christus dieselbe seinen Jüngern wider die gewaltigsten

Feinde in die Hand gegeben. Wir wollen nun heute darauf merken, was diese christliche Waffe Alles ausrichten könne, und wie nothwendig sie deßwegen dem Christen sey.

❧

Geduld war jene mächtige Waffe, die der heilige Geist unter seinen vortrefflichen Gaben den Jüngern vom Himmel herniederbrachte, die er ihnen darreichte, mit dem Befehle: Mit dieser Waffe sollt ihr die Welt überwinden! mit diesem Werkzeuge des Friedens müßt ihr die Götzen niedermachen, die Götzen von Holz und Stein, aber auch die Götzen innen im Herzen der Menschen, d. i. ihre aufrührerischen Leidenschaften und die Empörung ihres Willens gegen den wahren Gott und dessen Sohn Jesus Christus. Durch Hunger werden die stärksten Festungen bezwungen, durch Geduld nahmen die Apostel die Festungen der wildesten Herzen ein. Der heilige Geist war es offenbar, der ihnen diese Bewaffnung verliehen, und in seinen sieben Gaben miteingeschlossen hatte, denn vorher hatten sie dieselbe noch nicht. Wie konnten sie dieselbe haben, da sie noch von mancherlei Regungen der Ehrsucht, der Heftigkeit und des Kleinmuthes geneckt wurden? Man denke hier nur an den Rangstreit, der sich öfter ihrer Herzen bemächtigte, an die unzeitige Heftigkeit des Petrus, als er sein Schwert zog, an die übermäßige Traurigkeit und Niedergeschlagenheit, die sie nicht verbergen konnten, wenn ihnen der Herr sein Scheiden von ihnen und die künftigen Leiden verkündigte. Als ganz andere Menschen standen sie da, nachdem sie der herabgekommene heilige Geist mit der starken Salbe der Geduld gesalbt hatte. Nichts mehr von

kleinlicher Leidenschaft, nichts mehr von rascher Heftigkeit bemerkt man jetzt an ihnen, keine Spur von Rachsucht gegen ihre Verfolger; diese konnten sie vielmehr jetzt segnen und für sie bethen. Nun waren die Apostel die Festigkeit und Ausdauer selbst, und wenn sie hundertmal um des Namens Jesu willen Schmach und Unbild leiden mußten, so trugen sie es hundertmal geduldig, so wurden sie eben dadurch immer beharrlicher, und gingen freudig hinweg von dem Angesichte ihrer Quäler und Dränger.

Geduld war also ihre Waffe, wodurch sie der Wahrheit ihrer Predigt endlich den Eingang erkämpften, Geduld hieß das Schwert, wodurch sie der Lehre des Gekreuzigten, dem Reiche Gottes, mitten durch die heidnischen Kriegsheere, durch die Pfeile der Bosheit und Wuth, den Weg bahnten. Geduld hieß die Kraft, die sie immer wieder von Neuem vor das Angesicht der erbittertsten Feinde trieb, obwohl sie schon das Werkzeug sahen, das ihrem Leben ein Ende machen sollte. Geduld war die kräftige Arznei, welche wieder alle Wunden heilte, welche die aufgereizten Juden und Heiden dem neuen Leben der kleinen Kirche Jesu fortwährend geschlagen hatten. Geduld war das geheime Wundermittel, das die Apostel allen ihren Nachfolgern hinterließen, wodurch die blutigen Christenverfolgungen glücklich überlebt, und das Kreuz in die Krone Konstantins des Großen ist gesetzt worden. Was hätten wohl die Apostel und die ersten Christen gegen die Uebermacht ihrer Feinde, gegen die rohe Gewalt der heidnischen Tyrannen und gegen die Bosheit der Juden ausgerichtet — ohne Geduld? Sollten sie sich auflehnen gegen die Verfolgungsbefehle, gegen die römischen Gesetze? Nein! dieß war schnurgerade gegen die christliche Lehre des Gehorsams,

die sie verkündeten. In einem Tage wäre durch solches Beginnen das kleine Christenhäuflein zerschmettert gewesen. Was wäre aus ihrem heiligen Auftrage geworden, hätten sie etwa die Waffe der Widersetzlichkeit ergriffen? Als Aufrührer und Empörer hätte man sie zur Strafe gezogen und vernichtet; bestätigt hätten sie dann den falschen Vorwurf der Heiden, daß sie eine staatsgefährliche Sekte seyen, die man um jeden Preis vertilgen müsse. Der Geist Gottes ist es gewesen, der sie einen Widerstand ganz eigener Art lehrte, einen friedlichen, leidenden Widerstand, den die irdische Weisheit allezeit verschmäht. Und worin bestand dieser friedliche Widerstand? In nichts anderem als darin, daß sie dasjenige nicht thaten, was dem Glauben an Jesus und ihrem Gewissen zuwider war, darin, daß sie Gott mehr gehorchten als den Menschen da, wo menschliche Frevelhaftigkeit gegen Gott sich empörte. Im übrigen fügten sie sich willig unter das schwerste Joch der Bedrückung und der Ungerechtigkeit, und stellten ihr Leben den Verfolgern zur Verfügung, da sie ein größeres Opfer Gott nicht bringen konnten. Dieß war der Widerstand der Geduld, und mit dieser Geduld hat Christus seine Jünger ausrüsten wollen, wenn er ihnen voraussagte: daß sie aus den Synagogen würden gestoßen werden, und daß man ein gottgefälliges Werk werde zu thun glauben, wenn man sie tödte.

Geduld war also die Waffe, die Christus seinen Jüngern in die Hand gegeben, welche die Kirche so weit ausgebreitet und bis auf den heutigen Tag erhalten hat. Wie oft ist das Schifflein der Kirche schon bedroht, und von den Wellen hin- und hergeworfen worden; die es lenkten, vertrauten der göttlichen Verheißung, betheten und harrten

aus mit Geduld und Hoffnung, uud der Sturm ging wieder vorüber. Kömmt wieder ein Sturm, so haben die Gläubigen dieselbe Waffe in Bereitschaft. Ergreifen auch wir diese Waffe im Gedränge der Noth; Christus hat sie uns hinterlassen. Was da immer über unsere heilige Kirche kommen mag, Trübsal, Bedrückung und Verfolgung; harren wir aus in Geduld und Gebeth, schließen wir uns enger an den Herrn an, er gebietet zur rechten Zeit den tobenden Elementen und sie legen sich zur Ruhe! Alles Uebel, was von Außen über die Kirche kommen mag, kann ihr nicht auf die Dauer schaden; das ärgste Uebel für sie ist die Lauheit und die Glaubens-Armuth derer, die sich zu ihr bekennen.

Geduld! du großes, mächtiges Gut, du hast die Welt überwunden, das Evangelium verbreitet, dem Reiche Gottes, das stetshin Gewalt leidet, die Bahn gebrochen. Nächst dem Glauben, der Hoffnung und der Liebe bist du unstreitig die stärkste Säule der Kirche Gottes gewesen. Du bauest auf und lässest keinen Einsturz zu. Du bist nicht bloß nützlich, nothwendig bist du jedem Christen, der das Himmelreich an sich reißen will.

„Alle, die gottselig in Christo leben wollen, müssen Verfolgungen leiden.“ Wo Verfolgungen sind, da muß Geduld seyn als Heil- und Stärkungsmittel. Das Erste, was einem Christen Noth thut, um sich auf der guten Bahn zu erhalten, ist Geduld, das Zweite, was er nicht entbehren kann, ist Geduld, und das Dritte ist ebenfalls Geduld. Also wäre sie ihm Alles? Ja, in der That. Denn ohne diese Himmelskraft sind wir außer Stand, beharrlich zu g l a u b e n, zu h o f f e n und zu l i e b e n.

Der G l a u b e fordert Geduld, um uns die Wahrheiten

desselben eigen, und uns damit vollkommen vertraut zu machen. Er will fest und tief in dem Grunde unseres Herzens wurzeln; er will zur klaren Ueberzeugung werden, um welche wir Alles hinzugeben jederzeit uns angetrieben fühlen. Außerdem würde er nur oberflächlich seyn, wir würden uns bald jeglichem Winde irriger Lehre preisgegeben sehen; oder wir würden zwar noch immer das Bekenntniß, aber nicht mehr die Früchte des Glaubens tragen. Zwar ist der Glaube ein himmlisches Gnadenlicht, ein Geschenk Gottes, das wir nicht verdienen können; aber das Licht muß doch von uns aufgenommen, das Geschenk angenommen und benützt werden. Und dieses geschieht nicht ohne unser Zuthun. Dieses Zuthun kostet Geduld und Ausdauer. Wir müssen uns auch die Gründe des Glaubens klar machen, müssen Belehrung und Unterricht suchen und annehmen, und das fordert Geduld. Ist es ein Wunder, wenn man in unsern Tagen so viele Schwach- und Kalt- oder Todtgläubige findet? Sie haben die Geduld und die Selbstüberwindung nicht, sich gründlich unterrichten zu lassen oder sich selbst zu unterrichten. Sie eilen mit Hast von der heiligen Stätte des Unterrichtes weg in's Weite hinaus, als könnte man die heilige Ueberzeugung des Glaubens auf den Straßen auflesen. Nach dem heiligen Meßopfer, dem sie noch beiwohnen, laufen sie der Thüre zu, und wähnen, mit dieser Beiwohnung Gott schon eine Gefälligkeit erzeigt zu haben, für die er ihnen Dank wissen müsse! Sonderbar! Ist denn der Christus, der unser Priester ist, nicht auch unser Lehrer? Hat der Gottmensch, der uns das Opfer des neuen Bundes als ein immerwährendes Opfer hinterlassen hat, nicht auch die Lehre des neuen Bundes uns hinterlassen? Wer kein Hörer des Wortes ist, ist noch

weniger ein Thäter desselben, da das Thun schwerer ist, als das Hören. —

Die Hoffnung des Christen fordert ebenfalls Geduld. Hoffnung ist Erwartung künftiger Güter. Wer ein ersehntes Gut schon besitzt, der hofft es nicht mehr. Die Erwartung hat an sich immer etwas Beschwerliches für uns, weil wir über die Zeit, wann, und selbst darüber, ob wir das Gehoffte wirklich erreichen, immer mehr oder weniger in Ungewißheit schweben. Wenn wir, wie oft der Fall ist, lange, sehr lange selbst auf ein wahres Gut der Seele warten müssen, und es vielleicht am Ende doch nicht erlangen; kostet das nicht Geduld und Starkmuth? Wenn uns statt des gehofften Gutes sogar ein Uebel aufstößt; kostet das nicht Geduld, um die Hoffnung nicht sinken zu lassen, um auszuharren bis an's Ende; denn nur wer ausharrt bis an's Ende, wird selig. Denken wir uns, ein Wanderer, der ein weites, weites Ziel vor sich hat, zu dem ihn die Reise über Berge und Thäler und selbst über das Meer führt, wollte nach vielen Beschwernissen und Gefahren, da, wo er schon nahe am Ziele steht, auf einmal zaghaft werden, das Ziel aufgeben und umkehren: würden wir ihm nicht Vorwürfe machen? hätte er sich nicht vergebens allen bisherigen Beschwernissen preisgegeben? Es fehlte ihm Alles, wenn ihm Eines fehlte, die ausharrende Geduld. Ohne diese gelangt er nicht zum Ziele seiner Wünsche und Hoffnungen. Genau dieser Reisende bist du, irdischer Wandersmann! wenn dir's an Geduld gebricht. „Geduld ist euch vonnöthen, damit ihr die Verheißung davontraget.“

Die Liebe lebt und webt ohnehin in der Geduld als ihrem ganz eigenthümlichen Elemente. Die Liebe ist

Offenbarung und Aeußerung des Glaubens. Sie findet so viele Hindernisse, so mächtigen Widerstand in uns und außer uns; sie wird beim besten Willen verkannt und oft gelästert! Da ist Geduld vonnöthen. Ohne diese kann sie nicht einen Schritt vorwärts thun, und wird von dem winzigsten Hindernisse in ihrem Wirken aufgehalten. Die evangelische Parabel vom Säemann und Samen lobt jene, welche das Wort des Glaubens mit einem kindlich guten Herzen aufnehmen. Bloß deßwegen? Nein! vornehmlich deßhalb, weil sie auch in Geduld Früchte bringen.

Die Geduld, von der ich jetzt rede, ist natürlich eine christliche Tugend; als solche ist sie von Gott gegeben, will aber unter unserer Mitwirkung geübt und vervollkommnet werden. Die wahrhaft christliche Geduld ist aber eben nicht sehr häufig unter Christen beiderlei Geschlechts. Wie dieß? Sieht man doch so viele Menschen, welchen es unbeschreiblich hart ergeht, die von der Stunde ihrer Geburt an mit Elend und Mangel zu kämpfen haben, die so zu sagen zum Unglücke und zur Entbehrung geboren sind; — die alles Harte und Schwere ohne Murren dulden. Das ist nicht zu läugnen. Es fragt sich aber, ob sie allemal christliche Geduld üben; das heißt, ob sie aus Liebe zu Gott und aus Liebe zum Nächsten Alles dulden, ob sie dabei im Innern zufrieden sind mit Gottes Fügungen, und darin den Weg zu ihrem ewigen Heile erblicken; oder ob sie denn doch innerlich mit Gott rechten wegen ihres Looses, ob sie dabei nicht gedankenlos sind, und bloß das blinde Verhängniß anbethen u. s. w. Nur im ersteren Falle ist christliche Geduld vorhanden. —

Auch unter den Heiden hat es Männer gegeben, die Schweres duldeten mit Gelassenheit, wie Sokrates, Diogenes,

Perikles; gebührte aber deßhalb ihrem Benehmen der Name und das Verdienst der ächten, gründlichen Geduld, wie diese Tugend im Christenthume geübt wird? Keineswegs! Es fehlte an dem höchsten Beweggrunde; der ihrige war ein rein menschlicher, ein bloßer Beweggrund der Vernunft, dieser genügt beim Christen nicht. Denn der Christ handelt nicht nur, er duldet auch um Gottes willen. Auch unter den Heiden gab es Männer, welche die Reichthümer verachteten und Alles verließen. Der heilige Hieronymus macht zu den Worten, die Petrus zu Christus sprach: „Sieh! wir haben Alles verlassen, und sind dir nachgefolgt," die treffende Bemerkung, daß der ganze Nachdruck auf den Worten liege: wir sind dir gefolgt; denn auch der Weltweise Krates und viele Andere hätten Besitz und Reichthümer hintangesetzt. Alles verlassen und Christo folgen, das sey das Merkmal der Apostel und der Gläubigen. Dasselbe gilt nun auch von der christlichen Geduld, sie muß um Christi willen geübt werden.

Noch heute üben viele Menschen die Geduld, aber auf eine Weise, die nicht ächt christlich, sohin auch nicht verdienstlich ist. Vieles, Vieles stehen Manche aus mit bewunderungswürdiger Gelassenheit, und haben doch keine wahre Geduld. Der Ehrsüchtige, wie viel hält er aus, wie strengt er sich an, um Ehre und Stellen zu erhalten? Der Welt- und Hof-Mann, wie duldet er Demüthigungen aller Art, um der Menschengunst sich zu bemächtigen oder sich darin zu befestigen! Wie hält er alle seine Leidenschaften zurück, wie viele Lasten nimmt er auf seine Schultern! Wie viel Ungemach duldet der Reiche wegen des Mammons, der niedriger stehende Diener einer Herrschaft wegen des Eigennutzes oder der baldigen Beförderung

wegen; wie viel arbeitet und duldet der stolze Gelehrte durch seine mühsamen Arbeiten des Ruhmes wegen? Wie viel duldet der Lasterhafte seines Lasters wegen? u. s. w. Und doch haben sich diese keinen Lohn von Gott zu versprechen; denn nicht wegen Christus dulden und entbehren sie, sondern vielmehr wegen ihrer unordentlichen Lüste und Neigungen; nicht wegen Gott, sondern wegen eines Götzen dulden sie. Wie viel Widriges trugen die alten Pharisäer mit einer merkwürdigen Duldsamkeit; doch hatten sie ihren Lohn dahin; dahin haben denselben auch Alle, die ihrer modrigen Gesinnung sich anschließen!

Soll unser Dulden das wahre christliche Dulden seyn, so muß es nicht nur christlich im Beweggrunde, sondern auch allgemein seyn. Daß man doch nicht so viele Ausnahmen machte! Da hört man: Ich wollte gerne geduldig mich in dieß Unglück fügen, wenn mir es nur nicht dieser mir ohnehin gehässige Mensch verursacht hätte; von diesem kann ich solche Demüthigung und Unbild nicht ertragen. Ein andermal heißt es: Ich wollte diese Unbild, diesen Schaden gerne mit Geduld übertragen, wenn mir's nur nicht mein bester Freund zugefügt hätte; daß dieser mir so arg mitgespielt, und so treulos sich gegen mich benommen, das kann ich ihm nicht verzeihen, darein kann ich mich nicht fügen. Der Obere sagt: Zu dieser Verletzung kann ich nicht geduldig seyn, weil sie mir ein Untergebener, und noch dazu ein nichtswürdiger angethan hat; jeder Andere dürfte mir das gethan haben, und ich würde ganz ruhig dabei bleiben u. s. w. So nehmen die Wenn und die Aber kein Ende; wer will sie alle hernennen? Alle zusammen aber beweisen sie uns, daß entweder gar keine Geduld vorhanden, oder daß sie nicht die ächt christliche ist. Wenn nicht

gerade diese Umstände es wären, welche unsere Geduld in Anspruch nehmen; so hätten wir ja keine Geduld nöthig, oder sie hätte doch nur ein sehr geringes Verdienst. Wären wir stets selber Schuld an den Widerwärtigkeiten, und Andere ohne Schuld; dann fehlte uns ja die Gelegenheit, unsere Geduld an Andern zu üben. Dann ist wohl zu bedenken, daß Gott es zuläßt, daß wir gerade von diesen oder jenen Menschen zu leiden haben, um unsere Geduld zu prüfen, und sie zu krönen, so dieselbe sich erprobt. Diese Wenn und Aber fallen also ganz weg, wenn wir die Sache von Seite der göttlichen Anordnung und Vorsehung betrachten. Auch wenn wir ganz unschuldig leiden, so dürfen wir nicht sagen: Wäre ich nicht unschuldig, so würde ich's gerne dulden! Hören wir den Apostel, der für die Wahrheit und Gerechtigkeit das Härteste duldete, hören wir den heiligen Petrus: „Das erwirbt Gnade, wenn man mit Gott ergebenem Bewußtseyn Widerwärtigkeiten erduldet und unverdient leidet. Denn welcher Ruhm wäre es, wenn ihr strafbar handelnd auch Züchtigung erduldet? Nein! wenn ihr rechtschaffen handelnd Leiden dulden müsset, das erwirbt Gnade bei Gott." Derselbe Apostel bemerkt gleich darauf, das bringe der Beruf eines Christen mit sich, da ja Christus eben so für uns gelitten und uns ein Beispiel hinterlassen habe, damit wir seinen Fußstapfen nachfolgen. „Er hatte keine Sünde gethan, kein Trug fand sich in seinem Munde:" dieß sey unsere Ermunterung und unser Trost. — Es liegt auch schon etwas Tröstliches, sohin eine herrliche Belohnung im guten Bewußtseyn, was uns ebenfalls der Apostel lehrt: „Es ist besser, ihr leidet, wenn es Gottes Wille ist, um guter, als um böser Thaten willen" (I. Petr. 3, 17.).

Christen! ich wiederhole es: es muß eine köstliche Himmelsgabe um die Geduld seyn, weil sie so herrliche Wirkungen hat, weil aus ihr alle christliche Tugenden Nahrung und Bestehen ziehen, weil sie die stärksten Feinde und selbst die Hölle überwindet, weil sie den Menschen stets zum Sieger macht, wie wir an Job sehen. Geduld ist die Schutzwehr gegen alle mögliche Anfälle des Bösen. Der Apostel Paulus, der vielversuchte Leidensheld, der erprobte Dulder, spricht aus lebendiger und frischer Erfahrung, wenn er uns die herrlichen Früchte der Geduld vorzeigt; ich schließe daher mit seinen eigenen Worten: „Wir wissen: Leiden wirkt Geduld, Geduld schafft Bewährung, Bewährung giebt Hoffnung, die Hoffnung aber täuschet nicht" (Röm. 5.). Amen.

Pfingstsonntag.

(1837.)

Der Tröster, der heilige Geist, wird euch alles dessen erinnern, was ich euch gesagt habe. Joh. 14, 26.

Etwas Außerordentliches, Plötzliches, Erschütterndes geht heute in Jerusalem vor sich; die Elemente werden aufgeregt und gehorchen augenblicklich dem Worte ihres Gebieters; Luft und Feuer werden Boten Gottes und Vollzieher seiner Befehle! Auge und Ohr erschüttert ein himmlisches Schauspiel. Ein Sturmwind durchsaust plötzlich die ruhige Morgenluft, und es erbebt von einem gewaltigen Brausen

ein abgeschlossenes Zimmer, worin gute, aber noch zaghafte und schwache Menschen versammelt sind; flammende Zungen steigen über ihre Häupter herab! Eine außerordentliche Wirkung knüpft sich alsbald an diese außerordentliche Erscheinung. „Alle wurden voll des heiligen Geistes, und fingen an, in verschiedenen Sprachen zu reden, wie sie der Geist zu sprechen antrieb." Also selbst die äußere Natur nimmt Antheil an dem unerhörten Werke der Gnade des Himmels, das Sichtbare verkündet das Unsichtbare, die Erschütterung der Luft das plötzliche Herabsteigen des verheißenen heiligen Geistes. Welch eine rasche Aenderung! Die Stille und Ruhe plötzlich unterbrochen von Geräusch und Bewegung! Die schweigenden, in ruhiges Betrachten und Bethen versenkten Apostel werden auf einmal beredt in vielen Sprachen und werden ergriffen von glühender Begeisterung, und ein nie gefühltes Leben durchzuckt Mark und Bein.

So majestätisch und furchtbar herrlich kömmt Gottes Geist über die Jünger, gräbt den neuen Bund in ihre Herzen und salbt sie zu Verkündern des neuen Gesetzes! Das alte Gesetz, gegeben auf Sinai unter Donner und Blitz, zieht sich zurück in seine Schatten, birgt sich hinter seinen Rauchwolken und — verschwindet. Auf den Flügeln des Sturmwindes trägt der Geist Gottes die zwei Gebote des neuen und ewigen Bundes heute vom Himmel herab. Der Sturmwind ist das Siegeszeichen seiner Alles überwältigenden Kraft, die Flammen das Sinnbild des Lichtes und der Liebe; des Lichtes, womit der heilige Geist ihre Herzen erleuchtete; der Liebe, womit derselbe Geist die Bestrebungen der Jünger, und ihr ganzes Wesen wie mit einem nie erlöschenden Feuer entflammte. Nicht auf die Apostel allein läßt sich heute der heilige Geist nieder,

sondern auf die Kirche Christi; denn die im Saale versammelten Apostel waren die erste Kirche in ihrem Keime; und von nun an ist der heilige Geist für alle Bekenner Christi der verheißene Tröster, Beistand und Lehrer, der seine Kirche nicht mehr verläßt bis zum Ende der Welt. Er muß auch bei uns ein für beständig wohnender Gast seyn, ja die Seele unseres Wollens und Strebens, wenn wir Christus und sein Reich gewinnen wollen. Möchte es heute helle werden in unserer Seele besonders über folgende Fragepunkte:

I. Welch' ein Geist ist der heilige Geist?

II. Welches sind die Kennzeichen, daß der heilige Geist in uns wohnt?

Göttlicher Gast, heiliger Geist! Von Christus bist du uns verheißen als Lehrer, Tröster und Beistand; laß uns vorerst einsehen, was du für uns bist, und sende dann einen Strahl des Lichtes und der Liebe in unsere öden Herzen, daß sie fortan dich immerdar zu ihrem einzigen Freunde und Inwohner zu haben wünschen.

I.

Als Paulus einst nach Ephesus kam und einige Schüler fand, fragte er sie, ob sie gläubig den heiligen Geist empfangen hätten? Sie antworteten ihm: „Wir haben nicht einmal gehört, daß es einen heiligen Geist gebe!" Habt ihr den heiligen Geist empfangen? dürfte man wohl noch jetzt nach so vielen Jahrhunderten bei Christi Bekennern umfragen. Wohl würde man nicht jene Antwort der Unwissenheit vernehmen, daß sie noch gar nichts von dem heiligen Geiste gehört hätten; aber doch nicht selten werden wir die Wohnung dieses göttlichen

Gastes, das menschliche Herz, leer und verödet finden. Wohl, müßten diese antworten, wohl haben wir schon oft von dem heiligen Geiste gehört, wohl haben wir ihn in dem heiligen Sakramente der Taufe und der Firmung empfangen; aber ob er noch mit seiner Gnade in uns wohnt, das wissen wir nicht. Aber ihr könntet und solltet es wissen. Der heilige Geist ist der Geist der Liebe; wo er wohnt, da flammt das heilige Feuer der Liebe Gottes und des Nächsten. Er kehrt da nicht ein, wo diese Liebe keine Aufnahme findet, wo Härte und Kälte sich nicht austreiben lassen wollen! Es ist merkwürdig, daß Christus, ehe er von der Sendung des Trösters zu seinen Jüngern spricht, zunächst voraus von der Liebe redet, und dieselbe in die Haltung seiner Gebote setzt. „Wer mich liebt, der wird nach meiner Lehre handeln; und auch mein Vater wird ihn lieben, und wir werden zu ihm kommen und Wohnung bei ihm nehmen. Wer mich nicht liebt, der thut nicht nach meiner Lehre" (Joh. 14, 23. 24.). Es liegt darin die Andeutung, daß der heilige Geist der Geist der Liebe ist, und daß nur durch Ihn die Liebe Wohnung in uns nimmt.

Dieß ist das sicherste Kennzeichen, daß Gottes Geist in uns wohnen kann, wenn der Liebe die Einkehr nicht versagt wird, wenn vielmehr wenigstens die ersten Keime der Gottes- und Nächsten-Liebe in unserem Herzen sich zeigen. Denn Gott ist die Liebe, und Liebe kann sich ewig nicht mit dem Hasse verschwistern. Erst wenn der Liebe das Thor geöffnet ist, kann der Geist Gottes einkehren in unser Herz und darin Wohnung nehmen; so wie dieser heilige Geist es ebenfalls ist, der den ersten Funken der Liebe in uns entzündet und zur hellen Flamme verstärket. Nur für solche, die seine Gebote halten, will Christus den

Vater bitten, daß er ihnen einen andern Beistand gebe, der bei ihnen immerdar verbleibe, den Geist der Wahrheit. Der Geist der Wahrheit aber verträgt sich keine Minute mit dem Geiste der Welt. Daran können wir nur dann zweifeln, wenn wir an Christi Wort selber zweifeln; denn dieser sagt: „Die Welt kann ihn nicht empfangen, weil sie ihn nicht sieht und nicht erkennt" (Joh. 14, 17.). Schließet daraus, Geliebte! ob ihr empfänglich seyd für den heiligen Geist, oder ob der Geist der Welt dem Geiste Gottes dermal noch den Eingang versperre? Der Geist Gottes giebt unserem Geiste Zeugniß. Mag immer Einer sich vor den Ephesern rühmen, daß er schon vielfach von dem heiligen Geiste gehört habe, was kann es ihm nützen, wenn er ihn bei all dem doch nicht wahrhaft erkennt? Wir lernen Gott am besten kennen aus seinen Eigenschaften, und die Eigenschaften aus den Benennungen, die ihm beigelegt werden. Was ist nun der heilige Geist, die dritte Person in der Gottheit, nach den Wirkungen und Eigenschaften, die ihm beigelegt werden? Wir wollen sie in Kürze durchgehen.

Der heilige Athanasius sagt in seinem bekannten Glaubensbekenntnisse: „Der heilige Geist ist von Vater und Sohn, nicht gemacht, nicht geschaffen, nicht gezeugt, sondern ausgehend." Er wird genannt heiliger Geist. Zwar ist auch der Vater ein Geist und der Sohn ebenfalls ein Geist, und beide sind ebenfalls heilig; aber der hl. Geist wird besonders so genannt, weil sein Hervorgehen von Vater und Sohn nicht anders ausgedrückt werden kann, und weil er die heilige und ewig bestehende Liebe zwischen Vater und Sohn ist. Heilig heißt er auch, weil er uns das geistige Leben der heiligenden Gnade einflößt, und weil er die Quelle unserer

Heiligung und Rechtfertigung ist. Er wird genannt Paraklet, d. i. Tröster, Beistand, weil er uns tröstet in aller Trübsal und unterstützt in aller Schwachheit und Versuchung. Er wird genannt unser Sachwalter, weil er für uns fleht mit unaussprechlichem Seufzen, und unser Herz zum Flehen erweicht, auf daß wir Gnade bei Gott finden mögen.

Von seinen Wirkungen und Geschenken wird er genannt der Geist der Weisheit, des Verstandes, des Rathes, der Wissenschaft, der Stärke, der Frömmigkeit, der Furcht des Herrn; denn diese sieben Gaben theilt er den Gerechten mit.

Er heißt der Finger Gottes, denn in ihm trieb Christus Teufel aus und wirkte Wunder, und in seiner Kraft geschehen in der Kirche noch immer alle Wunder in und außer dem Menschen.

Er heißt Güte, Geschenk, denn er ist die Liebe selbst, die Liebe aber ist das erste Geschenk; darum ist der heilige Geist das erste und vornehmste aller Geschenke, die den Menschen von Gott verliehen werden; und alle Geschenke und Gaben Gottes zu unserer Heiligung und Beseligung werden Gott dem heiligen Geiste zugeschrieben. In dem heiligen Geiste erkennen Engel und Menschen den Spender aller Gnaden und Geschenke des Himmels an die freien und vernünftigen Geschöpfe.

Er heißt ferner der lebendigmachende Geist, weil durch ihn, durch seine Kraft, wir das Leben der Seele empfangen, und nur durch ihn es bewahren können. Ihm wird daher auch unsere geistige Wiedergeburt zugeschrieben. „Es sey denn, daß jemand wiedergeboren werde aus dem Wasser und heiligen Geiste, so kann er nicht eingehen

in das Reich Gottes.“ Die je durch die Gnade belebt worden sind, sind von dem heiligen Geiste belebt worden, selbst jene nicht ausgenommen, die vor der Ankunft Christi gottgefällig lebten, die nämlich im Glauben an den künftigen Welt-Erlöser das göttliche Gesetz erfüllten, und in der Hoffnung der ewigen Güter gestorben sind. Denn diese gehörten der Gesinnung, der Hoffnung und dem Verlangen nach schon vorläufig zum Gesetz der Gnade, wiewohl sie noch unter dem alten Bunde lebten. Dahin gehören die Patriarchen und Propheten, und Alle, die gläubig hoffend das Heil Israels erwarteten.

Die Liebe Gottes ist ausgegossen in unsere Herzen durch den heiligen Geist. Durch den heiligen Geist kommen uns daher auch alle jene übernatürlichen Tugenden und Gaben zu, durch deren Hülfe die Seele die Werke des Geistes verrichtet. Hieher gehören vor allem jene Tugenden, welche die Früchte des heiligen Geistes heißen, und die folgendermaßen von dem Apostel aufgezählt werden: „Die Früchte des Geistes sind: Liebe, Freude, Friede, Geduld, Güte, Langmuth, Sanftmuth, Glaube, Bescheidenheit, Enthaltsamkeit, Keuschheit.“

Der heilige Geist zeigt seine belebende Kraft auch dadurch, daß er das unsterbliche Leben der Seele giebt, und dieses Leben auch auf die Leiber der Gerechten zur glorreichen Auferstehung aushaucht; deßwegen werden die Leiber der Heiligen auch Tempel des heiligen Geistes genannt.

Zweimal gab Christus den heiligen Geist seinen Aposteln, einmal nach seiner Auferstehung, als er sie anhauchte und sprach: Nehmet hin den heiligen Geist, ihnen zugleich denselben Geist versprechend mit noch reicherer Fülle der

Gaben; und dann an dem Pfingsttage, wo er ihnen dieses Versprechen auf so herrliche Weise erfüllte. Was der heilige Geist nach der Lehre der heiligen Schrift ist, möget ihr aus dem Gesagten entnommen haben; welches aber die Zeichen seiner Inwohnung in uns seyen, wollen wir im Lichte eben dieses heiligen Geistes noch sehen im II. Theil.

II.

Freuen sich denn Alle, die vom heiligen Geiste wissen und gehört haben, auch seiner heilvollen Inwohnung? Oder giebt es noch immer Epheser, ja beklagenswerthere Leute, als die Epheser? Diese hatten noch nichts vom heiligen Geiste gehört, und es war vermuthlich nicht ihre Schuld. Aber Viele hören nicht bloß vom heiligen Geiste, sondern haben ihn selbst empfangen in den heil. Sakramenten der Taufe und Firmung; Viele bethen täglich in seinem Namen, und haben ihn dennoch nicht, und kennen ihn nicht. Warum? Ach! die Antwort ist eben so klar als traurig. Wir haben uns, müssen diese sagen, einem andern Geiste ergeben, der dem Geiste Gottes widerstrebt. „Die Welt kann ihn nicht empfangen, weil sie ihn nicht sieht und nicht kennt.“

Der Geist Gottes ist Licht, die Welt hält die Finsterniß für Licht, und die Finsterniß nimmt das Licht nicht auf. Er wohnt nicht da, wo man seine sieben Gaben verschmäht. Und wie oft werden diese vom menschlichen Uebermuthe schmählich zurückgewiesen! Die Menschen-Weisheit sucht irdisches Glück, braucht dazu noch sündhafte Mittel, sieht nicht über das Gegenwärtige hinaus und baut ihr Haus auf Sand; sie ist Thorheit vor Gott. Der verkehrte menschliche Verstand will seine Schwäche nicht

erkennen, dem Ausspruche Gottes sich nicht fügen, er will erklügeln, was er nur im Glauben fassen kann; er zieht das Höchste und Heiligste herab auf den Schauplatz des gemeinen Begreifens, und wird so Unverstand; er will sich selber Licht seyn, und das Licht des heiligen Geistes nicht leuchten lassen; so bleibt er denn Finsterniß!

Der Mensch will sich selbst rathen, oder läßt sich von eben so kurzsichtigen Menschen rathen, als er selbst ist, und fleht nicht um den göttlichen Rath und beugt sich nicht unter die göttliche Vorsehung; daher bleibt er rath- und hülflos, und kann nicht zum wahren Glücke, nicht zur Gnade Gottes, nicht zur Zufriedenheit es bringen.

Der übermüthige Menschengeist müht sich ab um nichtige Kenntniß nichtiger Dinge, will in hohen und tiefen Dingen ergründen und meistern, was er in Demuth anbethen sollte; er dürstet nach Erfindungen und Verbesserungen, die seinem Leben keine Spanne zusetzen können, und im Tode zu nichts frommen; er späht nach Allem, nur nicht nach dem Einen Nothwendigen, nach der unvergleichlichen Erkenntniß Jesu Christi, gegen welche der Apostel Alles für Auskehricht erachtete. Die menschliche Wissenschaft dünkt sich groß, aufgeklärt, und will von keinen Gränzen wissen; sie bläht auf, und vertreibt jene Demuth des Geistes, zu welcher der heilige Geist seine unermeßlichen Reichthümer der Erkenntniß herniederläßt. Diese Wissenschaft ist nicht aus Gott, und läßt den Menschen unwissend und kindisch im Wichtigsten, im Einzigen! —

Der Mensch baut auf eigene Kräfte, will aus sich selber stark seyn; so wird er schwach! Er verschwendet seine Kraft an hinfälligen und nichtigen Dingen, fleht nicht um die Kraft von Oben; so wird und bleibt er ein

Spielball seiner tyrannischen Leidenschaften, ein Schwächling und Sklave, und wird verlassen von dem Geiste der Stärke! —

Ohne das Licht des heiligen Geistes vergißt der Mensch seines Schöpfers und Erlösers, wird leer und taub an und zu allem Guten, vergißt Gott die schuldigen Opfer der Dankbarkeit, des Gebethes, der Hingebung und Anbethung zu bringen. Er wird sinnlich und thierisch, verliert sein letztes Ziel aus den Augen, und verliert damit den Geist der Frömmigkeit.

Endlich hört er aber auch auf, Gott, den er schon früher als Vater und Wohlthäter zu lieben aufgehört hat, als seinen Richter und als Rächer seiner Uebelthaten zu fürchten. Durch die Gewohnheit in der Sünde wird sein Herz mit einer marmorharten Kruste überzogen, sein Gewissen abgestumpft, daß kein Schrecken des Todes und Gerichtes mehr etwas über ihn vermag! Er verliert auch noch die letzte Gnade und Gabe des heiligen Geistes, die Furcht des Herrn, und damit hat er Alles verloren! —

Christen! das sind die Kennzeichen, daß Gottes Geist nicht wohnt im Menschen, wenn er seine sieben Gaben verschmäht oder verscherzt hat! Und wo der heilige Geist nicht mehr ist und wirkt, da ist kein Heil, ob der Mensch für den Augenblick auch in einem Meere von irdischer Glückseligkeit schwämme! Ich sagte: für den Augenblick; sicherlich ist dieses täuschende, innerlich faule Erdenglück auch nur für den Augenblick. Denn wäre es auch an Ueberfluß dem Meere gleich; ein einziger versengender Hauch des Unglücks würde es zu einer Sandwüste austrocknen. —

Wo Gottes Geist nicht ist, da sind seine sieben Gaben

nicht, da sind auch die Früchte des Geistes nicht; da kommen statt der Gaben und Früchte nur Flüche über den Menschen. Sechs Feinde kommen dann zur Nachtzeit, und lauern an der Thüre des Unglücklichen, Verlassenen. Diese Feinde sind die sechs Sünden wider den heiligen Geist! Statt der Früchte des Geistes wachsen die giftigen Früchte des widerstrebsamen und einer verkehrten Weisheit fröhnenden Fleisches auf dem Acker des unheiligen, entweihten Herzens! Die sieben Hauptsünden nehmen den Platz von den sieben Geistesgaben ein. Wo Gottes Geist nicht ist, da ist Sünde und Elend, und nichts als Sünde und Elend!

Nicht wahr, es heißt gewiß dem Abgrunde des Verderbens zueilen, wenn man vermessen auf Gottes Barmherzigkeit sündigt? wenn man an Gottes Gnade verzweifelt? wenn man der erkannten Wahrheit widerstrebt? wenn man seinem Bruder um der göttlichen Gnade willen mißgünstig ist? wenn man ein verstocktes Herz hat und wissentlich in einem Laster verharrt? Wenn man Gottes heiligen Geist lästert durch Lügen und falsche Eide? Und zu all dem kömmt der Mensch, den Gottes Geist verläßt, eher, als er es gewahrt! —

Wollen wir die lebendigen Beispiele der Erfahrung zu Hülfe rufen, sie werden uns für diese traurige Wahrheit unwiderstehliche und überlaute Zeugnisse geben. Wie ging es mit allen jenen Menschen, die den heiligen Geist nicht mehr anerkannten und aufnahmen als ihren Herzensfreund, als ihren Lehrer, Beistand, Tröster, Führer; und seine sieben Gaben verschmähten? Der Stolz auf ihre Fähigkeit, auf ihre Einsicht, auf ihre Wissenschaft, auf ihre Macht und Kraft — war der Wegweiser zu ihrem Verderben; darauf

folgten Sittenlosigkeit, Grausamkeit, Unglauben, Ausschweifungen, selbst jene unnatürlichen, denen sich die Abgefallenen im Gelüsten ihres Herzens ohne Scheu und Scham überlassen; es folgten Schläge des Unglücks von Außen, Schläge des Abfalls von Innen, Unmuth, Kleinmuth und endlich schloß den Zug die Furie der Verzweiflung! Wollen wir Beispiele aus der heiligen Geschichte, so haben wir alsbald einige aufgefunden an Kain, an Saul, an Judas, an den widerspenstigen Juden, an Ananias, der sich dem Lügengeiste ergab u. m. A. Ohnehin begleiteten Schande und Gewissensbisse sie auf allen ihren Lasterwegen. Das ist das Loos des Menschen, aus dem der heilige Geist gewichen ist. Leer bleibt seine Wohnung nicht; statt des reinen Geistes der Liebe und des Lichtes kehren die unsauberen Geister des Fleisches, des Unglaubens und der Finsterniß darin ein; und schwerer noch sind diese wieder auszutreiben als völlig abzuhalten.

So bei einzelnen Menschen, so auch bei Familien, Gemeinden, Reichen. Gleiche Ursache erzeugen gleiche Wirkungen. Ist der heilige Geist aus ihnen gewichen, dann ist kein Heil mehr in ihnen. —

Wo aber der heilige Geist ist, da ist die fröhliche Saat der Früchte des Geistes, wie sie der Apostel beschreibt, da ist Licht, Liebe, Kraft und Muth. Sehr wahr wendet die Kirche auf den heutigen Tag die Worte des begeisterten Psalmisten an: „Sende deinen Geist aus, und sie werden erschaffen werden, und du wirst das Angesicht der Erde erneuern.“ Gott hat seinen Geist gesandt, und es ist Alles neu geschaffen worden — eine neue Welt, ein neuer Geist, ein neuer Umschwung aller Dinge, eine neue Kirche, eine neue Kraft, eine neue Glaubenssonne steht auf einmal vor

unsern erstaunten Blicken! Neugeschaffene Jünger, voll der Wissenschaft und der Kraft, die schüchternen sind muthig wie Löwen, die schwankenden fest wie eine eherne Mauer, die furchtsamen unerschrocken wie greise Helden, die sinnlich denkenden himmlisch gesinnt, die unwissenden leuchtend von Licht und Klarheit, die unberedten in tausend Sprachen redend und überströmend! Sie kennen keinen Herodes mehr, keinen Pilatus, keinen hohen Rath, keine Vorsteher des Volks, keine Vornehmen, keine Henker, keine Verfolgung, keine Gefahr und keinen Spott! Sie sind neugeboren in der Geistestaufe, gestählt im himmlischen Gluthfeuer des heiligen Geistes; die Synagoge fällt, das Heidenthum stürzt, die Hölle erzittert vor ihren Donnerworten und vor dem Namen des Gekreuzigten und Auferstandenen, den sie predigen. Eine neue Erde ersteht unter ihren Füßen, neue Herzen schlagen! — Die Weisheit der Weisen wird Thorheit. Arme, ungelehrte Fischer beherrschen den Geist der Menschheit, erfüllt vom heiligen Geiste. Ja! in Wahrheit — das Angesicht der Erde hat sich erneuert, der Geist der Menschen ist umgewandelt.

Was sagen wir dazu? Soll diese Umwandlung auch **uns** ergreifen? Traurige Frage! Es sollte schon geschehen seyn! Ueber die ganze Kirche kam ja der Geist Gottes in den Aposteln herab, um nicht mehr von ihr zu weichen. Das Außerordentliche und Wunderbare, was er wirken wollte, verkündete sein außerordentliches Herabkommen. Die Erde sollte erneuert werden, die alte, faule, todte, wunde Erde! In Sturmesbrausen kam der umwandelnde Geist; die **heilige Gewalt** mußte im Sturm die finsteren Gewalten hinwegblasen, ein gewaltiges Feuer mußte die Wunden der Sünde und Unwissenheit ausbrennen, und Licht

anbrennen in den Finsternissen! Das Ungewitter erfrischt und erneuert die lechzende Erde, reinigt die Luft, scheucht die bösen Dünste von dannen, führt Leben und balsamische Düfte zurück in die erstorbene und erschlaffte Natur. Ein Brausen geht vorher, das geschlängelte Feuer der Blitze durchzuckt den Himmel; still, geheimnißvoll still ist zuvor die ganze Schöpfung. O! gewiß ein natürliches Bild dieser übernatürlichen Erscheinung des Geistes Gottes, und der geistigen Erneuerung der Erde durch ihn! Wind und Feuer, diese mächtigen Elemente, wandeln schnell und kräftig Alles um. Im Sturmwind und Feuer erscheint der heilige Geist zur Umwandlung der Apostel, auch — zu der unsrigen. Denn von jenem Augenblicke an weht der göttliche Geist über seine Kirche unaufhörlich — zwar nicht mehr mit Brausen, meist nur mit leisem Hauche, mit stiller Bewegung, die aber zureicht, um die ganze Christenheit und alle einzelnen Glieder zu erregen, zu lenken, zu reinigen, zu heiligen. Noch immer lodert in unseren Herzen, — wofern wir es nicht frevelhaft ersticken — jenes heilige Feuer, das unsern Verstand erleuchtet, die Nebel der Unwissenheit zerstreut, unser Herz erwärmt, und öfter auch glühend macht, wenn es sich um Gottes Ehre und des Nächsten Heil handelt. Dieses Feuer entzündet noch immer unser Herz bald zum Danke und zur Anbethung Gottes, bald führt es durch Leiden und Versuchungen und Unglück und Noth — zur Probe der Geduld und Bewährung! Noch immer kann es uns umwandeln — dieses Wehen und dieses Feuer des Geistes; — aber — trifft es uns auch immer im Zustande der Apostel, wo wir der Umwandlung fähig sind? Die Apostel traf der heilige Geist in Eintracht beisammen in Einem Hause; sie hatten sonach schon die

erste Bedingung erfüllt, den heiligen Geist zu empfangen; sie hatten den Frieden. Christen sollten Eine Familie ausmachen, und den Frieden als ihren Vater in ihrer Mitte haben, so hätten sie dann auch die Liebe zur Mutter. Aber ach! wenn sogleich dieses erste Gottes-Geschenk ihnen fehlt; wie können sie die übrigen Gaben vom heiligen Geiste erwarten? Oder ist da der Friede ein angesehener Gast, wo Einer vom Andern theilnahmslos wegsieht, wo man die fremden Fehler unter ein Vergrößerungsglas hält, wo, wie das Sprichwort sagt, der Eine ein Auge daran gäbe, wenn der Andere keines hätte! —

Die Apostel harrten im Gebeth, Fasten und in heiliger Abgeschiedenheit auf den verheißenen Gast vom Himmel; ihr Sinn war oben, nur ihr Körper war in den engen Räumen des Saales. Können wir vermuthen, das heilige Pfingstfeuer werde auf dem Markte des gemeinen Treibens und Jagens unsere Häupter berühren und beleuchten? Oder des Geistes Brausen werde uns im Getümmel unserer brausenden Leidenschaften plötzlich himmelwärts tragen? Gewiß nicht! wir müssen dem Bräutigam entgegengehen und entgegen seufzen. —

Das Feuer hat auch eine verzehrende Eigenschaft. Das Feuer des heiligen Geistes soll die Ansätze und Aussätze der Sinnlichkeit, der Fleischeslust, der Gemächlichkeit, der Hitze, des Geizes rc. wegbrennen und die bösen Sprößlinge der Hoffart aufzehren. Wird es in dem Zustande seine Kraft äußern können, wo wir Oel zum Feuer dieser Leidenschaften gießen? — Solche Gaben, wie die des heiligen Geistes, verdienen wohl eine Vorbereitung. Was sagte der Herr einst zu Ananias, als er ihm erschien und den Auftrag ertheilte, den Saulus in Damaskus zu heilen, und

mit dem heiligen Geiste zu erfüllen? „Geh hin,“ sprach er, zu einem Saulus von Tarsus; „denn eben jetzt bethet dieser Mann!“ Also Saulus wurde sehend, als er bethete. Hier haben wir die Anleitung, was wir zu thun haben, wenn wir sehend und aus einem Saulus ein Paulus werden wollen.

Der Geist Gottes hat das Angesicht der Erde erneuert. Kaum hatten die Apostel auf Antrieb des Geistes in verschiedenen Sprachen zu reden angefangen; so lief Alles in Jerusalem zusammen, und die Schaaren aus allen Nationen sprachen mit Entsetzen und Verwunderung untereinander: Wie geht es doch zu, daß wir, ein Jeder in seiner Muttersprache, sie hören? Sind doch alle diese, die da reden, Galiläer. Christen! Galiläer sind noch heut zu Tage in den Augen der vornehmen und der nur für die Erde lebenden Welt die Verkündiger des Evangeliums! Aber wo ist die Verwunderung über dessen Kraft oder das Entsetzen über seine Drohungen? — Ganz Jerusalem war voll von den entferntesten Fremden; Parther, Meder, Elamiter, Mesopotamier, Cappadocier u. s. f. waren da, um das Fest zu feiern, und im Tempel Gott den schuldigen Dienst zu entrichten. Wären doch die christlichen Tempel auch so angefüllt von eifrigen Dienern Gottes und fleißigen Hörern seines Wortes! Wären doch dafür die unheiligen Oerter leerer — wahrlich! dann würde der Geist Gottes wieder Wunder der Gnade an den Menschen wirken, und in Vieler Herzen würde dann wieder Pfingsten seyn! Wollen wir denn im Ernste verlangen, daß der heilige Geist sich niederlassen solle in unserer Mitte, und die Himmelsgüter uns aufdringe, so lange wir noch mit gleichgültigem Blicke auf seine Gaben sehen, oder uns

völlig davon wegwenden? so lange man das Wort des heiligen Geistes als eine alte abgenützte Sache betrachtet, es gar nicht, oder wie ein Schauspiel anhört? Das Wort Gottes nicht anhören als das Wort des heiligen Geistes, sondern sich erkundigen, wer wohl heute predige, ob Petrus oder Paulus oder Barnabas — das heißt gewiß das heilige Wort zum Mode-Artikel herabsetzen, das heißt gewiß nicht, es hören aus Antrieb des Geistes!

Am Pfingstfest hat der Geist Gottes das Angesicht der Erde erneuert, d. h. eine neue, innere, geistige Schöpfung hervorgerufen und für immer gestiftet. Heutzutage scheint der Geist des Menschen die Erde umgestalten zu wollen. Aber was ist's für eine Umgestaltung und Erneuerung der Erde? Eine wahrhaft irdische, sie kömmt ja auch nur vom Erdensohne! Neue Straßen, neue Paläste, neue Unterhaltungsplätze, Eisenbahnen, neue Pflanzungen, neue Niederlassungen und Entdeckungen u. s. w. Auch der Einzelne sucht sein Haus zu verschönern und sein Angesicht; aber das Herz bleibt das alte und wird noch älter und häßlicher, es wartet vergeblich auf eine Erneuerung.

Der heilige Geist hat heute, wie am Pfingstfeste, noch die Kraft zu erneuern und umzuschaffen; und die Herzen der Gläubigen und Ungläubigen, der Sünder und der Schwachen bedürfen dessen so sehr! Zum Bedauern aber verlegt ein anderer Geist dem göttlichen Geiste den Weg, daß er nicht einziehe und umschaffe. Es giebt noch heute Parther und Meder, Kreter und Araber, Unwissende, Schwach- und Halbgläubige, Wankende und Gefallene; aber so wenige davon sind die gelehrigen Fremden Jeru-

salems; nur Wenige staunen und verwundern sich über die Predigt des Evangeliums, Wenige gehen ihr nach.

Der heilige Geist will mittheilen die Gabe der Enthaltsamkeit, aber Viele ziehen es vor, sich fortzuwälzen in ihren alten Lüsten. Er will austilgen die Hoffart, und einpflanzen Demuth und Zerknirschung. Und so Viele brüsten sich täglich mit ihren Besitzthümern, mit ihren Freunden, mit ihrem Geschlechte und Herkommen, mit ihrer Familien-Ehre, mit ihren Verdiensten ꝛc.

Der heilige Geist will uns die Zunge lösen, wo es auf Vertheidigung der christlichen Wahrheit, des Rechtes und der Ehre Gottes ankommt; allein — ein anderer Geist, der Feigheit und der Kaltsinnigkeit, verschließet uns den Mund. Die Apostel erhielten den heiligen Geist in Gestalt von Zungen, daß sie von nun ab Christus verkündigten. Viele Christen brauchen ihre Zungen zum Dienste der Lüge und Falschheit.

Die Apostel redeten in vielen Sprachen; dieß verlangt der heilige Geist nicht von uns. Dafür sollen wir Eine Sprache recht reden und verstehen, die Sprache der Wahrheit, der Liebe und der Aufrichtigkeit: — in dieser Einen aber reinen Sprache können wir Gott allein würdig loben. Die Apostel, vom heiligen Geiste erfüllt, redeten — von den herrlichen Thaten Gottes; ein anderer Geist heißt die Menschen ihre Sprache mißbrauchen zur Lästerung, zu Zank, Betrug und Unlauterkeit. —

Der heilige Geist gebietet den Eltern, die Kinder zu erziehen in der Furcht des Herrn zu wahren Ebenbildern Gottes; — ein anderer Geist erzieht sie zur Eitelkeit, Menschengefälligkeit und für die Erdengenüsse.

Christen! so lange diese Zeichen sich blicken lassen, und

andere öffentliche Gebrechen, Untugenden und Aergernisse, können wir uns eben nicht rühmen, daß der heilige Geist seine Wohnung unter uns aufgeschlagen und unsern Sinn erneuert habe. Bethen wir zum Schlusse herzlich um die Einkehr des heiligen Geistes, und sprechen wir aus dem schönen Kirchen-Hymnus des heutigen Tages nur die wenigen Verse nach: Komm, heiliger Geist, du süßer Gast! reinige das Unreine in uns, befeuchte das Trockene, heile, was verwundet ist. Mache biegsam, was starr, erwärme, was frostig ist. Gieb deinen Gläubigen dein siebenfaches Gnadengeschenk! Amen.

Erster Sonntag nach Pfingsten.

(1838.)

Lehret alle Völker und taufet sie im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes. Matth. 28, 19.

Ein Gott in drei Personen — so lautet das größte Geheimniß des Christenthums. Welch vielfache Beweise seiner Liebe und Barmherzigkeit hat Gott einst seinem auserwählten Volke gegeben! Er war sein starker Retter aus aller Noth und Gefahr, er war sein siegreicher Anführer gegen die Feinde, er war sein großmüthiger Erbarmer selbst dann, wenn es ihm die ärgste Beleidigung angethan, wenn es fremden Götzen sein Knie gebeugt hatte. In jeder Lage zeigte er bald seine allmächtige und helfende,

bald seine liebreiche und verzeihende Hand. Aber wo zeigte er sich je seinem alten Volke in dem hellen Liebes-Lichte, wie er sich seinem Christenvolke zeigt? In Blitz und Donner und furchtbarer Majestät redete er zu seinem Diener Moses, als er ihm an das zitternde Volk sein Gesetz übergab, das Gesetz, das mit den Worten anhebt: Ich bin der Herr dein Gott! Als den Einen wahren, allein anzubethenden Gott stellt er sich dem auserwählten Volke dar. Christen! als solchen kennen auch wir Ihn; aber noch weit höher, inniger und tröstlicher ist unsere Erkenntniß, denn nicht bloß als den einigen, sondern auch als den dreieinigen Gott kennen wir ihn, und in dem Einen Gott bethen wir an den Vater als unsern Schöpfer, den Sohn als unsern Erlöser, den heiligen Geist als unsern Heilig- und Seligmacher, und in diesen Dreien erkennen und verehren wir nur den Einen, großen, unermeßlichen, unbegreiflichen Gott. Wer will dieses fassen und begreifen? In der That, wenn bei irgend einem Geheimnisse unserer heiligen Religion, so müssen wir bei diesem Geheimnisse mit dem Apostel ausrufen: „O des unermeßlichen Reichthums von Gottes Weisheit und Erkenntniß!" Vermessen wäre es, wollten wir mit dem Maßstabe unserer Vernunft an das unergründliche Wesen Gottes gehen, und dieses Wesen zum Gegenstande unseres endlichen, kurzen Wissens herabziehen. — So könnten wir denn vielleicht gar nichts wissen von dieser ersten und höchsten aller christlichen Wahrheiten? Dürfen wir unsere Gedanken vielleicht gar nicht beschäftigen mit diesem Fundamente unserer Religion? Nein, so ist es nicht gemeint! Wir dürfen und sollen so viel davon erkennen und erforschen, als uns die Offenbarung Gottes selbst lehrt. Diese lehrt uns aber:

I. Daß die Dreieinigkeit Gottes ein Geheimniß des Glaubens ist.

II. Daß dieser Glaube unser höchster Trost und unser Licht ist.

I.

Es sey ferne von uns, das Senkblei unserer Vernunft hinabzulassen in das unergründliche Meer der Tiefen Gottes! Vorwitz wäre hier Empörung gegen Gott und gotteslästerischer Frevel. Gott wohnt in einem unzugänglichen Lichte. Könnte ich armer Mensch es wagen, mit Flügeln von Wachs mich der Sonne zu nahen? Würde ich diese Verwegenheit nicht büßen müssen mit dem schrecklichsten Falle? Wäre es nicht große Thorheit, wollte ich mit bloßen Augen in die helle Mittagssonne sehen? würde ich meine Tollkühnheit nicht büßen müssen mit Erblindung des Augenlichtes? Wäre es nicht ein sinnloses Unternehmen, wollte ich mich an das Meeresufer stellen und mit einem Gefäße das Meer auszuschöpfen anfangen? oder wollte ich die Sandkörner einer unermeßlichen Sandwüste alle einzeln zählen! Doch alles dieß wäre noch nicht so verwegen, so tollkühn, so vermessen und thöricht, als wenn ich Gottes Wesenheit ausholen, abmessen oder beschreiben wollte, wie sich ein körperliches Wesen ausmessen, abwägen und beschreiben läßt. Abgesehen davon, daß ich nicht zum Ziele käme, würde ich mich auch der schändlichsten Gotteslästerung schuldig machen, weil ich den unendlichen Gott so wie eines seiner Geschöpfe behandelte! Ich würde dabei jene tröstliche Erkenntniß des dreieinigen Gottes freventlich verscherzen, die er uns in dem milden Lichte seiner Offenbarung hat aufgehen lassen durch Jesum Christum, und

die uns der heilige Geist täglich und stündlich in unsere Herzen eingießen will vermittelst des truglosen Lehramtes der heiligen katholischen Kirche. Merkwürdig sind in dieser Hinsicht die Worte des heiligen Ambrosius, die darauf hinzielen, daß eine Erkenntniß des Dunklen an Gott zum Heile uns wohl entbehrlich sey. „Weiß ich auch nicht,“ sagt er, „wie der Sohn Gottes geboren sey: so kann es mir doch nicht verborgen seyn, daß er geboren ist. Die Ordnung und Folge der Zeugung weiß ich nicht, aber den Urheber der Zeugung erkenne ich. Wir waren nicht zugegen, als der Sohn Gottes vom Vater gezeugt ward, aber wir (Menschen) waren zugegen, als er vom Vater Gottes Sohn genannt wurde. Wenn wir Gott nicht glauben, wem wollen wir dann glauben? Alles, was wir glauben, glauben wir entweder weil wir es sehen, oder weil wir es hören. Das Gesicht täuscht sich oft, das Gehör ruht im Glauben.“

Haben wir also etwas dadurch verloren, daß uns der Blick in das innerste Wesen Gottes hienieden verschlossen ist? Sind wir etwa dadurch unglückselig und gehindert, mit Gott in Gemeinschaft zu treten, seine Kinder zu werden, und nach seinem Geiste und Willen zu leben? Gewiß nicht. Im Gegentheile hat uns der Allgütige in seiner gränzenlosen Erbarmung ein Licht angezündet, das uns für dieses und für das künftige Leben Helle und Aufklärung genug gewährt. „Wir sind,“ wie Petrus sagt, „zu seinem wunderbaren Lichte gerufen worden.“ Gott ist ein reiner Geist, und ist als solcher unsern Sinnen entzogen. Wir können ja unsern eigenen Geist selber nicht sehen, und wissen eigentlich nicht, was sein feinstes Wesen ist. Wenn nun unser eigener Geist uns ein Geheimniß ist, wie sollte uns

der Geist der Geister, Gott, der Ewige, der Urquell der Geister nicht ein Geheimniß seyn in dem, was sein innerstes Wesen betrifft? So weit wir uns eine Vorstellung machen können von seinen Eigenschaften und von Dem, was er für uns Geschöpfe ist, so weit sind wir durch seine Offenbarung auf das Bestimmteste und Vollkommenste belehrt. Als einst ein Jünger Christi gegen seinen Meister den Wunsch aussprach, seinen Vater im Himmel zu sehen, ward ihm gesagt: Wer mich sieht, der sieht den Vater. Eben so kann Christus uns sagen: Wer mich hört und erkennt, der hört und erkennt auch den Vater. Wer könnte uns einen bessern und faßlicheren Unterricht von Gott geben, als der Sohn Gottes, der aus des Vaters Schooß hervorgegangen? Durch ihn hat Gott in der Fülle der Zeiten zu den Menschen geredet. Nichts hat er denselben vorenthalten, was sie von Gott fassen können, und was ihnen zu wissen Noth thut. Seine göttliche Offenbarung ist das vornehmste Buch, wodurch er uns sich zu erkennen gegeben hat, und dieses Buch hat er jeglichem Menschen aufgeschlagen, der an ihn glaubt, und damit er an ihn glaube.

Was uns Jesus Christus über das Geheimniß der Dreieinigkeit lehrt, ist uns gewiß von den Kinderjahren her bekannt genug. Drei Personen machen die Eine Gottheit aus. Drei sind, die Zeugniß geben, der Vater, das Wort und der heilige Geist, und diese drei sind Eins. Wie oft redet Christus von seinem Vater und von seinem göttlichen Verhältnisse zu ihm. Er sagt ausdrücklich, daß ihm der Vater alle Gewalt im Himmel und auf Erden übergeben, daß er ihn (den Sohn) zum Richter der Welt bestimmt habe. Auch von dem heiligen Geiste redet Christus öfter,

als von derjenigen Person, die er als Tröster, Beistand und Heiligmacher an Seiner statt senden werde.

Daß jede von den drei göttlichen Personen Gott sey, und doch nur Ein göttliches Wesen bleibe, daß sie alle drei gleich mächtig, gleich ewig, gleich unermeßlich u. s. w. seyen, lehrt uns gleichfalls die göttliche Offenbarung, und der heilige Kirchenvater Athanasius stellt uns in seinem bekannten Glaubensbekenntnisse all dasjenige zusammen, was wir von Gott dem Dreieinigen zu glauben haben. Wie drei Eins seyn können, ist freilich unserer Vernunft unbegreiflich, aber wir glauben es Gott, der uns dieß ausdrücklich gelehrt hat, und dessen Wort uns mehr gilt, als unsere schwache Vernunft. Wo diese uns verläßt und uns nichts mehr sagen kann, da steht der Glaube als ein himmlischer Führer mit seiner überirdischen Leuchte uns zur Seite. Diese Leuchte wirft ihr Licht vom Himmel auf die Erde, und erhellt unsere Blicke, die wir von der Erde gegen den Himmel thun. Freilich können wir diese Dreiheit nie so begreifen, wie wir eine irdische Wahrheit begreifen. Doch hat Gott unserm Glauben viele Fingerzeige gegeben, die darauf hinweisen, daß die Dreizahl auch jene Zahl sey, die er für sich selber gewählt. Ein dreifaches Gesetz ist es, das durch alle Weltalter hindurchgeht: das Naturgesetz, das geschriebene Gesetz, das Gnadengesetz. Dreimal im Jahre mußte ganz Israel große Feste dem Herrn zu Ehren feiern. Wir wissen von drei Ringmauern Jerusalems, von drei Vorhöfen des prächtigsten Tempels, wir kennen ein dreimal Heilig für den Herrn. Auch im neuen Bunde treffen wir häufig auf die Dreizahl. So sagt uns ja das heutige Evangelium ausdrücklich, daß drei seyen, in deren Namen wir getauft werden müssen. Wir finden

drei Weise aus dem Morgenlande, drei Jahre des Predigtamtes Christi, drei Stunden der Todesangst, drei Tage seines Aufenthaltes im Grabe. Ein Opfer, das aus drei Theilen besteht u. s. w.

Auch die Schöpfung zeigt uns die Dreiheit. Was immer Gottes allmächtige Hand geschaffen, ist entweder rein leiblich, oder rein geistig, oder leiblich und geistig zugleich. Die Welt theilt sich in eine überirdische, eine irdische und eine unterirdische. Der Apostel redet von einem dreifachen Himmel. Und doch ist wieder nur Eine Welt und Ein Himmel. So ist es auch mit Menschenwerken. Der heilige Augustinus wählt die Cyther als Gleichniß, um die ungläubigen Juden zu überzeugen. Diese sagten: „Es ist nur ein verheißener Messias, und dieser ist wahrer Gott. Wenn dieser schon im Fleische erschienen ist, wie können drei Personen in der Gottheit seyn? Haben denn Drei Fleisch angenommen?" Sehet die Cyther, entgegnet der heilige Lehrer, die einen so lieblichen Klang giebt. Bei ihr finden wir drei Dinge: die Kunst, die Hand, die Saite; und dennoch wird nur ein Klang gehört. Die Kunst leitet, die Hand berührt, die Saite klingt. Alle drei wirken zugleich; aber die Saite allein giebt einen Ton. Weder die Kunst, noch die Hand ertönen, sondern wirken zugleich mit der Saite. Auf eine ganz ähnliche Weise haben weder der Vater noch der heilige Geist Fleisch angenommen, und sie wirken doch zugleich mit dem Sohne. So sind es denn Drei, wenn schon nur Einer aus ihnen Mensch geworden. Dieser menschgewordene Sohn Gottes ist in Verbindung mit seiner Gottheit nur Eine Person, also ist Gott und Mensch in ihm nur Eine Person, und zwar, wie das Symbolum sagt, nicht dadurch, daß Christus

seine Gottheit in die Menschheit verwandelt, sondern dadurch, daß er zur Gottheit die Menschheit angenommen hat. — Am menschlichen Geiste unterscheiden wir dreierlei Kräfte: Verstand, Gedächtniß, Willen; und doch machen diese drei nur einen Geist. Man könnte diese Vergleichungen weiter fortsetzen; aber wozu? Der erste Grund, warum wir an einen dreieinigen Gott glauben, ist und bleibt immer das Wort Gottes selbst. Gott hat es von sich selbst gesagt, daß Er ein dreieiniger sey, warum sollten wir uns nicht eben so fest an dieses Wort halten, wie z. B. an das Wort, daß er den Menschen, bestehend aus Leib und Seele, geschaffen habe? Zudem wissen wir von dem dreieinigen Gott, obschon er immer ein Geheimniß für uns auf Erden ist, doch so viel, als wir nöthig haben, um ihn würdig zu verehren und uns mit ihm zu vereinigen.

II.

Gar viel Trost und Aufhellung über Gott giebt uns das, was die heilige Schrift über jede einzelne Person aussagt. Der Vater ist, was sein Name bedeutet, die erste Person in der Gottheit. Er ist von keiner andern Person, er ist von sich selbst; der Sohn ist vom Vater gezeugt vor aller Zeit; der heilige Geist geht von Ewigkeit aus von Vater und Sohn; alle drei sind sich gleich in der Majestät, in der Ewigkeit, Macht und in allen göttlichen Eigenschaften. Wenn wir den Vater die erste Person nennen, so ist dieß nicht so zu nehmen, als wenn wir uns in der Dreieinigkeit etwas als früher oder später, etwas als größer oder kleiner dächten. Den Vater nennen wir deßwegen die erste Person, weil er selber der Anfang, und zugleich — ohne allen Anfang ist, und weil er den ihm gleichen Sohn von Ewigkeit

gezeuget hat. Vater nennen wir die erste Person, nicht bloß weil er einen Sohn von Ewigkeit hat, sondern weil er Alles, was da ist, geschaffen hat. Vater heißt er, weil alle Geschöpfe von ihm ihren Ursprung haben, weil er Alles erhält und regiert. Vater heißt er im neuen Testamente — besonders auch wegen seiner wahrhaft väterlichen Liebe gegen die Menschen, denen er seinen eigenen Sohn dargegeben. Bei den Christen heißt er Vater, weil diese nicht mehr empfangen haben den Geist der Knechtschaft in der Furcht, sondern den Geist der Kindschaft Gottes, in welchem sie rufen: Abba, Vater! denn „jene Liebe hat uns der Vater gegeben, daß wir Kinder Gottes genannt werden und wirklich sind" (1. Joh. 3.).

Welch ein Meer von Seligkeit und Trost liegt doch für uns darin, daß wir Gott unsern Vater nennen können! Mit welcher Zuversicht spricht ein gutes Kind seinen irdischen Vater an! Wie wohl wird ihm bei diesem Namen! Es denkt sich dabei alle Eigenschaften und Handlungsweisen seines Vaters, wie er es liebt, versorgt, nährt, schützt und vertheidigt. O! dieß alles gewährt uns der himmlische Vater in einem weit reicheren Maße, und mit einer ungleich größeren Liebe. Als Vater regiert und besorgt er uns, nährt und erhält uns, mahnt uns und straft uns auch, aber Alles aus Liebe. An ihm, dem Vater, liegt es wahrlich nicht, wenn seine Kinder oft so unkindlich gegen ihn sich betragen! Können wir ihn in Wahrheit und mit Liebe unsern Vater nennen, wenn wir seinen Vaterwillen schnöde verletzen? Vater! bethen wir täglich in jenem Gebethe, das uns sein Sohn gelehrt; denken wir auch daran, was wir damit aussprechen? Christen! dieses Wort sagt Alles, was sich nur Tröstliches sagen und

empfinden läßt. Kann ihm aber dieser Ruf gefallen von jenen Kindern, die nicht seine liebenden Kinder, vielmehr seine Feinde sind in Gesinnung und That!

Vater! sagen Alle, aber denken sie auch dabei, daß sie sofort Kinder dieses Vaters seyen, daß sie ihm mit kindlicher Liebe und mit Vertrauen und Gehorsam ergeben seyn müssen? denken sie darauf, wie sie das Ebenbild des Vaters verbleiben, und wie sie die übrigen Kinder dieses Vaters, ihre Brüder, lieben wollen? Und wie viele gefühllose Kinder hat nicht der gütige Himmelsvater! Einige leben so, als ob sie keinen Vater hätten, ergeben sich übermäßigen Sorgen oder gar der Verzweiflung, während ihr Vater die Raben nährt und die Lilien auf dem Felde kleidet. Andere verachten seine Gebote durch schändliche Ausschweifungen, und leben so, als ob gar kein Gott wäre. Andere erkennen ihn nicht als ihren Schöpfer, Ernährer und Erhalter, und leben wie die Thiere, sinnlos in den Tag hinein, ohne zu ihm zu bethen oder ihm zu danken. Die vernunftlose Natur, Sonne und Mond, die Kräuter und Gewächse der Erde dienen freudig ihrem Schöpfer und verkünden seine Macht und Größe, wie seine Vaterliebe: und Menschen, mit Vernunft begabte, der Liebe fähige Wesen, stehen kalt inmitten seiner herrlichen Werke, und erkennen und bekennen ihn nicht als Schöpfer! Wen sein Wort nicht rührt, den sollten doch seine Werke rühren; denn „nicht unbezeugt hat er sich gelassen; sondern Gutes erwiesen; er gab vom Himmel Regen und fruchtbare Jahreszeiten, segnete reichlich mit Nahrung und eure Herzen mit Freude" (Apostelg. 14.).

Was der Sohn und der heilige Geist für uns gethan haben und noch thun, ist uns Allen bekannt. Sehen wir auf ein Bild, das uns die Dreieinigkeit vorstellt. Der Vater

mit väterlichem, ehrwürdigem Aussehen ist der Alte der Tage nach Daniels Beschreibung; der Sohn mit dem Kreuze unser Erlöser; der heilige Geist in der Taubengestalt der Spender aller göttlichen Gaben; durch ihn ist ausgegossen die Liebe Gottes in unsere Herzen. O denken wir nur darauf, wie wir die Gnadengaben recht benützen wollen, die uns eine jede Person anbietet. Suchen wir in aller Demuth der Dreieinigkeit zu gefallen; dann wird es helle werden in unserer Seele, und dieses Geheimniß wird dann die unerschöpfliche Quelle des Trostes und der Hoffnung für uns werden. Fallen wir in Ehrfurcht nieder vor dem dreieinigen Gott; aus ihm, und durch ihn, und in ihm sind alle Dinge. Ihm sey Ehre und Preis in alle Ewigkeit! Amen.

Zweiter Sonntag nach Pfingsten.

(1836.)

Es gab Jemand ein großes Gastmahl, und lud Viele dazu ein. Luk. 14, 16.

Viele seiner wichtigsten Lehren und Geheimnisse trug Jesus in Gleichnissen vor, er neigte sich dadurch zu unserer Schwachheit herab: er stellte die hehrsten Wahrheiten in einem sinnlichen Gewande dar, auf daß alle Zeiten und Völker, Gelehrte und Ungelehrte, sie klar einsehen möchten. Wie reich an Inhalt, wie lebendig durch Anschauung, wie

eindringend für unseren Willen, wie strafend für unsere Lauigkeit sind nicht seine Parabeln!

Welch' ein faßlicher Unterricht ist es doch, den uns der göttliche Lehrmeister in Gleichnissen darreicht? Er unterrichtet, ohne daß wir's merken, daß er unterrichtet; wir sehen Alles vor unsern Augen so zu sagen vorgehen; Alles prägt sich unsern dreien Seelenkräften so unauslöschlich ein, unserem Gedächtnisse und Verstande, unserem Gefühle und Willen.

Auch der gemeinste Menschenverstand bedarf eben keiner großen Anstrengung, um sich den innern Sinn unseres heutigen Gleichnisses zu enträthseln. Dieß große Gastmahl führt uns sehr leicht auf eine doppelte Art von geistigen Gastmahlen. Das Eine nämlich ist der Himmel, das letzte und höchste Gastmahl, der ewige Freudengenuß, die letzte Ersättigung, nach welcher wir Menschen keine mehr verlangen, gleichwie auf die Abendmahlzeit keine andere mehr folgt. Das andere Gastmahl ist das Himmelbrod, welches die Menschen schon auf Erden genießen, es ist das Unterpfand des ewigen Gastmahles im Himmel, in der Gemeinschaft des dreieinigen Gottes, es ist das Brod der Engel, das die Menschen genießen zum ewigen Leben, damit sie nicht mehr hungern mögen. Und dieses Brod, wie oft haben wir es schon genossen! So oft, als wir an die göttliche Tafel des Altars getreten waren, haben wir von dem Himmelbrode gegessen. Christus ist selbst der Gastgeber und zugleich die Speise; wir sind die Gäste. Wie dringend er die Gäste zu seinem Mahle ladet, schildert uns das evangelische Gleichniß. Ich sage demnach:

Diese göttliche Tafel ausschlagen, ist Rohheit und fluchbringender Undank.

*

Die Einladung zur göttlichen Tafel ist nicht nach menschlichem Brauche an gewisse Stände und Klassen von Menschen gebunden; sie erfolgt nicht nach dem äußerlichen Unterschiede der Stände und Würden; Alle sind geladen, Alle sind gleich berechtigt und gleich geehrt bei dieser Tafel. Aber nicht Alle wollen erscheinen! Die Habsucht, die Ehrsucht, die Verwicklung in den Sorgen des Fleisches und des Besitzes senden nach dem leeren Weltbrauch ihre Diener, und lassen sich vornehm entschuldigen. In den Entschuldigungen Jener, welche in der Parabel die Einladung ablehnen, hat der Heiland uns einen tiefen Blick in das von der Erde und ihren Lüsten angefüllte Menschenherz geöffnet. In der That muß bei denen, die sein Gastmahl verschmähen, einer jener Gründe vorhanden seyn und vorgeschützt werden. Die Paläste bauen, Landgüter kaufen, die den Glanz des Reichthums lieben, die in Pferden und Wagen sich groß und herrlich dünken, die der Sinnenlust sich verpfändet und dem Fleischesdienste ihre Seele eingesetzt haben: diese verachten den Tisch des Herrn als etwas Unnöthiges und Langweiliges; sie können keinen Geschmack an der überirdischen Speise finden. Mit andern Worten, die von der groben irdischen Speise überfüllt sind, diesen ist das feine Brod der Engel ungenügend, unschmackhaft und widerlich! Diese kommen nun auch nicht zum Gastmahle. Und wenn sie kämen, würden sie als verdrüssige, unzufriedene Gäste dem göttlichen Gastgeber wahrlich keine Freude machen. —

Doch das Gastmahl soll zahlreich seyn, und von frohen Gästen besetzt, die des Gastmahls Wohlthat auch erkennen. Was thut der Herr des Gastmahls? Er schickt auf die

Straßen der Stadt, auf die Landstraßen, an die Zäune, und läßt die Armen und Gebrechlichen, die Blinden und Lahmen hereinführen. Diese laben sich am Gastmahle, und werden frei von ihrer Gebrechlichkeit. — So heilend ist also dieß himmlische Gastmahl; aber auch herrlich und groß ist es.

„Groß ist das bereitete Gastmahl. Es ist groß wegen der Göttlichkeit der Speise, welche in demselben aufgestellt wird. Groß wegen der Menge der geladenen Gäste, welche an Zahl nicht weniger sind, als alle wahren Gläubigen. Groß wegen der erforderlichen Zubereitung, welche keinem unwürdigen Gast den Zutritt verstattet. Groß wegen der Ansehnlichkeit des Speisesaals, welcher die allgemeine Kirche Gottes ist. Groß wegen seiner immerwährenden Dauer, bis zum Ende der Welt. Groß wegen seiner erhabenen Bedeutung, welche alle Schattenbilder des alten Bundes in sich begreifet, so daß es selbst die Wirklichkeit ist. — Und zu diesem Gastmahle werden Bettler aus allen Gassen und Straßen geladen. Wer kann dieses fassen? Niemand ist so gering, daß er von diesem göttlichen Tische ausgeschlossen würde. Ist er nicht gedeckt für Arme, daß sie unter Fürstenkindern die Mahlzeit der Engel genießen? Für die Schwachen, daß sie mit dem Brod der Starken sich laben? Für die Blinden, daß sie unter den weißen Gestalten den heiligen Bissen empfangen, der ihnen zum ewigen Leben die Augen öffne? Für die Lahmen, daß sie eine Wegzehr haben, in deren Kraft sie mit Elias auf den heiligen Berg Horeb wandeln? Diese sind es, welche den Platz derjenigen einnehmen, die alle zugleich anfingen, sich zu entschuldigen, und an fleischlichen Gegenständen größere Lust fanden, als in dem kostbarsten Gastmahl, in welchem sie den Vorgeschmack des Himmels verkosten sollten.“

Der göttliche Gastgeber unterläßt es nicht, uns zu rufen. Er ruft, so oft wir schwach sind. Kommet Alle zu mir, die ihr mit Mühe und Arbeit beladen seyd; ich will euch erquicken. Er ruft uns zum göttlichen Mahle, so oft er uns Verzeihung unserer Sünden anbietet. Die Hand, die sich zur Versöhnung nach uns ausstreckt, die nämliche Hand reicht uns auch die wunderbare Himmelsspeise. Nicht genug, daß diese göttliche Hand uns vom Schmutze unserer Befleckungen reinigt, sie will auch die neugewaschene, gereinigte Seele stärken; nach dem Reinigungsbade übergießt sie dieselbe mit dem Oele der Gnade. Aber weil wir uns so selten reinigen lassen, darum sehnen wir uns auch so selten nach dem Brode der Stärke. Wie ganz anders müßte es um den Glauben und den Wandel der Christen stehen, wenn sie die Kraft dieser göttlichen Arznei erkännten und benützten? Die ersten Christen kannten sie, deßwegen bedienten sie sich derselben fast täglich, daher kam dann auch ihr tapferer Glaube, ihre Beharrlichkeit, ihre Liebe, ihr Heldenmuth im Bekenntnisse; in Kraft dieser Speise gingen sie jubelnd in den Martertod; das Blut Christi hatten sie kaum genossen, als sie mit Freuden das ihrige unter Henkershänden vergoßen. Daher ihr Sehnen nach der göttlichen Speise; daher ihr Bestreben, selbst in Ketten und Banden noch das heilige Sakrament, so oft immer es möglich war, zu empfangen. Sie schrieben ihren Löwenmuth selbst dem Leibe Christi zu, der nun in ihnen allein herrschte und waltete. Anders lassen sich auch die Heldenthaten der Heiligen nicht erklären, als aus dieser Wunderkraft des göttlichen Geheimnisses. Wo ist Einer unter ihnen, der nicht dem Himmelbrode die ihm zu Theil gewordene Himmelskraft und die Verachtung der Erde,

den Aufschwung zu Gott zugeschrieben hätte? Ihre Zeugnisse können nicht gezählt werden, so viel sind ihrer. —

Würde es sich darum fragen: Woher die Schwachheit der heutigen Christen, ihre Lauigkeit und Gleichgültigkeit gegen Religion und Gottesdienst komme, woher die Kränklichkeit im sittlichen Wandel, woher das Hin- und Herschwanken in ihren Ansichten und Bestrebungen, woher das Verkehrte in ihrem Meinen und Wissen, woher der Stolz und der Eigendünkel, woher die alles erdrückende Herrschaft der Begierlichkeit, der Frechheit und Lust: würde es sich darum fragen, gewiß — man würde sich nicht täuschen, wenn man die Quelle der herrschenden Laster der Zeit in jener glaubensleeren Oede, in jener Scheue suchte, womit man das kräftigste Mittel des Glaubens und der Vereinigung mit Gott geflissentlich ausschlägt und davor flieht. Man geht nur ungerne zum Tische des Herrn, nur fast des äußeren Anstandes wegen des Jahres einmal, wenn's anders bequeme Gelegenheit dazu giebt! Es sind dann keine freudige und liebende Gäste, die im Herzen ein Freundschafts- und Liebesbündniß mit dem göttlichen Gastgeber schließen; es sind vornehme Gäste, die bloß aus einem kalten Ceremoniell der Einladung folgen. Diese Gäste sind nicht viel besser, als jene im Evangelium, welche die Einladung geradezu absagten.

Die Vereinigung mit Christus muß innerlich seyn und bleibende Früchte tragen; eine äußerliche, kalte, von gemeinen Rücksichten gebotene reicht nicht hin, ja sie ist nur eine Verstellung. Wer nicht freudig und sehnsüchtig zum Tische des Herrn eilt, dem ist die Einladung unwillkommen, der erscheint nicht mit Glauben und nicht mit Liebe, dem kann auch keine geistige Vereinigung, keine Stärke,

kein Licht, keine Wärme, keine Nahrung aus dem heiligen Geheimnisse zufließen. Dieses Gastmahl ist das Geheimniß der Liebe; Liebe kann nur mit Liebe sich paaren, Liebe wirkt nur in der Gegenliebe. Wer Christus in seinem heiligen Sakramente nicht liebt, der glaubt auch nicht wahrhaft an Ihn; denn es gilt auch hier nur der Glaube, der durch die Liebe thätig ist.

Es ist eine grundverderbliche Gesinnung, die sich nicht selten so ausspricht: Es ist doch zum thätigen Christenthum gewiß nicht unumgänglich erforderlich, daß man alle Anstalten und Heilsmittel Christi, daß man namentlich sein Leibes- und Bluts-Geheimniß so ganz nach der kirchlichen Vorschrift benütze. Die Haltung der Gebote Christi ist doch immer, namentlich für den Gebildeten, die Hauptsache und das Wesen des christlichen Lebens. Diesen Geboten im Thun und Lassen nachkommen, die Religion des ehrlichen Mannes pünktlich erfüllen — das ersetzt wohl gewiß die andern Uebungen der Andacht, besonders wenn Beruf und laufende Geschäfte diese Uebungen nicht gestatten wollen! — Christen! dieß ist die Gesinnung und Sprache Vieler in unsern Tagen. Aber sie legen dadurch nicht bloß ihre Lauigkeit, sondern auch eine schmähliche Unwissenheit in der Glaubenslehre an den Tag. Es ist dieß eine Entschuldigung, die um nichts besser ist, als jene, welche die Eingeladenen in der Parabel vorbrachten. Nur sprachen diese sich ehrlicher aus. Sagt auch ihr es nur gerade heraus, so wie ihr's im Herzen habet. Sagt: „Wir mögen nicht zum Tisch des Herrn kommen; denn wir brauchen dieses Stärkemittel nicht; wir sind ohnehin starke Geister; wir sind darüber hinaus! Wir setzen solche Dinge nunmehr in die Klasse unwesentlicher Gebräuche, und über-

lassen deren Uebung nur einem gewissen Stande, dem geistlichen Stande nämlich, nebenbei auch den alten Leuten, und solchen Personen, die eine gewisse Freude, eine Andacht, eine Unterhaltung darin finden, weil sie noch den Glauben daran haben! Saget nur aufrichtig: Wir haben am Glauben Schiffbruch gelitten; wir ehren nichts und begehren nichts, als was uns sinnlich ergötzt und Vergnügen macht, was unser Ansehen hebt, unsere Stellung ehrt, unseren Besitz vermehrt, was uns Namen und Ruf macht, was unseren Glücksstand erweitert, was die Lüste und die Begierlichkeit unseres Sinnenmenschen nährt, was der Mund und der — Bauch begehrt!" — Christen! würden sie so reden, so würden sie wenigstens aufrichtig reden, und uns den Zustand ihres Innern selbst aufdecken; sie würden dann wenigstens keine verblümte Entschuldigungen mehr vorbringen, und nicht leicht einen Gutdenkenden blenden und verführen.

Warum also gehen so Wenige mit Lust zur göttlichen Tafel, die Christus selbst gedeckt hat, auf der er selbst Gastgeber und Speise zugleich ist? Darum, weil es eine andere Tafel giebt, woran der lüsterne Sinn mehr Geschmack findet. Diese Tafel hat der Feind Christi bereitet und er ladet täglich Viele dazu, und alle jene folgen dieser Einladung, die es nicht mehr mit Christus halten. An dieser Tafel herrscht Unglaube und Spötterei, an dieser Tafel herrscht die Begierde mit ihren tausend Lüsten, da herrscht die Frechheit und Zügellosigkeit, da macht das Gespötte über Selbstverläugnung, Ergebung in Gottes Willen, Gehorsam und Aufrichtigkeit das Gewürze des Mahles aus! Da ist dem Sinnentaumel unbeschränktes Feld gegeben.

Darum bleiben so Viele von dem Tische Christi hinweg, weil und wann sie einmal die Einladung an die Tafel der Welt angenommen haben. Hier speisen mit Lust und Gemächlichkeit jene, die sich beim Herrn der Welt, beim Erlöser der Menschen, entschuldigt haben mit ihren vielen Geschäften und Sorgen! Hier wird Fleisch aufgetragen in ägyptischen Fleischtöpfen, und die Lust des Fleisches ist Aufwärterin; was Wunder, daß das Manna des Himmels, wie einst von den Israeliten in der Wüste, verachtet wird? An dieser Tafel spricht man von Ehrenstellen, Landgütern, von Industrie und vom Viehstand, von Geschäften und Gewinn im Handel, von Glücksrittern, von schönen Parthien, reichen Heirathen, Lebensgenüssen und schönen Einrichtungen, von Tänzen, Bällen und Opern. Hier wird der Gaumen gekitzelt, der Körper gesättigt und der Geist nicht beunruhigt von allerlei Dingen aus einer andern Welt, von Furcht und Hoffnung, von göttlichen Strafgerichten, die nur dazu dienen, den Genuß des gegenwärtigen Lebens zu verbittern!

Aber — was sagt die Religion Jesu, unsers Mittlers und einstigen Richters, was sagt besonders die Liebe des Erlösers in seinem ewigen Geheimnisse des Altars dazu? Ach! sie sagt: Ihr würdet nicht so weit in die Erde versunken seyn, wenn ihr an meiner Tafel liebende und heitere Gäste gewesen wäret. Könnet ihr noch an mich glauben, wenn ihr mich nicht mehr besuchet und empfanget in demjenigen Sakramente, wo ich meine Liebe gegen euch erschöpft habe, und wo ich immerdar bei den Menschenkindern, die ich mit meinem Blute erkauft habe, verbleiben will? Ja! können wir noch an Ihn glauben, wenn wir Ihn nicht da gegenwärtig glauben, wo Er nach seiner bestimmtesten

Verheißung unter uns hienieden seyn und verbleiben will? Wie können wir einst Gäste an der himmlischen Tafel seyn, wenn wir in schändlicher Undankbarkeit die Tafel seines Fleisches und Blutes auf Erden ausschlagen? — Als Abschiedsmahl hat Jesus diese Tafel eingesetzt wenige Stunden vor seinem Leiden; sich selber, nichts Geringeres — wollte er uns zum Andenken hinterlassen; nichts Theureres konnte er uns hinterlassen. Bedenket dieses! —

Darum giebt es so viele Schwache und Kranke unter euch, sagt der Apostel, und darum *schlafen* so Viele; darum nämlich, weil so Viele nicht zur göttlichen Liebestafel kommen, oder doch nur als gezwungene Gäste, nur um des äußeren Anstandes willen — kommen. Wo sollte denn der Christ das übernatürliche Gnadenleben hernehmen? Woher die Kraft in Versuchungen, woher die Liebe zu Gott und die Standhaftigkeit? Woher anders als von Dem, der gesagt hat: „Mein Fleisch ist wahrhaftig eine Speise, und mein Blut ist wahrhaftig ein Trank. Wer mein Fleisch ißt und mein Blut trinkt, der bleibt in mir und ich in ihm. Wie mich der lebendige Vater gesandt hat und ich um des Vaters willen lebe; so lebt auch derjenige, der mich ißt, um meinetwillen." Also um seinetwillen lebt derjenige, der ihn genießt, und nur das Leben *um seinetwillen* ist das *verdienstliche* Leben für Zeit und Ewigkeit. —

Wer das Fleisch des Menschensohnes nicht ißt und sein Blut nicht trinkt, der hat das Leben nicht in sich, und hat keinen Theil an Ihm. Wer wollte also noch glauben, es sey eine bloß willkürliche oder außerwesentliche Sache, an dem Tische des Herrn zu erscheinen oder auszubleiben? — Ist der Gott der Stärke und des Trostes in uns, und wir in ihm; wie kann's uns da fehlen, wer will uns

widerstehen? Gehen wir daher zum Tisch des Herrn in der Versuchung zur bösen Lust, oder zum Geize, zum Neide oder zu einem andern Laster; der Herr der Stärke ist dann bei uns, und hilft uns kämpfen und siegen. Sind wir in Trübsinn, in Leiden und Kleinmuth; gehen wir dann zum Tische des Gottes des Trostes: wen ließ er je sinken, der ihm vertraute? Sind wir fröhlich und im Glücke: er ist unser höchstes Glück, und bewahrt uns vor Uebermuth. Mit Einem Worte: der Heiland im heiligen Sakramente ist uns Alles — im Leben und im Tode. Sein Tisch ist unsere Nahrung in diesem Leben und das sichere Unterpfand des ewigen Lebens. — Sein Tisch ist das beständige Gedächtnißmahl seines Leidens und seines Todes; könntest du ein Christ heißen, und die dankbare Erinnerung an deine Erlösung aus dem Sinne lassen? Wäre es nicht der gröbste Undank, nach so dringender Einladung, die vom Gastgeber selbst ausgegangen ist, nicht erscheinen wollen? Aber dieß wird vorausgesetzt, daß du wissest, was es heiße: der Mensch prüfe sich selbst! Hast du dich aber würdig geprüft, dann geh hin und iß von dem Brode des Lebens und du wirst schmecken, wie süß der Herr in seinem heiligen Geheimnisse ist, in jenem Geheimnisse, das die arme Erde schon zum Himmel umgestaltet und uns elenden Adams-Kindern die Zuversicht der Kinder Gottes giebt, für dieses und für das künftige Leben! Amen.

Dritter Sonntag nach Pfingsten.

Freuet euch mit mir! denn ich habe mein verlorenes Schaf wieder gefunden. Luk. 15, 6.

Christen! was doch die Liebe Alles vermag! Sie vergißt ihrer selbst, sie sucht nicht das Ihrige, sie sucht das Heil der Brüder. Wie ganz anders zeigt sich das, was den Schein der Tugend annimmt, aber keine wahre Tugend, vielmehr nur versteckter Stolz oder Eigennutz ist! Sehet nur auf Christus und auf seine Gegner, die Pharisäer und Schriftlehrer. Christus hatte die wahre Liebe und Barmherzigkeit, deßhalb that er Werke der Demuth, der Selbsterniedrigung, er nahete sich selbst Zöllnern und Sündern, um sie zu belehren und zu heiligen. Er wußte wohl, daß ihm dieses Werk der Menschenliebe Verachtung und bittere Vorwürfe von Seite der Vornehmen und Vorsteher des Volkes zuziehen werde. Diese sprachen auch wirklich laut ihren Verdruß aus. „Dieser nimmt die Sünder auf, und speist sogar mit ihnen!" Das war in ihren Augen ein Verbrechen, eine Schmach und Schande, verachtete und verirrte Menschen aufzusuchen, ihnen rathend, helfend und heilend beizuspringen, sie für das Reich Gottes zu gewinnen! die Sünden-Schmach von den lebendigen Tempeln Gottes wegzunehmen, das Reich des Bösen zu schwächen und aus-

zurotten! Das — war in den Augen der selbstgerechten Pharisäer ein Verbrechen. Ein wahres Gift ist sonach die Selbstgerechtigkeit, die stolze, erlogene und lügenhafte Tugend — für den Menschen; ein weit schlimmeres Gift ist diese falsche Gerechtigkeit, als die offene Sünde; denn diese findet, wie wir sehen, Barmherzigkeit bei dem Heilande.

Um die stolze Tugend zurechtzuweisen, bedient sich der Heiland nach seiner Lieblingsweise wieder der Gleichnisse. Eine Fülle von Unterricht liegt in den beiden Gleichnissen, die Jesus in aller Liebe den liebeleeren, hoffärtigen Pharisäerseelen vorlegt. Ohne sie zu verletzen und zu reizen — stellt er ihnen ihre falsche Gerechtigkeit, die voll der Herbheit und Bitterkeit sey, vor Augen; dabei aber leuchtet seine hinziehende Sanftmuth und Zuneigung zu den Sündern, seine weise Behandlung, um sie zur Buße zurückzuführen, desto milder hervor.

Die Parabel von dem verlorenen Schafe — welch ein liebreiches Bild unseres Heilandes, wie er dem verirrten Schäflein, d. i. dem Sünder, nachgeht, und nicht rastet, bis er es gefunden hat, ist uns darin zur Beschauung dargeboten! Indem wir aber den göttlichen Hirten betrachten, so dürfen wir nur nicht vergessen, daß auch wir schon manchmal jene verlorenen Schäflein waren, die er suchen mußte. Vergessen wir aber auch nicht, daß uns die Dankbarkeit gebietet, unsere verirrten Brüder gleichfalls aufzusuchen. Um den Inhalt meines heutigen Unterrichtes euch deutlich darzulegen, drücke ich denselben in den zwei Punkten aus:

I. Christus sucht die Sünder;

II. Auch wir müssen die Sünder suchen.

I.

Es war der Sendung des Messias so ganz angemessen Liebe zu üben, Geduld gegen die Sünder zu tragen, um sie zu retten, das gebeugte Rohr nicht zu brechen, den glimmenden Docht nicht auszulöschen. Denn er war ja Retter, Heiland, er war ja gekommen, um selig zu machen, was verloren war. Ueber diese seine Bestimmung hat Christus sich zu wiederholten Malen deutlich genug ausgesprochen, indem er es als seine Bestimmung ausgab, die verlornen Schafe des Hauses Israel, die Sünder, zu suchen, den Kranken ein Arzt zu seyn, da diese des Arztes bedürften, nicht die Gesunden. Christus hat auf's Pünktlichste sein Wort erfüllt. Er hat die Sünder besucht, ist den Verlornen und Kranken rastlos nachgegangen, um sie zu retten. Und dafür nahm er — nicht Dank, nicht Anerkennung und Bewunderung — nein! nichts als Undank und Schmähung von Seite derer ein, die ihrer vermeinten Tugend wegen die Sünder verachten und hassen zu müssen glaubten!

Christen! steht hier ein wenig stille, und betrachtet den Unterschied zwischen Tugend und Tugend, zwischen Gerechtigkeit und Gerechtigkeit! Aus ihren Früchten werdet ihr sie erkennen. Auf der einen Sette sehet ihr Demuth, auf der andern Stolz; auf der einen Seite Sanftmuth, auf der andern neidisches, heftiges Wesen; auf der einen Seite Anstrengung und Arbeit um des geringsten Mitmenschen willen, auf der andern Seite verächtliches Vorübergehen und vornehmes Herabblicken auf den unangesehenen Mitbruder! Was gefällt euch besser, die Liebe Christi, der die Sünder aufsucht, oder die zurückstoßende Hoffart der Pharisäer, die in ihnen nicht einmal mehr Gegenstände ihrer

Theilnahme, ihrer Aufmerksamkeit erkennen wollten? Die Antwort weiß ich zum voraus; ich will sie deßwegen nicht abwarten.

Sehet da den großen Unterschied zwischen Tugend und Tugend! Eine Tugend, die leer wäre an Liebe, oder die man sich auf Kosten der christlichen Liebe erwerben müßte, ist ganz gewiß keine christliche, sondern höchstens eine pharisäische Tugend! Denn die christliche Liebe ist die Quelle und die Bedingung jeder wahren Tugend; oder sie ist deren Seele. Nur die Pharisäer brachten es in der Unnatur so weit, eine Tugend als bloßen Leichnam — ohne Seele — zur Schau zu tragen. Christen! laßt euch nicht irre machen; haltet nicht jeden Eifer für eine Wirkung einer wahren Tugend; fraget euch zuvor, ob euer Eifer mit seinen Früchten auf der Seite Christi stehe, oder auf Seite seiner Gegner? ob ihr Barmherzigkeit und Menschlichkeit dabei übet, oder stolze Verachtung!

Christen! aus verkehrten Ansichten entspringen verkehrte Handlungen, und umgekehrt — aus einer verkehrten Handlungsweise erzeugen sich auch verkehrte Grundsätze. Dieß war bei den Pharisäern der Fall. Weil sie voll von falschen Begriffen waren über die Gerechtigkeit, die in den Augen Gottes gilt, voll von Irrwahn über die Bestimmung des Messias, darum waren ihre Werke schlecht und lieblos. Und weil ihr Charakter eine fortlaufende Schlechtigkeit und Lieblosigkeit war, darum waren ihre Grundsätze so verderblich und himmelschreiend verkehrt. Christus haßte die Sünde, liebte aber die Sünder. Ganz verkehrt war der Fall bei den Pharisäern; diese haßten die Sünder, und liebten doch die Sünde! Sie hielten den Umgang mit dem Sünder schon schlechtweg für ansteckend; aber sich mitten

im Sündenstoffe aufhalten und festsetzen — das dünkte ihnen ungefährlich, wenn man die Sünde nur zudeckte!

Christus, du Freund der Sünder! wie viel Kümmerniß mochte dir die Sinnesart der Pharisäer gemacht haben. Du suchtest aufrichtig — mit Mühe und Aufopferung die Sünder auf, jene vermieden die Sünder, um sich als Gerechte der Welt vorzustellen, um aber desto abscheulichere Sünder bleiben zu können.

Christus, der Freund der Sünder, ist der Hirte in der Parabel, der die neun und neunzig Schafe in der Wüste läßt, und einem einzigen, das verloren ist, nachgeht. Christus sucht es mit Bekümmerniß und Sorge; und er wird des Suchens nicht müde, so lästig es immer seyn mag. Er läßt nicht ab vom Suchen, mögen noch heutzutage mißgünstige und hoffärtige Menschen ihm dieses Suchen verargen oder übel deuten. Habet ihr nicht schon oft bemerkt, wie unermüdet der Heiland einem verirrten Schafe nachgegangen ist? Es kam euch gewiß schon vor, als ob er seine Augen nur auf einen einzigen lasterhaften Menschen in eurer Gemeinde gerichtet habe. Das verirrte Kind ließ er, wie ihr bemerken konntet, niemals ganz aus seiner Hand — niemals ließ er es in den Rachen des Satans kommen. Bald strafte er den Sünder mit Krankheit, bald ließ er Mangel und Noth über ihn kommen; bald erschütterte er durch einen Unglücksfall sein schlafendes Gewissen; bald zeigte er ihm das Glück der folgsamen Schafe; gab ihm eine gute Gemahlin, gutgeartete, liebevolle Kinder, die durch ihr ganzes Betragen ihn anziehen und gewinnen sollten. Und auf eine geraume Zeit gelang dieses auch öfter. Ein anderer Mensch, dem der Herr ebenfalls nachging, war ein Verschwender, ein Unmäßiger, ergeben den sinnlichen

Genüssen. Gott segnete dessenungeachtet seine Felder und Weinberge, und ließ den Segen auch ruhen auf dem Genusse, so daß es an nichts ihm fehlte. Christus kehrte bei diesem Sünder sichtbar ein, er speiste gleichsam mit ihm, er begleitete ihn auf allen seinen Wegen, und rettete ihn aus den offensten Gefahren. Ein Anderer beging Fehler und Laster, die sonst den Sünder auch vor der Welt in Unehre und in Nachtheil bringen. Dieser Eine aber ist verschont geblieben vor Beschämung und Nachtheil; seine Mitbürger haben die Vergehungen entweder nicht vollständig erfahren; oder sie haben sie bald wieder vergessen. Seine Fehltritte wurden ihm so wenig angerechnet, daß er vielmehr zu Ansehen und Amt kam. Dann habt ihr aber im Gegentheil auch wieder die Erfahrung gemacht, daß einem sonst ganz ehrenfesten und tugendhaften Manne gar nichts hinging, daß demselben der geringste falsche Schritt zur Unehre und Beschämung gereichte, und daß selbst seine gute Absicht verdächtigt ward. Beide Menschen suchte Christus heim, und zwar, wie es den Anschein hat, nicht entsprechend ihrem Verdienst und ihrer Schuld. Wären unter euch, was ich nicht glaube, pharisäisch gesinnte Leute: was würden diese gethan haben in den drei letzteren Fällen? Wie die Pharisäer im heutigen Evangelium würden auch sie gethan haben. Gemurrt würden sie haben darüber, daß Gott es diesem unwürdigen Menschen so gut ergehen lasse, daß er ihn trotz seiner Unwürdigkeit so augenfällig segne, beschütze und bewahre, daß er den Ehrlosen nicht nur den Verlust der Ehre nicht fühlen lasse, sondern ihm auch noch zu Ehre und Ansehen verhelfe. Dieser hat mehr Glück als Recht, würden sie mit bitterer Miene gesprochen haben. „Mit diesem Menschen ein Wort zu sprechen ist eine Schande,

geschweige daß man einen Umgang mit ihm pflege. Den muß ich in das Herz hinein verachten, wenn ich bedenke, was er für ein gemeiner, elender Mensch gegen mich ist" — würde Mancher gesprochen haben. „Heut zu Tage muß man seine Ehre verschleudern, wenn man bei den Menschen etwas gelten will" u. s. w. Das und Aehnliches wäre vielleicht noch das Mildeste, womit die pharisäisch Gesinnten ihren Unmuth an den Tag legten. Christus aber hat oft ganz andere Gründe, Gründe, die ihn bestimmen, den Sünder nicht mit Sturmesbrausen zu besuchen, weil dieser sich ihm auf diese Weise ganz und für immer entzöge, sich gar nicht mehr von dem suchenden Heilande finden ließe. Deßhalb begegnet er dem Sünder gelind und freundlich, er lockt ihn, statt mit Strenge ihn zurückzustoßen, vielmehr mit seinen Wohlthaten an, wie ein Hirte sein verirrtes Schäflein beim Wiedersehen mit freundlicher Stimme und mit süßem Futter lockt. Bei dem Tugendhaften hatte der Heiland wieder seine Gründe, ihm seine einmalige unbedeutende Abweichung schwer fühlen zu lassen. Er wollte ihn gerade dadurch vor der Verirrung, vor dem Ueberspringen der Schranken, vor falscher Sicherheit, vor dem Stolze, somit vor dem tiefen Falle bewahren. Den ersten mußte der Herr suchen, den andern nur erhalten. Daher die verschiedene Behandlungsweise. Gar oft vereitelt Gott den guten Menschen ihre Bemühungen und Absichten, damit sie ihm getreu bleiben, damit sie in der Treue immer mehr geläutert werden, damit sie ihr einziges Glück in dem Gehorsame gegen Gottes Willen suchen.

Christen! Christus, unser Hirte, sucht seine Schäflein gar oft durch Beugung ihres eigenen Willens, durch Vereitlung ihrer Bestrebungen und Unternehmungen von der

Irre abzuhalten, in die sie außerdem unfehlbar sich begeben hätten. Auch diese Schafe muß Christus suchen; denn sucht er sie nicht heim, so gehen sie ihm verloren durch ihren Eigenwillen. Wahr spricht der heilige Bernardus, wenn er dem Eigenwillen den Ruin des Menschen beilegt, und dann sagt: „Laß nur deinen eigenen Willen aufhören zu herrschen, so wird's für dich keine Hölle mehr geben.“

Christus, der Freund der Sünder, sieht sich bei allen seinen Schafen, fast ohne Ausnahme, gedrungen, sie ein- und das andere Mal während ihres Lebens zu suchen. Warum zögern wir so lange, uns selbst in die Reihe der verirrten Schafe zu stellen? Warum werfen wir nur immer den Blick auf andere verloren gewesene Schafe? Fürwahr! Zu Allen redet der Heiland in seiner Parabel, wie ein zweiter Nathan, der dem Sünder David gleichfalls in einer Parabel seine Rüge- und Straf-Rede hielt. Er stellte dem sündigen Könige einen reichen Mann vor, der einem Armen sein einziges Schaf genommen, und fragte ihn dann, was er von jenem hartherzigen Manne hielte. Und als David darauf sein Urtheil über den Ungerechten aussprach: sprach er das Urtheil zugleich über sich selbst, und der Prophet brauchte nichts weiter, als ihm zu sagen: Sieh! dieser Mann bist du selbst, o König. Indem Christus uns die Parabel vom verlornen Schafe vorträgt, fehlt nichts mehr zu unserer Zurechtweisung, als die Worte: Und diese verlorenen Schäflein seyd ihr!

Fürwahr! wir waren schon öfter, und sind vielleicht noch gegenwärtig irrende Schafe. Auf mancherlei Wegen ging uns Jesus, unser liebender Hirte, nach, er ließ die guten Schafe inzwischen lieber allein, und wollte nur die verlaufenen wieder haben. Christen! das ist der himmel-

weite Unterschied zwischen der Liebe des Hirten und dem Interesse des Miethlings! Dieser letztere rechnet nach dem Vortheile, und er rechnet so: Was soll ich den größeren Vortheil, die neun und neunzig Schafe der Gefahr aussetzen, um den kleinen Gewinn eines einzigen mir zu sichern, das noch dazu durch eigene Schuld in der Irre herumläuft. Bei dieser Rechnung bleibt das Herz ganz unbefragt. Der Hirte aber läßt vor Allem sein Herz sprechen, und darum fällt seine Rechnung ganz anders aus. Dem Herzen, dem liebevollen Herzen Jesu haben wir es zu verdanken, daß wir trotz der wiederholten Irrgänge stets von ihm wieder sind gesucht worden. Daß wir uns doch willig hätten finden lassen! Ach! oft flieht das irrende Schaf absichtlich vor dem nacheilenden Hirten! Oft geräth es in eine Schlucht, in einen Bach, und ist in der nächsten Gefahr zu ertrinken, und will jetzt nicht einmal das Rettungsseil ergreifen, das ihm der bekümmerte Hirte vom Ufer aus zuwirft! Christen! solche Schafe waren wir — in der Verblendung und in der Betäubung einer Leidenschaft, einer Gewohnheitssünde. Denken wir jetzt, wo wir frei sind von den Stricken des Bösen, recht oft an Jesu Langmuth, sie ist uns der natürliche Antrieb zur standhaften Liebe. —

Christen! saget selbst, was wären, wo wären wir anjetzt, wenn Jesus uns nicht gerade dann gesucht hätte, wo wir harthörige Sünder waren? Wären wir wohl wieder auf die Wege zurückgekommen, auf denen wir jetzt durch seine Gnade wieder stehen? Ich glaube kaum. Und wenn nun damals, als euch Christus auf euren Irrwegen suchend nacheilte, Einer eurer Bekannten und Freunde darob gemurret und es dem mitleidigen Hirten verübelt hätte, daß

er euch nachgehe, wie würdet ihr jetzt solche Menschen betrachten? Als eure aufrichtigen Freunde, als wahre Christen, als wahre Liebhaber Christi könntet ihr sie wohl nicht betrachten. —

Christus, der Freund der Sünder, hatte viele verlorne Schafe zu suchen. Die ganze Menschheit war ein verlorenes Schaf, das zu suchen der Sohn Gottes vom Himmel kam. Er verließ die Engel im Himmel, und hatte größere Freude, die verlorene Menschennatur wieder in den Himmel zu erheben, als über die Vollkommenheiten der himmlischen Geister; und er will, daß seine erlösten Kinder sich selbst mit ihm freuen, denn er ist derjenige, der da ruft: „Freuet euch mit mir, denn ich habe mein verlorenes Schäflein wieder gefunden." Freuen wir uns also mit ihm, und danken wir ihm in allen unseren Gebethen für diese Wohlthat, besonders aber während des Opfers der heiligen Messe, wo er noch immerdar unser Priester, und der sich für uns dargebende Hirte ist. —

Christus, der Freund der Sünder, sucht alle, und bestimmt allen Sündern Zeit, Ort und Weise, wann, wo und wie sie sich finden lassen können. Es giebt ein Mittel für alle — das ist das heilige Sakrament der Buße, bestehend aus drei Haupttheilen: aus der Reue, aus dem Bekenntnisse der Sünden, und aus der Genugthuung für die Sünden. Nur den wahrhaft reuigen Sündern verspricht Gott Vergebung; denn Christus sagt selbst, er sey gekommen, die Sünder zur Buße, zur Sinnesänderung zu rufen (Luk. 5.). Vorbilder der Buße sind uns die Niniviten, David, Magdalena, und tausend Büßer im neuen Bunde. Damit wir schnelle zu dem Rettungsmittel der Buße greifen, die gleichsam unsere zweite Taufe ist, dürfen

wir nur an die Kürze unserer Lebenstage, an die Ungewißheit und unerwartete Ankunft der Todesstunde, an die letzten Dinge des Menschen denken, die uns ernsthaft zurufen: Es ist schrecklich, in die Hände des lebendigen Gottes zu fallen! Solche Gedanken müssen uns antreiben, uns ohne Verzug in die Arme des suchenden Heilandes zu werfen. Weil aber nur dem Barmherzigkeit wird, der selbst Barmherzigkeit übt, so müssen wir uns bemühen, andere Sünder zu suchen und zum liebevollen göttlichen Hirten Jesus zurückzuführen.

II.

Wir wissen Alle, daß die Liebe das Hauptgebot des Christenthums ist, und daß wir, um wahre Christen zu seyn, die Liebe ausüben müssen. Müssen wir die Liebe üben als Christenpflicht, so haben wir auch die Pflicht, alle ihre Werke, wie sie immer den Namen führen mögen, zu üben. Zu den Werken der Liebe aber gehören offenbar die leiblichen und geistlichen Werke der Barmherzigkeit. Das wissen wir Alle, und legen auch wirklich meistens das gebührende Gewicht auf die leiblichen Werke der Barmherzigkeit. Wir achten und beloben den christlichen Eifer dessen, der die Hungrigen speiset, die Durstigen tränket, die Nackten bekleidet, kurz, der den leiblichen Bedürfnissen seiner Mitmenschen um Christi willen Linderung und Abhülfe verschafft. Wir fühlen uns selbst im Gewissen zur Ausübung der leiblichen Werke der Barmherzigkeit verbunden. Zeigt Jemand einen besondern Eifer in dem Besuche der leiblich Kranken: so sehen wir darin mit vollem Rechte ein großes Maß von Nächstenliebe, und fühlen uns durch sein Beispiel zur Nachahmung angeeifert. Und sonderbar — über die geistlichen

Werke der christlichen Barmherzigkeit denken wir nur allzu häufig weit weniger nach, und gehen nicht selten gleichgültig und lau dabei vorüber. Und doch sind auch diese Werke Blüthen und Früchte derselben christlichen Liebe, und doch fordern diese Werke nicht selten eine größere Anstrengung, größere Selbstverläugnung, Dahingebung und Ausdauer, folglich auch eine stärkere Liebe, als die der leiblichen Barmherzigkeit, und doch finden sie, was ihr Verdienst nur erhöht, weniger Lob und Anerkennung vor der Welt. Wir dürfen aber nicht so kurzsichtig seyn als die Welt, dürfen uns nicht nach ihrem Urtheile richten, sonach einen Haupttheil oder eine Hauptwirkung der Liebe nicht hintansetzen.

Unter den geistlichen Werken der Barmherzigkeit sind drei aufgeführt, die da heißen: Die Unwissenden belehren, die Irrenden zurechtweisen, die Sünder strafen. Was wollen diese anders sagen, als man solle die Sünder suchen? Ist man vermöge der christlichen Liebe zu den drei genannten Werken verpflichtet, so hat man auch die Pflicht, die Sünder zu suchen. Was ist höher und wichtiger, dem Leibe Barmherzigkeit erweisen, oder der Seele? Wir können darüber nicht im Zweifel seyn. Bei Eltern, Lehrern, Seelsorgern und Obrigkeiten jeder Art ist die Pflicht, Sünder zu suchen, wesentlich und unzertrennlich mit ihren Standespflichten verbunden. Sie thun ihrem heiligen Amte nicht genug, wofern sie ihre Untergebenen, wenn sie auf der Sünder Pfaden wandeln, nicht suchen und zu Gott zurückführen. Gerade auf die Sündigenden muß ihre Aufmerksamkeit und Sorgfalt zunächst gerichtet seyn. Sie verlieren ihre eigene Seele, wofern sie eine Seele ihrer Untergebenen zu Grunde gehen lassen; der Herr wird sie von

ihren Händen fordern. Nachgehen müssen sie den Verirrten in die Wüste ihrer Irrgänge, tragen müssen sie aus Liebe zu ihrer Seele die Unarten und Bitterkeiten, die diese ihnen anthun mit rohem und undankbarem Sinne. Entbehren, wachen und bethen müssen die Vorgesetzten für sündige Untergebene, die ihr Unrecht nicht einsehen wollen. Nicht einen Weg, viele Wege und Mittel müssen sie einschlagen, um ihrem herben Gemüthe beizukommen, — Alles aber in Liebe und Sanftmuth, selbst wenn sie die strengeren Mittel anwenden. Der Untergebene muß es sich im Stillen eingestehen, daß Alles, was an ihm vorgenommen wird, die Liebe zum Ursprunge hat. Nach dem Apostel müssen Obere bald rügen, bald flehen, bald verweisen und strafen — Alles in Geduld und mit weisem Eifer, der stets die Liebe zur Mutter hat. Denn gesetzt sind die Oberen, die Seelen ihrer Untergebenen zu gewinnen, nicht zu verderben durch Ungestüm und Erbitterung. Wird auch das Ringen und Streben derer, die auf diese Weise die Sünder suchen, nicht von dem gewünschten Erfolge gekrönt, sie haben dann doch ihre Pflicht gethan, und ihr Verdienst ist ihnen vor Gott allzeit gewiß!

Christen! eine solche Liebe bleibt nicht bei Worten stehen, sie besteht wesentlich in Thaten und Kämpfen. Dazu gehört aber eine Liebe zu den Sündern, ähnlich der Liebe, wie sie Jesus hatte, der nicht auf das Urtheil und Gerede der Pharisäer sah, nicht auf die üble Nachrede, welche deßhalb die Lieblosigkeit auf ihn warf. Diese Menschenliebe aber, die den Menschen sich selbst vergessen heißt, ist eine übernatürliche Gnade Gottes, wir müssen sie erflehen, und wir können sie nicht erwarten, wenn wir uns nicht durch mehrfache Uebung dazu befähigen.

Das Reich Gottes besteht in der Kraft von oben und in der Uebung der Kraft. Hätten wir einen Funken von der Liebe Christi, viele, sehr viele Sünder würden wir dem Heilande zuführen, und es würde nicht mehr so viele irrende, und in der Irre beharrende Schafe geben. Allerdings ist es die Gnade Christi, welche die Sünder sucht und findet. Aber wir wissen auch, daß Christus sich dazu der Menschen bedient; sie sollen die Werkzeuge seiner Gnade seyn. Sehen wir dieß nicht an vielen Heiligen, die durch die Kraft der heiligen Liebe so Auffallendes und Wunderbares an den Sündern gethan haben?

Man sage nicht: das konnten eben nur die Heiligen, die gewöhnlichen Menschen, die selbst Sünder sind, vermögen dieses nicht. Wissen wir denn nicht, daß selbst viele Heilige vorher Sünder waren, und daß gerade diese der Herr nicht selten zu auserlesenen Rüstzeugen seiner Gnade für die Bekehrung der Sünder machte? Auch gewöhnlicher Menschen, die unter dem Joche der Sünde selbst einmal geseufzet haben, bedient sich Gott oft für seine heiligen Zwecke, die er an andern Sündern ausführen will. Gerade solche sind oft die geschicktesten, die sündigen Mitmenschen aufzusuchen; denn, da sie selbst versucht waren, aber endlich doch von der Gnade Christi sich finden ließen: so wissen sie Mitleid und Geduld zu haben mit der menschlichen Schwachheit, verstehen es in der Geduld auszuharren, wenden die dienlichen Mittel an, und verlangen nicht zu viel auf einmal von ihren fehlenden Brüdern. Sie lassen sich, aus Dankbarkeit für ihre eigene Rettung, in Demuth herab zu den Verirrten, und gewinnen dieselben durch ihre aufopfernde Liebe, gleich wie Christus durch Herablassung die Sünder an sich gezogen hat.

Christen! es ist Schuldigkeit für uns Alle, allen verirrten Mitmenschen nachzugehen, und sie wieder zu gewinnen, wo sich immer Gelegenheit dazu bietet. An Gelegenheit aber wird es keinem ganz gebrechen, wie es nicht an Mitteln gebricht. Die Liebe ist sinnreich. Saget, wenn ihr auf euer eigenes Leben zurückblicket, saget, ob ihr da nicht Wohlthäter antreffet, die euch auf euren Sünderwegen suchten? Diesen liebvollen Menschen verdanket ihr nächst Gott eure Rettung. Nicht immer waren eure Eltern oder eure Vorgesetzten diese Wohlthäter; sondern andere Menschen, die ihr kennen zu lernen Gelegenheit hattet, sind gleichsam eure Schutzengel geworden. Sie sahen euch in böser Gesellschaft, sie sahen euch auf dem Scheidewege zwischen Tugend und Laster stehen, sie sahen euch wirklich schon hinübergezogen zum Laster! Sie suchten nun auf euch einzuwirken, und da sie es nicht wohl unmittelbar konnten: so sannen sie auf Gelegenheit, euch beizukommen. Bald suchten sie selbst eure Gesellschaft, um ihre Bemerkungen und Lehren anzubringen; bald suchten sie durch andere Bekannte euch aufmerksam zu machen. Manchmal suchte man euch durch ein bedeutsames Stillschweigen zu gewinnen, manchmal durch eine Erzählung von den Verirrungen Anderer, manchmal durch einen mitleidigen Seufzer, ein andermal durch eine väterliche Mahnung, ein andermal durch ein berechnetes Beispiel. Christen! saget selbst, ob ihr nicht in euren früheren Jahren Menschen trafet, die auf diese oder eine ähnliche Weise auf euch einwirkten, und die ihr noch jetzt im Danke eures Herzens eure Wohlthäter und Retter nennet? Und was wäre wohl ohne solche liebevolle Menschen aus euch geworden? Statt der

Antwort danket Gott für die Bemühungen dieser Wohlthäter, und thut an euren Mitmenschen ein Gleiches! —

Theilet nicht die Grundsätze jener Christen, die einen Schimpf darin sehen, sich zu verwahrlosten, mit einer offenkundigen Sünde behafteten Menschen herabzulassen, die ihnen mit pharisäischer Ansteckungsfurcht aus dem Wege gehen. Wo und wie wolltet ihr denn eure Liebe an den Mitmenschen beweisen? Wollet ihr etwa bloß den guten Mitbrüdern nachgehen? dann sage ich euch: die Gesunden bedürfen des Arztes nicht, sondern die Kranken. Wollet ihr bloß mit euren reichen Freunden, mit angesehenen und vielvermögenden Menschen Umgang pflegen? Dann sage ich euch: Dieß thun auch die Heiden! Dabei treibt euch nicht die reine Liebe zu jenen Menschen, sondern eure gemeine Selbstsucht; ihr wollet nur Ehre und irdischen Vortheil aus diesem Umgang ziehen, ihr wollt euch selbst verherrlichen; was thut ihr da Großes? Saget, was ist leichter, sich um Andere nichts kümmern, seinen niedrigen Mitmenschen stolz anherrschen, an ihm vorübergehen, und bei sich unchristlich vornehm denken: Jener dort ist doch nur ein gewöhnlicher Mensch, ein niedriger Mann, und noch dazu hat er sichtbare Flecken an sich, und keine Ehre vor der Welt! Was ist leichter, sage ich, ohne alles Mitgefühl für den irrgängigen, unangesehenen Mitmenschen seyn, oder aber für ihn Mitleid fühlen, sich seiner annehmen, um seinetwillen arbeiten und leiden? Ich frage: was ist, nur menschlich betrachtet, größer und edler? Was christlicher sey, ist überflüssig zu fragen. —

Außer der erwähnten Gesinnung giebt es noch manches Andere, was auch theilnehmende Menschen oft abhält, ihre sündigen Mitbrüder zu suchen. Es ist vor Allem der

Mangel an Geduld und Ausdauer, das Aufgeben der Hoffnung auf einen guten Erfolg. Mancher denkt: mein Mitmensch steckt zu tief in der Sünde, und ist zu alt geworden in der Sünde, als daß man noch in Absicht seiner Bekehrung noch einige Hoffnung nähren könnte. Betrachtet, sagt ein Geistesmann, betrachtet nur einen Bildhauer, er hat einen unförmlichen Holzklotz vor sich; ganz roh, wie er als Klotz ist, sieht er einer Statue ganz und gar unähnlich. Wer wird aber so thöricht seyn, und alsbald rufen: In's Feuer, in's Feuer mit diesem unförmlichen Holze! Nur Geduld — der Künstler wird den Block ausmeißeln, fein zuschnitzen, und daraus ein kunstvolles Bild zu Stande bringen. Die Anwendung auf die häßliche Sündergestalt liegt jedem von euch nahe.

Gott schont des Sünders selbst nach langen Irrzügen, und läßt uns somit noch immer die Hoffnung auf seine Bekehrung. Hätte Gott den Mörder am Kreuze nach der ersten oder zweiten seiner Frevelthaten dem Tode übergeben: wie hätte er dann am Kreuze den Lobredner Christi und den aufrichtigen Büßer machen können? Hätte Gott den seine Kirche verwüstenden Saulus alsbald aus dem Wege geschafft: wie hätte dann die Welt den großen Prediger Paulus empfangen? Des Menschen kleinliche Gereiztheit und sein vorschneller Zorn schreitet freilich schnell mit Feuer und Schwert ein, und ruft Blitze vom Himmel über den Schuldigen; nicht so verfährt Gottes Langmuth und Weisheit. Wollte Gott über die Menschen, sobald sie sündigen, allemal sogleich seine Blitze schleudern, gewiß — die Welt würde bald ein einziger Scheiterhaufen seyn! Nein! gerade im Erbarmen zeigt Gott seine Macht und Stärke. Dieß bekennt auch die Kirche in einem ihrer Sonntags-Gebethe

nach Pfingsten, wo sie zu Gott also fleht: Gott! der du deine Allmacht vorzüglich durch Schonen und Erbarmen offenbarest!

Allerdings giebt es auch Fälle, wo uns eine heilige Pflicht gebietet, den Umgang mit Sündern zu fliehen; dieß ist allemal dann der Fall, wenn wir vernünftiger Weise annehmen müssen, daß ein Sünder durch das Suchen noch mehr erbittert und verhärtet werde, oder wo die nahe Gefahr vorhanden ist, daß wir von ihm selbst auf den Lasterweg hinübergezogen werden, oder wo wir durch den Umgang mit ihm allen Gutgesinnten ein Aergerniß geben, und höhere Pflichten verletzen.

Doch diese Fälle werden sicher am seltensten eintreten, und wir werden sonach immer ein weites Feld übrig behalten, die Liebe an Sündern auf die erwähnte Weise zu üben. Will es uns an Eifer oder an Muth oder an Ausdauer gebrechen: o! denken wir nur dann an das Große und Himmlische eines solchen Werkes. Bedenken wir die Freude, die wir durch die Zurückführung eines einzigen Sünders den Menschen, den Engeln und Gott selber bereiten! Dem zurückgeführten Sünder bereiten wir Freude, und allen guten Menschen. Den Engeln im Himmel bereiten wir Freude; denn es ist gewiß, daß die Engel Gottes an der Bekehrung des Sünders thätigen und innigen Antheil nehmen, und daß ihnen nichts angenehmer ist, als wenn das Reich Gottes von den Menschen wieder gewonnen wird, die es bereits verscherzt hatten. Gott selbst freut sich, daß das Blut seines eingebornen Sohnes an dem Sünder nicht verloren geht, daß der Himmel einen Bürger mehr und die Hölle einen Verdammten weniger erhält. Jeden rückkehrenden Sünder schließt er mit Freuden in seine offenen

Arme. Ein theurer Gegenstand, den der Mensch, nachdem er ihn verloren, wieder findet, freut ihn dann mehr, denn zuvor, als er ihn noch nicht verloren hatte. So hat Gott, nach der Bemerkung des heiligen Gregorius, meistentheils eine größere Freude über ein eifriges Bußleben, das auf ein sündenbeflecktes Leben folgt, als über eine Unschuld, die in ihrer Sicherheit einschlummert. — Unbeschreiblich süß und stärkend endlich wird einst auf unserem Todbette der Gedanke seyn, eine Seele für Gott und das ewige Leben gewonnen zu haben! Schon während unserer Erdenbahn wird dieser Gedanke uns Muth und Leichtigkeit geben, treu zu verharren auf den dornenvollen Wegen des Kreuzes. Ein unschätzbarer Trost wird uns stets in dem Bewußtseyn liegen, für unsere eigenen Sünden einen kleinen Ersatz geleistet, die göttliche Gerechtigkeit durch Barmherzigkeit gegen unsere Brüder einigermaßen versöhnt, so das strenge Gericht Gottes besänftigt und uns die Hoffnung auf eine glückselige Ewigkeit errungen zu haben. Amen.

Vierter Sonntag nach Pfingsten.

(1838.)

I.

Auf dein Wort will ich das Netz auswerfen. Luk. 5, 5.

Hätten wir mitansehen können, was einst am See Genesareth vorgegangen ist! Was dort vorgeht, ist ein Unterricht für uns, der da lehrt, wie wir für Seele und Leib sorgen müssen. Das gute Volk drängt sich zusammen: etwa bloß aus Neugierde, um ein Schauspiel mit anzusehen? oder um sich satt zu essen? oder um ein irdisches Unternehmen im Großen auszuführen? Christen! das sind wir allerdings gewohnt zu vermuthen, wenn wir im Freien eine große Menge Volks aneinander gedrängt stehen sehen. Das war hier nicht der Fall. Der Herr stand am See Genesareth, und deßhalb sammelte sich das Volk um ihn herum, um das Wort Gottes zu hören. Gewiß eine recht rühmliche Versammlung! gewiß ein recht lobenswerther, edler Zweck! Möchte dieses Beispiel bei unseren Zeitgenossen Beifall und Nachahmung finden! bei unsern Zeitgenossen, die gewohnt sind, für fast alle irdischen Zwecke und Unternehmungen Vereine und Gesellschaften zu bilden! Da giebt es Vereine für die Dampfschifffahrt, dort für Eisenbahnen, da Feuer-, dort Lebensversicherungsanstalten u. s. w. Wer

kann diese Vereine tadeln, in so ferne sie das Wohl der Menschheit zu ihrem Zwecke haben? So sagen uns gewiß die Unternehmer und Theilnehmer dieser Anstalten. Auch das Evangelium verwirft und tadelt sie nicht geradezu; es fordert nur, daß nicht das niedrige Interesse allein bei solchen Vereinen Sitz und Stimme habe, daß Habsucht, Prunksucht und Eitelkeit nicht das Wort führen; sondern daß auch ein christlicher Geist und höhere Absichten dabei nicht ausgeschlossen seyen. Das heutige Evangelium liefert uns den Beweis, daß es möglich ist, die Sorge für das irdische Wohl mit der Sorge für das Seelenwohl zu vereinigen. Es lehrt, daß denen, die das Reich Gottes suchen, das Uebrige beigelegt wird. Aus dem Schiffe lehrte Christus das Volk, er reichte ihm so die Speise des göttlichen Wortes, und — nach vollendetem Vortrage sollte auf demselben Schiffe das Netz ausgeworfen werden, um Speise auch für den Leib zu gewinnen. Wie unsere irdische Thätigkeit beschaffen seyn müsse, lehrt uns der Fürst der Apostel, Petrus. Sein Beispiel heißt uns arbeiten

I. Mit Gehorsam;

II. Mit Demuth.

I.

Es thut dem Menschen wehe und macht ihm bange, wenn er angestrengt arbeitet, wenn er Alles aufbietet, um sein Auskommen zu erringen, um ein Unternehmen zum gedeihlichen Ende zu führen, und am Ende das Gehoffte nicht zu Stande bringt. Er arbeitet Tag und Nacht, und denkt an nichts anderes mehr, als an seine Arbeit. Aber bei all dem will oft nichts zu Stande kommen, die Arbeit will keinen Vortheil bringen und keinen Erfolg haben!

Soll da der Arbeiter alsbald abstehen und muthlos werden, sich abwenden und dem Zufalle sich überlassen? So machen es leider! Viele. Sie wollen von Gott den Segen ihrer Arbeit gleichsam erzwingen, sie wollen gerade so viel, und gerade diese Frucht von ihrer Arbeit, die sie sich vorgesetzt haben; sie wollen gerade in einer bestimmten Zeit die Früchte sehen. Da verrechnen sie sich denn gewaltig. Es geschieht ihnen nicht nach ihrem Willen. Geht's ihnen nicht nach diesem, dann werfen sie mit einer Art von Trotz die Arbeit weg, murren und klagen über das Unglück, das sie beim besten Willen verfolge. Nun lasse ich Alles fallen, murrt der Mißvergnügte, ich habe mit allen Kräften gearbeitet und doch nichts erzielt; nun will ich aber nichts mehr thun; denn es gelingt mir doch nichts bei all meiner Emsigkeit und Anstrengung!

Was könnte und müßte man einem solchen Menschen theils zur Zurechtweisung, theils zum Troste sagen? Sieh! vorschneller Mensch! du bist zu vornehm und überspannt in deinen Begehrungen! Gerade so wie du willst, soll dir dein Arbeiten zu Glück und Nutzen schlagen, und so viel du willst, soll es dir eintragen. Was legst du dadurch an den Tag? Wahrlich nur deinen Eigensinn! Gott soll deinen Willen thun, anstatt daß du dich in Gottes Willen fügest! Gerade durch diese Gesinnung beweisest du, daß du nicht werth bist, daß dir nach deinem Willen geschehe. Wollte Gott deinen Eigensinn erfüllen, was würdest du nicht Alles verlangen? was würde aus dir werden? Du zeigst eben dadurch, daß du die Gesinnungen der Ergebung, des Vertrauens und vor Allem des Gehorsams nicht hast, die Gott von dir verlangt. Dadurch beweisest du, daß es dir nicht um Gottes Willen, sondern nur um deinen eigenen

Willen zu thun war. Arbeite nur immer aus Gehorsam, dann wird deine Arbeit stets gesegnet seyn, wenn du auch nicht gerade das erlangst, was du wünschest, und nicht so viel, als du verlangst: immerhin wirst du nicht leer ausgehen. Sieh auf Petrus. Er hatte nichts unterlassen, was ihm zu einem gesegneten Fischzuge dienlich seyn konnte. Er hatte die Zeit richtig gewählt, und keine Mühe gespart. „Wir haben die ganze Nacht gearbeitet," sagt er. Und doch hat er nichts gefangen; ein Zeichen, daß Gott auch manchmal jenen die Früchte ihrer Arbeit versagt, welche dieselbe recht verrichtet haben. Was hätte Petrus gethan, wenn er wie du, mein Christ! gesinnt gewesen wäre? Er hätte das Netz weggeworfen, wäre verdrießlich geworden über die verlorne Mühe und Arbeit, und hätte nicht wieder zu fischen angefangen. Was that er aber, weil er nicht seiner Laune folgte, sondern gehorsam war? Er warf das Netz von Neuem aus — trotz der mißlungenen Arbeit; er warf es auf den Befehl Gottes aus. Und jetzt zeigte sich in wenigen Augenblicken ein überfließender und wunderbarer Segen! Es war der Segen Gottes für den Gehorsam. Dieser Gehorsam handelt nach dem göttlichen Gebote, auch wenn der Mensch von seiner Arbeit nichts mehr hoffen will und kann. War nun der folgsame Fischer für die frühere Mühe nicht hinreichend entschädigt?

Nimm daran ein Muster, und thu' es dem großherzigen Petrus nach, so oft du fernerhin in den Fall kömmst, daß du vergeblich gearbeitet hast. Und wie oft kannst du noch in diesen Fall kommen! Mach' es nicht, wie bisher, wo du nur deinem eigenen Willen und deiner Kurzsichtigkeit gefolgt bist. Mach' es nicht, wie Viele, die sich so benehmen, als hätten sie den Glauben an Gott verloren.

Mit schalkhaftem Auge blicken sie nur immer auf den Glücksstand Anderer, und fühlen sich höchst unglückselig, wenn sie mit ihrer Arbeit das nicht zu erreichen vermögen, was jene erreicht haben. „Was habe ich nicht Alles gearbeitet, wie habe ich mich nicht abgequält, um diese Unterkunft, jene Stelle mir zu erringen? Trotz aller Mühe ist sie mir entgangen, und einem Menschen ist sie zu Theil geworden, der im Vergleich gegen mich so gut wie nichts geleistet und nichts aufgeopfert hat." So klagt der Murrende. Mag seyn, daß du mehr geleistet hast als jener. Aber bist du deßhalb befugt, mit Gott zu rechten? Wie, wenn jener Mensch sonst sehr würdig wäre? Wenn er das Wenige, das er gearbeitet, aus Liebe zu Gott und aus Gehorsam gearbeitet hätte? Wie, wenn dieser Andere, wie Petrus, zum zweiten Male, und zwar auf das Wort des Herrn, sein Netz ausgeworfen, und auf diese Art schnell wäre gesegnet worden? Warum wolltest du verzagen? Könnte deine bisherige Arbeit nicht auch dem vergeblichen Arbeiten des Petrus gleichen? Warum willst du dich entmuthigen lassen? Gott wollte vielleicht dein Vertrauen auf die Probe stellen. Ist das, was du zu erringen trachtetest, wirklich gut für dich, nun so wirf abermal dein Netz im Vertrauen auf Gott aus, und du wirst einen desto reichlicheren Zug thun. — „Wir haben bisher Alles auf unsere Kinder verwendet," höre ich Eltern in ihrem Mißmuthe sprechen, „wir haben Sorge, Mühe und Geld, alles Erdenkliche auf unsere Kinder verwendet, und doch kommen sie nicht vorwärts, wie anderer Leute Kinder, auf welche ihre Eltern lange nicht so viel verwendet haben. Dessenungeachtet müssen wir sehen, wie von diesen eines um das andere schnell sein Glück macht. Wir wollen nur

ablassen von unserer Arbeit und Sorge; es geht doch den Weg, den es gehen soll!" O ihr Kleingläubigen! hätte ich euch beinahe zugerufen. Wisset ihr denn auch, was ihr begehret und redet? Wisset ihr, was unter dem Glücke Anderer zu verstehen ist? Vielleicht denkt ihr euch etwas ganz Unrechtes darunter, vielleicht habt ihr dabei nur irdische Vortheile, ein behagliches Leben oder den äußern Glanz im Sinne? und deßwegen wolltet ihr sagen, an euren Kindern hättet ihr keinen Segen? Das wäre sündhaft! Es wäre traurig, wenn eure Kinder kein höheres Glück erreichten! Arbeitet fort! der gute Same, den ihr mit einem guten, aufrichtigen Herzen aussäet, wird euren Kindern später gewiß einmal zur reichen Ernte werden, und sollte es auch erst geschehen, wenn euch das kühle Grab decket. Ferner: besinnet euch auch ein wenig, ob die Schuld nicht auf euch selber zurückfällt, so daß ihr euch also selber anklaget, wenn ihr über das Mißlingen eurer Eltern-Sorgen klaget. Erforschet eure Absichten, ob sie lauter sind; ob ihr nicht etwa aus euren Kindern machen wollet, was ihre Anlagen, ihre Natur und ihr Temperament nicht anrathen, was euch also Gott selber mißräth? Prüfet euch also, ob ihr bei euren Arbeiten auch gegen Gottes Willen den schuldigen Gehorsam geübt habet u. s. w.

Da höre ich wieder einen Andern jammern und klagen: „Was Andere zum Aufblühen ihres Hauswesens, zur Förderung ihres Geschäftes gethan, das habe auch ich und wohl noch mehr und emsiger gethan; Jenen schlägt Alles zu Glück, mir wird Alles zu Wasser." Klagender! weißt du denn so ganz gewiß, daß es dein wahres Glück wäre, wenn du erhieltest, was Andere erhalten haben? Dann:

hast du schon zum zweitenmal dein Netz ausgeworfen? Endlich hast du bei deinen Bestrebungen den Willen deines himmlischen Vaters im Auge gehabt, oder deinen eigenen Willen?

Gehorsam ist der Weg, den du mit Petrus einschlagen mußt, um, wie Petrus, gesegnet zu werden. Gehorsam war die herrlichste, aber auch die segenreichste Eigenschaft aller frommen Diener Gottes bereits im alten, so wie im neuen Bunde gewesen. Durch Gehorsam ist Abraham gesegnet worden in seiner Nachkommenschaft. Seinen geliebten Isaak sollte er opfern! Und — Abraham gehorchte Gott. Unter den vielen Beweisen des Gehorsams der Heiligen führe ich nur das Beispiel der heiligen Landgräfin Elisabeth von Thüringen an. Diese Königstochter zeigte sich so groß im Gehorsame, daß sie noch im Palaste ihres Gemahles nach dem Winke des frommen Greises Conradus lebte, und unbedingt seinen Vorschriften gehorchte. Der ächte Gehorsam ist einfältig, schnell, stark, fröhlich, unterthänig und beharrlich. Der Gehorsame läßt durch nichts in der Welt sich von dem zurückhalten, was Gott, oder was an Gottes Stelle die Menschen verlangen. Haben wir diesen unbesieglichen Gehorsam bei unserer Arbeit, dann bleibt der göttliche Segen nie aus.

II.

Als Petrus den wunderbaren Segen sah, fiel er Jesu zu Füßen, und sprach: Herr! gehe von mir; ich bin ein sündiger Mensch! Er hielt sich dieses Segens nicht werth, und fügt sogleich den Grund bei: ich bin ein sündiger Mensch! Was soll man in dieser Aeußerung mehr bewundern, die tiefe Demuth oder die herzliche Dankbarkeit!

Der Herr war da gegenwärtig mit dem Wunder seines Segens. Diese Gegenwart konnte der aufrichtige Jünger kaum ertragen. O hätten wir nur den hundertsten Theil dieser dankerfüllten Demuth! Sie gefiel dem Herrn so wohl, daß er seinen demüthigen Petrus von nun an zum Menschenfischer bestimmte. — Möchte man doch nicht so häufig das Gegentheil von dieser Tugend gewahren! Gott, der Allgütige, öffnet uns seine segnende Hand täglich, freilich nicht mit einem so augenfälligen Wunderglanze; aber mit nicht geringerer Güte und Liebe. Oder ist es nicht ein Wunder im Großen und Ganzen seiner Schöpfung, daß Gott jährlich den Schooß der Erde so reich befruchtet, daß Millionen von Menschen und Thieren gesättigt werden? O! wer diese Wunder nicht sieht, der ist ein Blinder und Undankbarer! Und deren sind Legionen! Das halten wir leider für wenig oder gar nichts, daß uns Gott täglich erhält und sättigt. Wie selten bethen wir den durch seine Gaben-Spendung uns allzeit gegenwärtigen Gott in wahrer Demuth an! Wie ist es ein wahrhaft seltener Fall, wenn wir uns seiner Gaben unwürdig fühlen! Haben wir viel und in Ueberfluß, so wollen wir noch mehr; empfangen wir einmal nicht so reichlich, so sind wir mißvergnügt, oder wollen schon verzweifeln. Ueberall ist Fülle in Gottes Natur, aber da giebt es Wesen, wie die dürren Kühe Pharao's, die da den Segen Gottes verzehren, und doch nicht feit und nicht satt werden, die stets sich größere Güter versprochen haben, als sie erhalten. — Und wo ist Einer, der Gott die Ehre gäbe? Wo sind Jene, die bei dem reichsten Segen ihrer Arbeiten sich dieses Segens für unwürdig halten? Werden wir an Früchten und Wohlstand, an Gesundheit und Wohlergehen noch so reichlich gesegnet,

wo spricht da Einer: Herr! weiche von mir, denn ich bin ein sündiger Mensch! Vielmehr ruft der Eine da, der Andere dort: ich bin noch weit größerer Güter werth; ich stehe im Nachtheile gegen meinen Nachbar, der mehr erhalten und nicht so viel verdient hat! —

Weil es so gar sehr an Demuth fehlt, darum will auch das von Gott Bescherte oft nicht angedeihen. Wollen wir wahren und nachhaltigen Segen von unseren Arbeiten, so müssen wir vorerst wahren Gehorsam und wahre Demuth uns aneignen; und bei Allem, was uns Gott für unsere Mühe und Arbeit zutheilt, sey es viel, sey es wenig, aufrichtig bekennen: Herr! wir sind dessen nicht werth, denn wir sind sündige Menschen! Amen.

Vierter Sonntag nach Pfingsten.

(1837.)

II.

Auf dein Wort will ich das Netz auswerfen. Luk. 5, 5.

Zwei gewöhnliche Vorurtheile der Menschen werden im heutigen Evangelium widerlegt, widerlegt durch die Sprache der That, durch die Darlegung eines merkwürdigen Vorganges. Sieh! dort an den Ufern des Sees Genesareth arme Fischer beschäftigt mit Reinigung ihrer Netze; nicht weit davon soll ein Schifflein etwas vom Lande abstoßen

und dem Herrn als Rednerstuhl dienen, von dem aus er zum Volke sprechen will. Mit dem nämlichen Schiffe, auf dem Jesus zum Volke geredet, also nach Menschenseelen gefischt hatte, sollte Simon auf die Höhe fahren und seine Netze zum Fischfange ausbreiten. Sieh! wie innig hier das Seelengeschäft mit dem irdischen Arbeiten sich verbindet! Es kann also wohl unsere Berufsarbeit mit Gebeth, mit der Andacht und der Sorge für das Seelenheil sich verbinden; ja wir sorgen dann recht eigentlich für unsere Seele, wenn wir um die möglichst genaue Erfüllung unserer Berufspflichten besorgt sind. Ein Vorurtheil ist es also, wenn man glaubt, wer sich ganz der Frömmigkeit hingeben wolle, der könne keine irdischen Arbeiten und Geschäfte mehr betreiben. Ein eben so großes Vorurtheil ist es, zu glauben, wer den irdischen Geschäften emsig obliege, den dürfe man für keinen emsigen Christen ansehen, als ob die irdische Arbeit den Menschen schlechterdings von seinen Christenpflichten abhielte! Dieß ist nicht richtig. Es kömmt vielmehr Alles darauf an, in welcher Gesinnung und Absicht wir arbeiten und uns um das Zeitliche bewerben. Das Eine muß man thun, das Andere nicht unterlassen. Auf demselben Schiffe wird das Netz ausgeworfen, und das Reich Gottes gepredigt. Erst nach angehörter Predigt erfolgt der reiche Fischfang. Christen! von unserer Gesinnung hängt es ab, daß wir bei unseren Arbeiten mit dem zeitlichen auch den ewigen Segen erzielen, oder aber daß wir beiderlei Segen verfehlen. Wie arbeiten wir nun

I. Zum Segen?

II. Wie zum Unsegen?

I.

„Wenn ihr mit Christo auferstanden seyd," sagt der Apostel (Koloss. 3.), „so strebet nach dem, was oben ist, wo Christus zur Rechten Gottes sitzt! Richtet euren Sinn auf das Himmlische, nicht auf das Irdische!" Damit hat uns der Apostel die Richtschnur gegeben, nach welcher der Christ sein Streben, Arbeiten und Ringen einzurichten hat. Alles soll er auf das Himmlische beziehen; nicht auf das Irdische soll er seinen Sinn richten, dasselbe nicht als seinen höchsten und letzten Endzweck ansehen, nicht vergessen soll er der ewigen Güter. Die Erde und ihre Güter soll er als Mittel gebrauchen für den Himmel, auf der Erde soll er arbeiten, um den Lohn des Himmels zu verdienen. In der Welt, nicht für die Welt, nicht für sein kurzes, ungewisses Daseyn in der Welt soll er arbeiten; oder wie der Apostel anderwärts lehrt, die Welt und ihre Güter soll er genießen, als genöße er sie nicht; er soll seinen Besitz so besitzen, als besäße er ihn nicht; er soll so leben, als habe er nichts, und besitze doch Alles. Das ist ganz gewiß die rechte christliche Lebensweisheit, mit dem Leibe auf der Erde, mit dem Geiste und Streben im Himmel seyn.

Es will wohl verstanden seyn, was uns die Offenbarung von dem Unterschiede zwischen zeitlichen und ewigen Gütern sagt. „Suchet vor Allem das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit, das Uebrige wird euch beigelegt werden." Wir fügten uns selbst den bittersten Schaden zu, wollten wir diese und andere Aussprüche der ewigen Weisheit zu Gunsten unserer Gemächlichkeit und Trägheit auslegen. So wenig liegt darin eine Rechtfertigung der Unthätigkeit, daß es vielmehr die nachdrücklichste Mahnung zur Arbeit ist.

Sucht denn wohl der Träge das Reich Gottes? Niemand hat noch das Reich Gottes an sich gerissen durch Trägheit, Niemand dadurch, daß er die Hände ruhig in den Schooß legte. Der Schweiß aller heiligen und frommen Menschen ruft uns zur Thätigkeit auf. Wo hat ein Einziger unter ihnen den Sieg errungen ohne Kampf, oder die Prüfung bestanden ohne Versuchung, oder die innere Zufriedenheit errungen ohne Arbeit und Entbehrung? Zur Arbeit ruft uns Christus in dem Gleichnisse von den Arbeitern, in dem Gleichnisse von den Talenten, von dem ungerechten Verwalter.

Arbeit legt uns nicht die Welt allein, Arbeit legt uns das Reich Gottes selber auf. Nur durch Schweiß, Arbeit und Gewalt bahnen wir uns den Weg dahin. „Das Himmelreich leidet Gewalt, und nur die sich Gewalt anthun, werden es an sich reißen.“ Nichts auf Erden arbeiten und nicht für die Erde allein arbeiten ist gewiß nicht Ein und Dasselbe. Eine heilsame Gewalt müssen wir uns anthun auf der Erde — und zwar für den Himmel, für das Reich Gottes. Dieses göttliche Reich suchen wir durch die Arbeiten in unserem Berufe; unsern Beruf aber sollen wir gewiß machen durch gute Werke. Wir können auf Erden Gott nicht anders dienen, als durch die Arbeiten unsers Berufs; denn deßwegen hat Gott einem Jeglichen seinen Beruf angewiesen, deßwegen hat jeglicher Beruf seine eigene Beschwerden. Glauben wir nur nicht Gott zu gefallen, wenn wir immer in müssiger Betrachtung überirdischer Gegenstände dahinleben wollten, ohne Hand und Fuß zu bewegen, ohne die Körper- und Geistes-Kräfte zu gebrauchen. Der Vogel ist geboren zum Fluge, der Mensch zur Arbeit. Beide

ernährt Gott, aber nicht ohne ihr Zuthun. Der Vogel muß seiner Nahrung nachfliegen, der Mensch derselben nachgehen. Wie aber arbeitet der Christ mit Segen? Wenn er mit christlicher Gesinnung arbeitet. Was heißt das?

Das heißt: Er arbeite im Hinblicke auf die Ewigkeit, auf den Willen Gottes, auf seine Bestimmung. Er sehe seine Arbeit an als die ihm von Gott vorgelegte Aufgabe; er verrichte sie aus Liebe zu Gott; er ertrage aus derselben Liebe die Beschwerden, und betrachte solche als das ihm von Gott aufgeladene Kreuz, wohl erwägend die Einladung des kreuztragenden Heilandes: „Wer nach mir kommen will, der nehme sein Kreuz auf sich und folge mir nach.“ Eine solche Gesinnung giebt Frieden und Segen; denn so arbeitet der Mensch nicht mehr für die Erde, sondern für den Himmel; so wird seine Arbeit selbst Gottesdienst; so ist keine Gefahr vorhanden, daß dabei die Seele verkümmere durch irdischen Sinn und durch Verfallen in Gottesvergessenheit. So ist Gott dem Menschen nahe, und giebt ihm auch die Gaben seiner Gnade; wie wir dieß an den arbeitsamen Fischern heute sehen. Gerade bei der Arbeit naht sich ihnen der Herr, und segnet sie mit Fischen, aber auch mit der Himmelsspeise seines Wortes.

Der Christ arbeite mit christlicher Gesinnung — heißt zweitens: Er unterbreche manchmal seine irdischen Arbeiten und Sorgen, und mache dem Gebethe Platz und der Sorge für die Seele. Dort im See Genesareth stehen zwei Schiffe, zum Fischen bestimmt, nicht weit davon am Ufer die hörbegierige Menge Volks, das auf einige Zeit seine Arbeit bei Seite gelegt hatte, um die Nahrung des Geistes bei Christus zu suchen. Siehst du da, wie die Sorge für

die Seele und die Sorge für den Leib sich so nahe sind! Unsere Sonn- und Feiertage sind die Zeiten heiliger Ruhe, wo das christliche Volk sich zu Christus drängen, sein Wort hören und im Herzen nach Hause tragen, wo es den matten Körper ruhen lassen, für den Geist aber arbeiten soll. Und dieß bringt Segen für beide. Wirst du auszureichen glauben mit der frostigen Entschuldigung: Meiner Berufsarbeiten sind so viele, daß ich den Gottesdienst nicht besuchen, meiner Andacht nicht pflegen, nichts Erbauendes denken oder lesen kann! O! so viel Zeit kannst du schon finden; so viel Unterbrechung gestattet selbst ein geschäftvolles Berufsleben. Es kömmt nur auf den guten Willen an; haushalte nur weise mit der Zeit, beschränke deine Ergötzlichkeiten, deinen Schlaf, deine Mahlzeit, und du wirst für deine Seele immer einige Zeit finden. Für Vergnügen und Zerstreuungen findet man allemal Zeit, nur für den Dienst Gottes ist sie immer zu kurz, und Manche finden sie nicht einmal zur österlichen Beicht und Kommunion! Wie werden jene im Gerichte bestehen, wenn es heißen wird: Gebt Rechenschaft für so viele Stunden, Tage und Wochen, die ihr im Sinnen-Genusse, in unlauterer Gesellschaft, mit elenden Gesprächen, mit Schlafen und Essen vergeudet, und eurer Seele geraubt habt. Ja! gebt Rechenschaft von den verlorenen Minuten und Stunden, die zusammen viele Tage und Monate geben. Wenn ihr sie zur Arbeit oder für eure Seele verwenden solltet, dann hattet ihr immer Noth an der Zeit; zu eurem Nichts- oder Uebelthun hattet ihr immer Ueberfluß daran! Ihr müsset euch doch auch Zeit zum Sterben nehmen; so nehmt euch auch Zeit zu einem christlichen Leben!

Arbeite mit christlicher Gesinnung, das heißt drittens:

Wirf manchmal das irdische Gewicht deines Eigennutzes, deines Ringens, immer mehr zu seyn und mehr zu haben, ganz von dir, erwäge mit Ernst deine letzten Dinge, geh ohne Schonung mit dir zu Gerichte, und sage dir öfter selbst mitten unter deiner Geschäftigkeit: Du Thor! heute noch kann man deine Seele von dir fordern! Wie würde es dann mit ihr stehen? „Christus stieg in das eine Schiff, welches Simon gehörte und bat ihn, ein wenig vom Land abzustoßen; nun setzte er sich, und lehrte das Volk vom Schiffe aus!“ Sehen wir da nicht eine Lehre für uns in dem Verfahren unseres Herrn? Er ließ vom Land abstoßen, nur in einiger Entfernung davon konnte er das Volk übersehen und selbst von ihm gesehen werden; nur so glaubte er ihm verständlich zu seyn und mit Erfolg in's innerste Herz reden zu können. Von Zeit zu Zeit mußt du im Geiste, o Christ! von der Erde dich entfernen, mußt dich über sie erheben, ernste Betrachtungen anstellen über die Vergänglichkeit der Erde, mußt öfter aussteigen aus dem Schiffe deiner wirren Geschäftigkeit, um, wie die Fischer, deine Netze zu waschen, die Netze deiner Begierlichkeit, deines Geizes, deiner Lauigkeit und Kälte; diese Netze zerreißen bald, und lassen dich durchfallen, oder sie umgarnen dich, ziehen dein Herz zusammen und fesseln es an den Augenblick, machen dich vergessen auf Gott und auf dich selber! O! dieß ist die ärgste Vergessenheit! Sie macht dich gleich dem Stockblinden, der sich selbst nicht sieht, und dem Stocktauben, der keinen süßen Glockenschall hört, der zur Andacht weckt, der keinen Donner und sich selbst nicht hört. So hörst auch du nicht mehr die Stimme Gottes, die dich an die Ewigkeit mahnt, nicht mehr die Donner seiner erschütternden Gerichte! — So

stoß denn mit dem Schifflein deiner irdischen Geschäftigkeit ein wenig ab vom Lande, auf daß du siehest, was vorgeht in der Ferne und in deiner Umgebung, daß du wieder zu dir selbst kömmst, daß du deine vielen Versäumnisse und Ausschweifungen bemerkest, kurz, daß es wieder licht und helle um dich her werde. Stoß ab von der Erde, erwäge die Zukunft, das Gericht und seine Schrecken; frage dich selbst: Was soll's, was wird's endlich werden mit meinem rastlosen Rennen und Treiben, Arbeiten und Sorgen, Schwitzen und Sammeln? Wird es nicht auf einmal aus seyn damit, wie mit einer Seifenblase? Und dann, dann — hab' ich mit allem Arbeiten nichts gearbeitet! Was wird's werden mit meinem Gelde, das ich gierig zusammengerafft habe? Wie, wenn auch des Blutgeldes nicht wenig dabei wäre? Wer wird alles Erhaschte und Zusammengeraffte nach mir besitzen? Vielleicht, ja fast gewiß — ein undankbarer Erbe, der es verpraßt und sich die Hölle damit erkauft! Stoß ab mit dem wankenden Schiffe deiner irdischen Geschäftigkeit. So lange du dicht am Ufer hältst, siehst du nur die Erde und einige Gegenstände, an diese hängst du dich, und kömmst nicht weiter; du bist blind für die unabsehbare Ewigkeit, du versperrst dir die so reizende Aussicht in dieselbe. Ob du in dieser Lage nicht einem Menschen gleichst, der im Dickicht eines Waldes steckt, und so nur einige Bäume sieht, während ein anderer auf einer entfernten Anhöhe — den ganzen Wald mit allen seinen herrlichen Abwechslungen und Partheien überblickt? Ob du nicht wie in einem Sacke gefangen bist, außer dem du nichts siehst! —

Stoß denn ab von der Erde; sonst wirst du blind und taub für Gott; du arbeitest dich müde und läufst dich

wund, aber gewiß nicht für dein Heil, nicht für die Ewigkeit; wohl aber für ein Schattenbild, für einen Augenblick, der schon verschwunden ist, wenn du daran denkst, ihn zu ergreifen!

Frage dich mehrmal des Tages nur so ganz einfach: Wozu arbeite ich? Was werde ich erzielen? Kann ich einen Lohn erwarten? Arbeite ich aus Liebe zu Gott, zu meinem Heile und zum Wohle meiner Brüder? Wird dieser Tag, dieses Unternehmen, diese Beschwerde für die Ewigkeit zählen? — Stoß ab von der Erde, überdenk dein Ziel und Ende, erwäge die Ewigkeit, und sammle dir ihre Güter; sieh! so arbeitest du mit Segen, denn du arbeitest für Gott und für deine gottähnliche Seele.

Arbeite mit christlicher Gesinnung, das heißt viertens: Arbeite wie Petrus, mit gleichem Vertrauen auf Gottes allmächtigen Beistand. Petrus wußte und sagte es, daß sie fruchtlos gearbeitet hatten; schon war ihm der Muth entschwunden, die Arbeit von neuem aufzugreifen: „Lehrer! wir haben die ganze Nacht gearbeitet und nichts gefangen." Sollte er wieder sein Netz auswerfen, um nochmals vergeblich zu arbeiten? Wie? vergeblich? so klein kann Petrus gar nicht denken! Vergeblich? wenn der Herr den Zug gebeut? Nicht auf Glück und Zufall, aber „auf dein Wort will ich das Netz auswerfen." Welch ein Zug! das Netz will zerreißen; sie müssen ihre Mitgenossen herbeirufen; beide Schiffe werden voll, und drohen das Untersinken! Wo Gottes Segen ist, da ist Fülle und Ueberfluß; und wer im Vertrauen auf Gott arbeitet, über den ergießt sich sein Segen im Ueberfluß. Warum arbeiten wir so oft ohne Segen? Ich will es nur kurz sagen: weil wir ohne Gott und nicht für Gott arbeiten. Einer denkt auf nichts, als auf Vermehrung seiner Habe; er will seinen Kindern so viele Tausende zurücklassen; er selbst will den reichen

und angesehenen Mann spielen; er berechnet die Frucht, den Erfolg seiner Arbeiten und Unternehmungen bis auf's Kleinste hinaus; bis zu diesem Jahre, bis zu jenem Tage, sagt er sich, muß ich so viele Tausende an Kapitalien, jene Ländereien, jene Wiesen und Wälder haben, so viel an Zinsen, so viel vom Viehstande gewinnen, so viel jedem meiner Kinder mitgeben. Der Thor hat gerechnet, und er hat sich auch recht thöricht verrechnet! Das berechnete Jahr und der Tag sind gekommen, aber mit ihnen ist statt der Glücksgüter und statt des Ueberflusses — Elend, Unglück, Noth und Armuth gekommen. Ganz billig! Er hat nicht im Vertrauen auf Gott gearbeitet, er hat im eigenen Vertrauen gearbeitet; so mußte er auch erfahren, daß er auf einen recht elenden Menschen vertraut hat. — Ein Anderer hat schon oft Gottes Segen in Fülle empfangen; und zum Danke dafür spricht er beim dritten Worte: das habe ich erworben, gewonnen, das habe ich mir erarbeitet, erspart u. dgl. Gott läßt ab von seinem Segen, und er wird kleinmüthig und niedergeschlagen; statt daß er mit Petrus sagen sollte: Herr! auf dein Wort will ich von nun an das Netz auswerfen. —

Ein Hausvater thut sein Mögliches, er arbeitet, unternimmt Manches, ist klug und umsichtig, sparsam und mäßig, und es will nichts anschlagen, nichts fortgehen. Ich weiß ein Mittel, das mehr ist als alle seine Arbeit und Sorge: er werfe einmal nur im Vertrauen auf Gott sein Netz aus; ob er nicht einen reichen Zug thut? denn an diesem Vertrauen hat es ihm bisher gefehlt!

Viele arbeiten, aber sie bethen nicht um den göttlichen Segen; daher kein Fortgang, kein rechtes Gedeihen. „Beth' und arbeit, Gott giebt allzeit" — dieß ist das beste Mittel, das man Jedem anrathen muß. — Es ist gar bezeichnend, was Petrus sagt: Wir haben die ganze Nacht gear-

beitet! Viele arbeiten viel, denn sie arbeiten die ganze Nacht, und fangen dennoch nichts; erklärlich: sie arbeiten bei der Nacht. Die Nachtarbeiten haben etwas Unvollkommenes, sie gehen nicht rasch, sie werden nicht genau, ja sie verderben öfter Vieles, was man nicht mehr verbessern kann. Es fehlt ihnen das nothwendige Element, das Licht. Des Lichtes entbehren auch oft unsere Arbeiten, sie geschehen nicht im Namen Gottes, nicht im Vertrauen auf sein Wort, sie geschehen in unserem eigenen Namen, im Vertrauen auf unsere eigene Kraft, auf unser oder anderer Menschen Wort. So kommen sie nicht zum Segen; die Arbeit ist fruchtlos; sie ist wie ein Ackerfeld, das viele Halmen hat, woran aber taube Aehren sind. So ist's im Zeitlichen, aber auch im Ewigen. Manche streben nach Erkenntniß und Einsicht, aber sie bleiben unwissend und verkehrt, denn sie wollen nicht die Weisheit, die aus Gott ist und auch nur von Gott gelehrt wird; so bleiben sie ein tönendes Erz und eine klingende Schelle. Der Ton des Wortes Gottes dringt zwar an ihr Ohr, aber er dringt nicht in's Herz. Es bleibt immer wahr, was der Apostel (1. Kor. 3, 6. 7.) sagt: „Ich habe gepflanzt, Apollo hat begossen; aber Gott hat das Gedeihen gegeben. Also gilt weder der pflanzt, noch der begießt, sondern nur der, welcher das Gedeihen giebt, Gott.“ — Arbeiten im Vertrauen auf Gott, arbeiten auf Christi Wort — das bringt Segen. Daraus läßt sich schon vorläufig abnehmen, wann wir mit Unsegen arbeiten.

II.

Wer wird nicht zum Segen arbeiten? Wem es an den Eigenschaften des evangelischen Fischers Petrus fehlt; wer nicht emsig arbeitet, wer bald unmuthig und kleinmüthig wird, wenn die Arbeit keinen Fortgang gewinnt, der

wird nicht mit Segen arbeiten. Unter Arbeit verstehe ich nicht bloß das Ringen um Zeitliches, sondern auch das Streben nach Besserung und sittlicher Vollkommenheit; denn dieß ist doch die wichtigste und schwerste Arbeit. Die ganze Nacht vergeblich arbeiten, und doch den Muth nicht verlieren; sondern von Neuem anfangen im Vertrauen auf Christus, und fort und fort an dem alten Menschen arbeiten, das heißt, wie Petrus arbeiten. Zurücktreten, die Hände müssig in den Schooß legen, wenn uns einige Versuche nicht gelungen sind, das heißt, es mit sich selber nicht gut meinen, vergeblich und recht eigentlich in der Nacht, d. i. ohne Segen arbeiten. Ihr Kleingläubigen, sagt solchen Zaghaften der große Fischer Petrus: hätte ich den gesegneten Zug gethan, wenn ich muthlos — auf des Herrn Wort nicht von Neuem mein Netz geworfen hätte? Christen! dieses Wort ergeht an euch alle, die ihr lange schon fruchtlos für eure Besserung oder für euren irdischen Wohlstand gearbeitet habet. Ihr habt bisher nicht auf des Herrn Wort das Netz ausgeworfen, thut es einmal in Christi Namen, und ihr werdet Segen haben. Keiner wird zu Schanden, der auf Ihn vertraut. Niemals ist's zu spät, in Christi Namen an's Werk zu gehen. Seine Güte ist wie die Sonne; verbirgt sich diese auch bisweilen hinter den Wolken, so ist sie doch am Himmel, und unvermerkt tritt sie wieder im vorigen Glanze hervor. Seyd standhaft, harret aus, sonst arbeitet ihr ohne Segen; denn nur der Beharrliche macht sich desselben würdig. Stellet euch vor, ein Eigenthümer habe seinen Weinberg sieben Jahre bestellt, mit Fleiß und Kosten bestellt, ohne von ihm belohnt zu werden; soll er deßwegen seine Hand von ihm abziehen? Nein! das zehnte Jahr, ein Segen-Jahr, bringt ihm Alles vielfach ein. Hat er nicht sich selbst den Verlust zuzuschreiben, wenn er überdrüssig der Arbeit und der

Kosten kurz vor dem Glücksjahre seinen Weinberg um ein Geringes veräußert hat?

Darum vertraut und harret aus; habet ihr die ganze Nacht gefischt und nichts gefangen, ein einziger glücklicher Zug am Morgen lohnt hundertfach eure Mühe. Weil aber Viele diese Ausdauer nicht haben, darum arbeiten sie ohne Segen.

Von den beglückten Fischern heißt es im Evangelium: Sie winkten ihren Mitgenossen, die im andern Schiffe waren, um ihnen zu Hülfe zu kommen. Nicht wahr, ein schöner Zug von Nächstenliebe? Sie theilen alsbald von ihrem Glück auch Andern mit; sie wollen mit ihrem Segen gleich wieder Andere segnen. So macht es nicht der Geizige; er giebt nicht einmal das, was ihm zu Grunde geht. Warum weicht von Manchen der göttliche Segen? Weil sie mit dem geizen, was der Herr ihnen beschert hat. Sie wähnen, es sey für sie allein — engherzig und niedrig schließen sie ihre Mitmenschen aus; sie bedenken nicht, daß Gott in Einem Viele segnen will, und daß nur die menschliche Verkehrtheit es ist, welche für sich allein behält, was Gott Mehreren und Vielen zu Gute kommen lassen will! Weil sie hart und lieblos sind, weil sie Gott im Wohlthun nicht nachahmen durch Wohlthaten an ihren Mitbrüdern; darum arbeiten sie von nun an ohne Segen. Wohlthun und barmherzig seyn armt nicht; Gottes Segen macht Viele auf einmal reich; dieß sehen wir im Evangelium. Daß die Gesegneten auch die Andern an ihrem Segen Antheil nehmen ließen, verkürzte die Ersteren nicht; vielmehr „füllten sie beide Schiffe so an, daß sie untersinken wollten." Hört es, ihr Geizigen und Unbarmherzigen!

„Als dieß Simon Petrus sah, fiel er Jesu zu Füßen und sprach: Herr! gehe von mir; ich bin ein sündiger Mensch!" Hier haben wir schon wieder eine Petrus-

Tugend, die den Segen des Himmels fließen machte; zugleich haben wir aber auch das Laster vor Augen, welches die Frucht unserer Arbeiten ertödtet. Bei Petrus war die Tugend der Demuth und der gerührtesten Dankbarkeit, was den Segen herbeizog; bei uns ist gar oft das Laster des Stolzes und der Undankbarkeit, was den Segen zurückdrängt. „Geh von mir, denn ich bin ein sündiger Mensch!" Sind dieß etwa die Worte eines widerspenstigen Kranken, der zum Arzte sagt: Geh von mir, denn ich bin so krank, daß du mich nicht heilen kannst! Nein! in einem Petrusmunde haben sie die edelste Bedeutung. Das Gefühl seiner Unwürdigkeit für einen so wundervollen Segen, sein Staunen, seine gränzenlose Dankbarkeit, seine höchste Ehrfurcht gegen den Herrn, das Bewußtseyn seiner Nichtswürdigkeit gegen die Größe Gottes entlockten ihm, dem demüthigen Petrus, diese Worte, als wollte er sagen: Dein Segen, o Herr! ist so groß, daß er mich Sünder vor Beschämung zu Boden drückt, daß ich ihn nicht tragen kann! Was thun **wir**, wenn uns Gott segnet? Die Gesundheit, Bewahrung vor Unglück, vor dem Fall in grobe Ausschweifungen, Wohlstand, Ruhe und Frieden u. dgl. erscheinen uns als **gewöhnliche** Wohlthaten, als solche rühren sie uns gar nicht einmal; **außerordentliche** Wohlthaten des Glückes für den Leib oder ungewöhnliche Gnaden für die Seele gehen uns gleichfalls nicht sehr zu Herzen; wir schreiben sie immer gerne auf unsere eigene Rechnung! Bei dem Einen hat es ein glücklicher Zufall, beim Andern seine Kraft, Ausdauer und Geschicklichkeit gethan, bei einem Dritten ein mächtiger Freund u. s. w. So schreiben wir in unverzeihlichem Undanke dem Zufalle oder unserem Verdienste oder andern Menschen zu, was ein reines Geschenk der Gnade ist. O größte, schmählichste aller Undankbarkeiten! So wie einmal der Mensch denkt: das habe ich

gethan, erarbeitet und durchgeführt; jenes hat ein Anderer gethan, oder ein günstiger Umstand herbeigeführt: so arbeitet er von nun an zum Unsegen, denn er verhöhnt den göttlichen Segen, indem er sich selbst oder ein anderes Geschöpf als den Urheber des Segens träumt.

Ohnehin kann derjenige Gottes Segen sich nicht versprechen, der den empfangenen Segen mißbraucht zur Sünde, zur Ausschweifung; sein Ansehen zur Unterdrückung des Nächsten, seine Geisteskräfte zum Dienste des Bösen, seine Gesundheit und Güter zur Lust und zur Ueppigkeit. Ein solcher begeht den ärgsten Frevel; er macht Gottes Segen zum Werkzeuge des Bösen; gewiß muß Gott ihm dann dieses schädliche Werkzeug aus den Händen nehmen.

Folgen wir, wenn wir nicht mit Unsegen arbeiten wollen, Petrus nach; danken wir allzeit und für Alles, auch für die unscheinbarste Wohlthat; der kleinere Segen unseres gütigen Gottes hat immer, wird er gut benützt, einen größeren im Gefolge. An Petrus haben wir den Beweis. So gnädig nahm der Herr die gerührte Gesinnung über den glücklichen Fischzug auf, daß er ihm zusprach: Fürchte dich nicht; von jetzt an sollst du Menschen fangen!

Christen! haben wir die Jünger bisher bei ihrem Fischfange begleitet, so laßt uns ihnen auch nach demselben folgen. Das Evangelium rühmt von ihnen: „Nun brachten sie ihre Schiffe an's Land, verließen Alles, und folgten ihm.“ Der zeitliche Segen zog sie also hin zur Nachfolge Christi, folgen auch wir ihm, unserem Herrn und Gott; dann sind wir wahrhaft gesegnet für Zeit und Ewigkeit! Amen.

Inhalt.

	Seite
Erster Sonntag in der Fastenzeit.	1
Zweiter Sonntag in der Fasten.	9
Dritter Sonntag in der Fasten.	23
Vierter Sonntag in der Fasten.	33
Passionssonntag.	47
Palmsonntag.	57
Ostersonntag.	73
Erster Sonntag nach Ostern.	92
Zweiter Sonntag nach Ostern.	111
Dritter Sonntag nach Ostern.	131
Vierter Sonntag nach Ostern.	141
Fünfter Sonntag nach Ostern.	153
Sechster Sonntag nach Ostern.	167
Pfingstsonntag.	179
Erster Sonntag nach Pfingsten.	197
Zweiter Sonntag nach Pfingsten.	207
Dritter Sonntag nach Pfingsten.	218
Vierter Sonntag nach Pfingsten. I.	237
Vierter Sonntag nach Pfingsten. II.	245

Staatliche Bibliothek
Regensburg

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Düx, Johann Martin,

Der Ruf des Evangeliums ein vollständiger Jahrgang von Predigten über die sämmtlichen Evangelien des katholischen Kirchenjahres

Bd.: 2

Regensburg 1842

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Prü.1849(1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11173614-5